<366036671200 12

<366036671200 12

Bayer. Staatsbibliothek

~~Hk 22734~~

Oeconomica. Systemata & methodi

117.

Oecon. 1289-4,2

Des
Hausvaters
Vierten Theils
Zweytes Stück.

Inhalt:

IX. Abth. Die Beschäfftigungen des Hausvaters.

X. — Der Hausvater nach der Mode.

XI. — Das Verhalten bey Gefahren und insbesondere im Kriege.

XII. — Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.

XIII. — Der Hausvater sein Arzt.

XIV. — Nacherinnerungen.

Hannover,

Im Verlage seel. Nic. Försters und Sohns Erben

Hof-Buchhandlung.

1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Admonere voluimus, non mordere: prodeſſe, non lædere: conſulere moribus hominum, non officere.

Eraſmus.

Neunte Abtheilung.

Die Beschäfftigungen des Hausvaters.

S'éleve qui voudra, par force ou par adresse,
Jusqu'au sommet glissant des grandeurs de la Cour
Moi, je veux, sans quiter mon aimable sejour
Loin du monde & du bruit rechercher la sagesse.

d'Hainaut.

§. 144.

Der Mensch ist nicht misvergnügter, als wenn er gar nichts um die Hand hat, und müssig gehen muß. Wir suchen stets unsern Körper und unsern Gemüth in einer Bewegung zu erhalten, und bald dieses bald jenes vorzunehmen; dieses nennen wir denn, **sich beschäfftigen**, und die Handlungen, welche wir in dieser Absicht vornehmen, unsere **Beschäfftigungen.**

So sagt man, **Minnellius** sey ein beschäfftiger Mann, weil er den ganzen Tag über in Büchern studiert, Auszüge macht, und schreibt. **Columellæ** ist ein beschäfftigter Landwirth, weil er den ganzen Tag im Hause, in den Ställen, auf dem Acker, und bey

den Arbeitsleuten umhergeht. **Tubalcain** ist ein beschäfftigter Schmid, weil man ihn von des Morgens früh bis den Abend spät in der Schmiede hört. **Damon** ist ein beschäfftigter Hofmann, weil er erst sehr vielen Fleiß und mehrere Stunden auf seinen Anzug wendet, und demnächst bis in die Nacht aus einem Hause ins andere geht, um seine Aufwartung zu machen, und seinen Gönnern und Freunden zu bezeugen, wie sehr er ihnen ergeben sey.

§. 145.

Unsere Beschäfftigungen lassen sich in drey Klassen theilen.

1) Solche, wozu uns gewisse schuldige Pflichten verbindlich machen. §. 146.

2) Solche, wozu uns unser eigenes Interesse nöthiget. §. 147.

3) Solche, welche mehr willkürlich sind, und vorgenommen oder unterlassen werden können. §. 148.

Ganz verbotene, strafbare, oder sündliche Beschäfftigungen übergehe ich; denn dergleichen Handlungen, welche wir gar nicht vornehmen sollen, verdienen nicht den Namen von Beschäfftigungen. Es bleibt allemal unrecht, wenn wir uns damit beschäfftigen wollen, und ein frommer Hausvater nimmt sich davor billig in Acht.

§. 146.

Vor allen Dingen sind wir billig aufmerksam

1) solche Geschäffte, zu denen wir gegen andere verbunden sind, auszuüben. (§. 145.)

Denn wir setzen uns, wenn wir nachläßig darunter sind, in Gefahr und Verantwortung, weil allemal

mal eine gewisse Verbindlichkeit vorausgesetzt wird, nach welcher ein anderer uns dazu zwingen kann. Es sey nun, daß wir mit dem andern einen Vertrag eingegangen, und uns dazu verpflichtet haben; Oder aber wir haben ein gewisses Amt, und mit demselben die davon abhangende Beschäfftigungen übernommen; Oder aber wir besitzen gewisse Güter, oder ziehen Einkünfte, und müssen dafür gewisse Beschäfftigungen ausrichten; Oder wir müssen als Mitglieder eines Staats andern Nachbaren gleich thun; Oder wir bekennen uns zu einer Religion, welche gewisse Gebräuche zu beobachten befiehlet.

Ein jeder ist gemeiniglich schuldig, oder thut wohl, wenn er dergleichen ihm obliegende Beschäfftigungen, welche wir unter dem Namen der **Pflichten** fassen, auszuüben jedesmal bereitwillig ist.

Wir sagen also, dies erfordert meine Amtspflicht; Wir haben uns mittelst Vertrages verpflichtet; Die Freundschaftspflicht verbinde uns; Es erfordern die Regeln eines Ordens oder einer Gesellschaft; Es sey die Pflicht eines Patrioten, eines Christen, eines Menschenfreundes, eines getreuen Vaters, und so weiter.

Was in Ansehung der Religion und einer strengen Moral zu beobachten sey, muß ein jeder billig wissen, wenigstens setze ich bey meinem Vortrage solche Leser voraus, denen dies nicht unbekannt sey.

§. 147.

Nächstdem sorget 2) ein jeder, daß er sich mit demjenigen beschäfftige, was sein eigenes Interesse erfordert. (§. 145.)

Wer Güter hat, von deren Einkünfte er leben muß, beschäfftiget sich billig damit, daß er auf deren

gute Verwaltung, und daß alle Einkünfte zu seinem Besten verwandt werden, ein Augenmerk nimmt.

Wer bauen läßt, beschäfftigt sich, daß er selber mit zusieht, damit die Arbeit tüchtig gemacht, und unnöthige Kosten vermieden werden.

Wer einen Bau anfangen will, beschäfftigt sich vorher, daß er die Anschläge nachsieht, und einen Ueberschlag macht, ob er auch den Bau vollführen kann.

Wer in der Folge sein Brodt durch gewisse Geschäffte erwerben muß, beschäfftigt sich erst, um etwas rechtes zu lernen; Er sey nun ein Gelehrter, oder ein Künstler, oder ein Handwerker.

Wer von seiner Hände-Arbeit leben muß, beschäfftigt sich, um das Brodt für sich und die Seinigen zu verdienen.

Wer durch seinen Fleiß sich Vortheile stiften kann, beschäfftigt sich billig, daß ihm diese nicht entgehen, und setzt andere weniger angelegene Beschäfftigungen unterdessen lieber zurück.

§. 148.

3) Zu den willkürlichen Beschäfftigungen sollten wir aber billig nicht eher greifen, bis jene beyde erst besorgt sind. (§. 145.)

Diese willkürliche Beschäfftigungen sind von verschiedener Art; Einige davon gereichen zwar zu unserm Besten, wir könnten sie aber doch unterlassen, oder andern auftragen. Einige Exempel mögen dieses klar machen. Ich will ein Haus bauen, und mache dazu den Riß und die Modelle selber; Ich könnte solche von einem andern Baumeister verfertigen lassen, so ist diese Arbeit willkürlich. Tribonianus hat

eine

eine Stelle im Gerichte übernommen, man hat ihm aber einen Secretair zugegeben, um die Aufsätze und Ausfertigungen zu besorgen; Tribonianus glaubt in der Zeit zu gewinnen, auch seiner Pflicht ein größers Genüge zu leisten, wenn er die dem Secretair obliegende Arbeit selber übernimmt, so stehet ihm solches frey; er muß unterdessen nur nicht andre, ihm eigentlich obliegende, Geschäffte zurücksetzen.

Andre Beschäfftigungen haben hingegen gar keinen Nutzen, als nur um die Zeit hinzubringen. Z. E. Schach zu spielen: Wenn wir uns bey der Mahlzeit mehrere Stunden aufhalten, da wir uns höchstens in einer Stunde völlig satt essen könnten.

Unter dergleichen willkürlichen Beschäfftigungen haben die von der ersten Art allemal den Vorzug; wir pflegen aber nicht selten eben solche Beschäftigungen vorzuziehen, bey denen wir eigentlich gar keine Absicht haben, oder von denen wir doch keinen eigentlichen Nutzen erwarten können.

Hermion hat die wichtigsten Sachen auszuarbeiten, er muß viele Briefe schreiben, ein großer Haufen Clienten begehrt ihn zu sprechen. Er hat sich aber einmal vorgesetzt, alle Morgen eine bestimmte Stundenzahl umherzureiten; Er könnte dieses einen Tag aussetzen, oder bis auf den Nachmittag verschieben, oder nur das nothwendige erst ausrichten, und die Pferde eine halbe Stunde später vorführen lassen. Er sieht es aber jetzt als unentbehrlich an, daß er, da die Glocke schlägt, zu Pferde steigen muß; Es muß also alles bis zu seiner Zurückkunft warten. Er kommt vielleicht etwas früher zu Hause, um sich leichter zu beruhigen? Nein! Heute bleibt er gar noch eine.

Stunde länger aus, weil er sich für die auf ihn wartende Arbeit fürchtet; da diese doch vollendet seyn muß.

§. 149.

Eine Beschäfftigung greift unsern Körper mehr an, und ermüdet ihn mehr; andere gereichen hingegen zu unserer Aufmunterung und zum Vergnügen.

Solche Beschäfftigungen, wobey unser Leib oder auch das Gemüth angegriffen und endlich ermüdet werden, nennen wir **Arbeiten.** Da aber der Körper nicht beständig arbeiten kann, so suchen wir zwischendurch uns auch leichtere zur Aufmunterung gereichende Beschäfftigungen zu machen. Diesemnach können wir alle Geschäffte nach der Art des Eindrucks, den sie auf uns machen, eintheilen:

1) In **Arbeiten,** Travails, wobey wir den Körper oder das Gemüth anstrengen.

2) In **Pflichten,** Devoirs, wozu wir uns verbunden erachten, und deren Unterlassung unser Gewissen uns vorwirft. (§. 146.)

3) In **Geschäfften,** Occupations, welche wir ohne grosse Mühe vornehmen; wozu aber schon einiger Fleiß erfordert wird, und wobey wir gute Absichten haben.

4) In **Zeitvertreibe,** Amusemens, da wir blos etwas vornehmen, um die lange Weile zu vertreiben, und die Zeit hinzubringen.

5) In **Ergötzungen,** Plaisirs, wenn wir vornemlich solche Handlungen vornehmen, die uns aufmuntern, und in deren Wiederholungen wir ein Vergnügen zu finden vermeinen.

§. 150.

§. 150.

Da wir nicht allezeit arbeiten oder nützlich seyn können, (§. 149.) gleichwol vorzüglich auf Ausrichtung unserer Geschäffte und Pflichten denken, zugleich aber auch uns zwischendurch aufzumuntern und zu ergötzen suchen müssen; so beruhet alles auf eine gute Ueberlegung und geschickte Eintheilung der Zeit, um das nothwendige und nützliche mit dem angenehmen zu verbinden; Mithin dieses nicht zu unterlassen, und in jenem nichts zu versäumen.

Dieses ist eben das künstliche, worin die mehrsten Menschen fehlen. Wüßte ein jeder darunter ein rechtes Mittel zu treffen, so wären wir glückliche Menschen, und man würde nicht mit Recht an unsern Handlungen so viel auszusetzen finden. Wir sind nur gar zu gern gegen den Strom. Liegt uns ein Geschäffte ob, so sehen wir es als eine den Körper abmattende schwere Arbeit an, vor welcher uns grauet; Wird uns ein gewisser Zeitvertreib untersagt, oder beschwerlich gemacht, so setzen wir in dessen Genuß eine vorzügliche Glückseligkeit: Ueberhaupt haben unsere Passionen und unser Temperament gar zu vielen Einfluß auf unsere Beschäfftigungen.

Daher kann der eine in einer Arbeit eine Ergötzung finden, für welche ein anderer einen Abscheu zu haben glaubt. Man kann sich ein jedes Geschäffte angenehm, oder auch verdrieslich vorstellen, nachdem wir es von der einen oder andern Seite betrachten. Ich werde, um mich deutlicher zu machen, abermalen einige Exempel anführen.

Nimrodt ist ein passionirter Jäger. Es ist eine Arbeit für ihn, daß er sein Gewehr rein machen, die

Hunde warten, füttern, abrichten, und führen, sodann den ganzen Tag über bey heißem Sonnenschein so gut, als bey dem übelsten Wetter, stärkstem Regen und tiefstem Schnee viele Meilen weit umher wandern, oft mit Lebensgefahr durch Berg und Thal herum klettern, ja gar unter freyem Himmel schlafen, das geschossene Wild nach Hause schleppen, auch Bäume pflanzen und beschneiden muß. Er hat sich aber einmal verpflichtet, seines Herrn Waldungen in Acht zu nehmen, und die Jagd zu besorgen; Er muß sich auch dabey seinen Unterhalt verdienen, und würde, wenn er kein Wild schösse, auch kein Schießgeld bekommen. Er sieht es also nun nicht als eine Last an, daß er herum gehen muß, sondern findet darin eben den größten Zeitvertreib, daß er den ganzen Tag im freyen zubringt, und stets neue Gegenstände erblickt. Er ergötzt sich daran, wenn er die Listen des Wildes sieht, und solche durch seine Geschicklichkeit und Vorsicht vernichtet, mithin des Herrn Küche reichlich versehen kann.

Ein **Soldat** hat die beschwerlichste Arbeit, da er sein Gewehr und Kleidungsstücke ohne Unterlaß putzen und reinmachen; die mehrste Zeit auf den Wachen liegen, die zur Ruhe bestimmte Nächte theils bey dem traurigsten Wetter auf dem Posten, theils auf der harten Britsche zubringen; kümmerlich bey Wasser und Brodt leben, und gefährliche Märsche verrichten muß. Er sieht dies aber als lauter angenehme Zeitvertreibe an, und singet und pfeifet dazu, weil er ab und an noch eine Stunde behält, da er sich in seinen Gedanken recht ergötzen kann: Er überlegt, daß er, wenn er sich einem andern Handwerke hätte widmen wollen, sein Brodt vielleicht noch saurer verdienen

dienen müßte, und sich weniger Ergötzungen machen könnte.

Grammaticus widmet sich der Gelehrsamkeit, sitzt Tag und Nacht bey den Büchern, lieset sich die Augen blind, zieht sich durch vieles Sitzen allerley Schwachheiten zu, und schreibt so lange, bis seine Hand endlich alle Nacht ermüdet wird, und aus Müdigkeit die Feder fallen läßt: Er glaubt, daß er seine Zeit auf die angenehmste Art hinbringe, und ergötzet sich, daß er in seiner finstern Studierkammer einer völligen Ruhe genießen kann: Vornemlich freuet ihn, wenn er nun glaubt, eine neue Wahrheit entdeckt zu haben, um die Welt aus ihrem bisherigen groben Irthum auf den rechten Weg leiten zu können.

Andere finden des Grammatticus Beschäfftigungen so sauer als möglich, und unterziehen sich lieber andern schweren Arbeiten.

Scholarcha hat eine ziemlich starke Schule zu versehen, und findet ein Vergnügen darin, die ihm anvertrauete Jugend mit aller Treue zu unterrichten. Es ist für ihn der angenehmste Zeitvertreib, wenn er sie um sich hat, und sich mit ihnen unterhält; Es ergötzet ihn, wenn er erkennet, daß er durch seinen Unterricht Nutzen stiftet und belehret, auch durch sein liebreiches Betragen sich die Herzen aller gut denkenden jungen Leute verbindlich macht, so daß diese alles, was sie zu seiner Ergötzung beytragen können, hervorsuchen. Seine Collegen denken nicht also; sie finden, daß es die schwerste Last ist, eine Menge roher, wüster, ungesitteter, dummer Leute um sich zu haben; Sie quälen sich damit, daß viele von diesen nichts lernen wollen, und daß sie so manchen Schweißtropfen vergebens verlieren müssen; ohne sich zu prüfen, ob

nicht ihr eigener trockner Vortrag, ihre pedantische Manieren, ihre übertriebene platonische Strenge, ihr grämliches Betragen, eben die Ursachen sind, daß die Jugend einen Widerwillen, nicht allein gegen ihre Person, sondern auch überhaupt gegen das, auf eine eckelhafte Art von ihnen vorgetragene Gute, schöpfen muß.

§. 151.

Wie der Mensch überhaupt öftere Abwechselungen liebt, und sich nach etwas neues sehnet, also pflegt uns auch am Ende zu misfallen, wenn wir beständig bey einer Art von Beschäfftigung bleiben müssen; wir glauben, daß uns nur die Beschäfftigungen zum Zeitvertreibe gereichen können, zu welchen wir uns mit einer Abwechselung selber bestimmen.

Man heiße einem jungen Menschen, daß er einige Wochen lang sich täglich fünf, sechs, bis zwölf Stunden nach einander ohne Unterlas in einem Kreise herum drehen und umher laufen soll; So wird er glauben, man gehe barbarisch mit um; es wird ihm unmöglich scheinen, daß er eine solche Bewegung aushalten könne; Er wird ein hitziges Fieber, Schwindsucht, und was dergleichen mehr ist, befürchten: Es wird ihm noch eher möglich scheinen, auszuhalten, wenn er gerade aus in einem Stück und in freyer Luft fortlaufen könnte. Kommt eben derselbe junge Mensch in einen Tanzsaal, wo mehrere versammlet sind, so glaubt er, daß er sich auf die vortrefflichste Art ergötze, wenn er Erlaubnis hat, mit zu tanzen, und in der Carnevalszeit solches sechs Wochen lang nach einander zu wiederholen. Will man ihn davon zurück halten,

so

so bildet er sich ein, daß ihm Gewalt und Unrecht geschehe.

Wer seit einigen Jahren in einer Bedienung steht, und sich in dem Fache, wozu er bestimmt ist, nun recht geübt hat, denkt nicht, daß er jetzt erst recht nützlich werden, und mit mehrerer Fertigkeit arbeiten, ja sich aus seinen Geschäfften eine Ergötzung machen könne: Er sehnet sich nur nach einer andern Bedienung, wobey er von neuen anfangen muß zu lernen, und wobey er sich recht verdriesliche Arbeit aufladet: Er sieht aber dies nicht als eine Arbeit, sondern als eine Ergötzung an. Warum? weil er sie sich selbst erwählet.

Ich werde versuchen, ob es möglich sey, in gewisse Regeln zu bringen, wie ein Hausvater seine Beschäfftigungen wählen und eintheilen soll. Mein Vortrag soll aber vorzüglich auf Gelehrte und auf Beschäfftigungen des Gemüths gerichtet seyn.

§. 152.

I. Regel. „ Man kann sich eine jede Beschäfftigung angenehm vorstellen, und sich dabey ergötzen; Hingegen auch eine jede Ergötzung als eine Arbeit ansehen, und sich lästig machen.“

Diese Regel kann man sich nicht fest genug einprägen, und ein jeder, der solche vor Augen hat, wird sich eher in allen Fällen finden, über keine schwere Arbeit klagen, und kein Vergnügen sich lebhafter vorstellen, als es verdient.

Wir können uns nicht leicht ein Vergnügen machen, und uns ergötzen, ohne daß nicht eine gewisse Last oder Arbeit damit verknüpft ist, welche bey einigen

gen das Vergnügen schon überwiegt. Es wird sich dieses deutlicher zeigen, wenn ich die gewöhnlichsten Zeitvertreibe und Ergötzungen, welche wir zu suchen pflegen, näher betrachte.

Eines der allergemeinsten Zeitvertreibe, und wozu die mehrsten Menschen eine Neigung haben, ist das Spiel. Man kann aber den Kindern nicht besser einen Eckel dagegen beybringen, als wenn man sie zwinget, gewisse Stunden, oder ganze Tage lang zu spielen, wenn man sie dabey fleißig ausschmält, und das Spiel als ein Geschäffte tractirt, welches man ihnen ordentlich methodisch beybringen will.

Wir müssen auch bey vielen Spielen unsere Gedanken mehr angreifen, und werden nach einigen Stunden mehr ermüdet seyn, als wenn wir unsere Gedanken auf eine nützliche Materie gerichtet, und unterdessen etwa Wirthschafts-Rechnungen nachgesehen, oder Briefe geschrieben hätten. Das Spiel hat allemal seinen Nutzen, wenn wir es als ein Mittel ansehen, um unsere Gedanken zu schärfen, um die Gemüther anderer kennen zu lernen, um uns ab und an durch eine veränderte Beschäfftigung aufzumuntern, und um nicht immer bey einerley zu bleiben. Es giebt aber viele, welche finden, daß sie sich durch andere Arten von Beschäfftigungen zu Hause, auch wol ganz allein die Zeit weit besser vertreiben können, unterdessen da andere, welche sich nun einmal vorgesetzt haben, daß in gewissen Stunden ein Spiel sie ergötzen soll, ängstlich sich erkundigen und umher schicken, wo sie etwa eine Gesellschaft oder eine ihnen anständige Partie antreffen mögten. Das Spiel ist in der Stadt unentbehrlich, erhält die Gesellschaften, und verhindert, daß indessen nichts schlimmers vor-

ge-

genommen wird. Diejenigen, welche es also als eine Ergötzung ansehen, sind vor andern glücklich; so wie man im Gegentheil auf dem Lande sich glücklich schätzen kann, daß man andre Beschäfftigungen hat, und das Spiel als entbehrlich ansieht.

In der Stadt glaubt man, daß einem, einsam auf dem Lande Wohnenden die Zeit lang werden müsse, weil er nicht alle Tage seine Spielpartie haben kann; Die Landleute, wenn sie bey den angenehmen Sommertagen der freyen Luft geniessen, und sich an denen mannigfaltigen, auf den Feldern vorgehenden, Schauspielen ergötzen, bedauren indessen die Stadtleute, welche zwischen ihren vier Wänden in eingeschlossener stickhaften Luft sitzen, und ersticken wollen, also nur aus Noth in Ermangelung besserer Unterhaltungen sich mit einem Spiel Karten die Zeit zu vertreiben suchen müssen. Von Hazartspielen sage ich nichts, weil solche zu denen verbotenen Beschäfftigungen zu rechnen.

2) Das beste und unschuldigste von allen Zeitvertreiben ist die Musik; wer solche versteht, kann sich zu jeder Stunde im Tage damit auf eine das Gemüth aufmunternde, dem Körper zur Gesundheit gereichende, keine große Mühe und Kosten erfordernde, seinem Nächsten unschädliche, und vielmehr zu Zeiten mit zu dessen Vergnügen gereichende, Art unterhalten, und ich habe gesucht, meine, eben nicht sehr der Musik ergebene, Landesleute dazu in dem 37ten St. des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1763 S. 577 mehr aufzumuntern, indem ich dafür halte, daß wenn ein Land recht blühend und lebhaft werden soll, dessen Einwohner Freunde von der Musik seyn müssen. Wenn meine Arbeiter in der Erndte Musik bey sich

haben,

haben, arbeiten sie in einem halben Tage so viel, wie sie sonst im ganzen Tage beschicken würden.

Ein Soldat würde ohne Musik die Strapatzen des Krieges nicht aushalten, und ist schon vergnügter, wenn er alle Tage mit voller Musik auf die Wachte zieht; Man würde weniger Recruten erhalten, wenn nicht die Musik dem Soldatenstande einen äußerlichen Schimmer gebe, wenn es auch nur Trommeln und Pfeifen sind.

Wenn eine Gesellschaft von jungen Leuten bey einer Musik viele Stunden lang getanzet haben, so sind sie noch nicht müde; sie werden aber ermüdet seyn, wenn sie nur eine Stunde in der Stille umherlaufen sollen.

Indessen wird doch, um ein rechtes Gefallen an der Musik zu empfinden, ein gutes Gehör, und eine besondere Disposition in dem Körper erfordert; daher viele die Musik hassen, andere aber, wenn sie auch das Spielen anhören mögen, doch sich eine große Last daraus machen, und für eine unangenehme mühsame Arbeit schätzen würden, wenn sie selbst ein Instrument führen sollten *).

3) In

*) Indem ich die Musik als nützlich empfehle, so muß noch anführen, was **Montesquieu** von deren Einfluß auf die Sitten einer Nation saget. S. Esprit des Loix L. IV. Chap. VIII. Er hält dafür, daß unter allen sinnlichen Vergnügen keines der Seelen weniger schädlich ist: Er merkt aus dem **Polybius** an, wie nothwendig sie gewesen, die rauhen Sitten derer Einwohner aus dem traurigen Arcadien zu mildern; hingegen, daß die Cyneten, welche die Musik vernachläßigten, es allen übrigen Griechen an Grausamkeit zuvor gethan haben, so daß man in keiner andern Stadt von so vielen Verbrechen hörte. **Plato** behauptet sogar, daß man in der Musik keine Veränderung

3) In den Städten hält man vor einen der angenehmsten Zeitvertreibe, wenn man alle Abend neue Arten von Schauspielen, Reduten, Maskeraden, Concerts, Bälle, und andern großen Versammlungen hat, und sie sind auch nöthig, um die Gesellschaften in einer gewissen Verbindung zu erhalten, und die Langeweile, worüber so oft geklagt wird, zu vertreiben; unterdessen sieht man doch in dergleichen Versammlungen gemeiniglich mehr wie einen, der jähnend die Langeweile, welche er empfindet, zu erkennen giebt. Die Landleute finden einen unangenehmen lästigen Zwang, daß, nachdem man schon Monate lang vorher darauf gegrübelt hat, wie man sich bey einer bevorstehenden Feyerlichkeit recht zierlich ausschmücken wolle, um aller Bewunderung auf sich zu ziehen, endlich nun der größte Theil des Tages angewandt werden muß, um den Kopf recht zu kräuseln und zu zieren, auch sich überhaupt in völligen Staat zu setzen, damit man den Rest des Tages in steifen unbequemen Kleidern gezwungen zubringen, und Langeweile haben könne.

Die rung einführen könne, welche nicht zugleich eine Veränderung in der Staatsverfassung wirke; Er betrachtet die Aufseher über die Musik und andere Leibesübungen als die wichtigsten Aemter im Staate. Aristoteles, der sonst bey seiner Politik nur zur Absicht gehabt zu haben scheint, den Gegensatz von den Meynungen des Platv zu behaupten, stimmt doch in Ansehung der Macht, welche die Musik über die Sitten hat, mit ihm überein, und die nemlichen Gedanken haben Theophrastus, Plutarchus, Strabo, ja alle Alte.

Montesquieu fügt noch eine Anmerkung hinzu: Jemehr eine Nation ein steifes Wesen annehme, jemehr werde auch Hochmuth und Faulheit eintreten, welche sich gemeiniglich begleiten.

Die Kaufleute und Handwerker würden aber keinen Verdienst haben, und das Stadtleben würde noch trauriger seyn, wenn die Bewohner der Städte an dergleichen Zwange keinen Wohlgefallen fünden.

4) Ein allgemeiner Zeitvertreib ist das Lesen, oder wie wir sagen, die **Lectüre.** Dieser Zeitvertreib wäre auch noch mehr nützlich, wenn wir nützliche Sachen lesen, und dasjenige, was wir daraus zu unser Besserung und Erbauung anwenden können, behalten mögten. Wir lesen aber vorzüglich nur solche Werke, die entweder keinen Nutzen haben, oder uns gar verderben, oder wir behalten wenigstens selten diejenigen Stellen, welche wir uns einprägen sollten; wol aber solche, von welchen besser wäre, daß wir sie nicht gelesen hätten.

Wir haben seit verschiedenen Jahren mehrere Romanen zu lesen bekommen, welche in der Absicht geschrieben sind, um gewisse moralische Schilderungen lebhaft abzubilden, und den Lesern gute Gedanken und eine Neigung zur Tugend beyzubringen, auch die bösen Folgen der Laster und Passionen zu zeigen. Ich höre daraus in Gesellschaften öfters kleine Historien, beißende Züge und sinnreiche Einfälle wiederholen. Fast nie aber wird man finden, daß eben die moralischen Sätze und Gedanken, welchen der Verfasser durch jene eine lebhafte Gestalt geben wollen, von den Lesern bemerkt worden. An der andern Seite wird man noch einen Misbrauch bemerkeu, daß diejenigen, welche am mehrsten Vergnügen am Lesen finden, dasjenige, was sie vorzüglich lesen sollten, am wenigsten anschauen mögen.

Palladius hat weitläuftige Güter; von jedem laufen wöchentlich Berichte bey ihm ein; Es geschehen

hen über eine Menge zweifelhafter Puncte Anfragen bey ihm; Er hat eine große Anzahl Processe, und man will von ihm wissen, ob solche fortgesetzt werden sollen, oder ob er sich auf die gethane Vergleichsvorschläge einlassen will; Es sollen neue Gebäude aufgeführt werden, wovon man ihm die Anschläge und Risse vorlegt; Es laufen große Beschwerden gegen seine Beamten und Haushälter ein, welche ihn bewegen sollten, ihre Aufführung näher zu untersuchen, und die von ihnen übergebene Rechnungen selber durchzugehen: Er ist aber nicht dahin zu bringen, eines von diesen Stücken anzusehen, sondern freuet sich, wenn er nur einen Vorwand findet, um solches und die Fassung eines Entschlüsses von einem Monat in den andern aufzuschieben, damit unterdessen ein jeder von seinen Bedienten fortfahren kann, zu thun was er will. Mag etwa Palladius gar nicht lesen? Eben das Gegentheil; Er hat keinen andern Zeitvertreib als die Lecture, und kommt fast nicht aus dem Zimmer. Er erwartet mit Ungeduld die Posttage, und lieset alle möglich zu haltende Zeitungen mit der größten Aufmerksamkeit, wenn solche auch bloß mit Thorheiten und Unwahrheiten angefüllt sind. Er hat mit verschiedenen Buchführern Bekanntschaft, welche ihm alle herauskommende neue Werke von Monat zu Monat schicken; Er freuet sich, wenn er ein neues historisches Werk, eine Reisebeschreibung, einen neuen Roman findet, und lieset solche bedächtlich durch; Wird er dadurch gelehrter? Nein! Er behält am Ende kaum die Titel von den gelesenen Büchern, und weiß sich selten eines kleinen Histörchens zu erinnern. Er ist aber doch beschäftigt, und wird allemal empfindlich, wenn er in seinem Zeitvertreibe gestöhret oder unterbrochen

brochen wird. Nur haßt er die Arbeiten, womit er sich beschäfftigen sollte.

Im übrigen, wenn unter hunderten auch zehne ein Vergnügen darin finden, daß sie ihre Zeit beym Lesen sitzend zubringen; so finden die übrigen neunzig lästig, wenn sie still sitzen müssen; Einige suchen andre mehr zerstreuende Zeitvertreibe; vielen ist das Zimmer zu enge, sie sehnen sich mehr nach der freyen Luft; wiederum andre fürchten, daß sie ohne stärkere Bewegung von vielem Sitzen bald sterben müssen, oder daß das Lesen ihre Augen zu stark angreifen, und sie blind machen mögte.

Ich muß bey dieser Gelegenheit noch eine Anmerkung hinzufügen, daß wir uns in diesen Gegenden glücklich schätzen können, daß uns erlaubt ist, allerley Arten guter Bücher zu lesen. Es ist mir das Urtheil werkwürdig geschienen, welches der Verfasser von dem Dictionaire des sciences noch neulich von seinen Religionsverwandten gefället hat: „ Je ne sçais, sagt er unter dem Artikel *Index*, si nous n'avons pas le sens „ commun, ou si c'est la congregation de l'indice, „ qui en manque, mais il est sur, qu'il n'y a presque „ pas un seul bon livre de pieté ou de morale dans „ notre langue, qu'elle n'ait proscrit.

5) Ein höherer Grad der Lectüre ist, was wir die **Gelehrsamkeit** nennen, wenn wir es nicht beym bloßen Lesen lassen, sondern in gewissen Wissenschaften eine gründliche und weiter ausgebreitete Kenntniß zu erlangen, uns befleißigen. Abermals eine Beschäfftigung, die bey dem ersten Anblicke allerdings lobenswürdig und zu Beförderung unsrer Vollkommenheit zuträglich zu seyn scheinet; die aber auch gemeiniglich gemißbraucht wird. Denn wir legen uns selten auf die-

diejenigen Wissenschaften, welche eben in unser Fach schlagen, und in der Anwendung rechten Nutzen haben. Wir nehmen gerne bloß scharfsinnige und speculativische Sätze zu unserm Vorwurfe, und wollen uns dadurch ein Ansehn geben, daß wir von Materien sprechen, die andre über unsere Fähigkeit erhaben zu seyn glauben sollten; oder daß wir die Meinungen der größten Gelehrten durchhecheln; oder aber allgemein angenommene und erkannte Wahrheiten als Vorurtheile zweifelhaft oder lächerlich machen, oder wenigstens zeigen, daß wir andre, die dergleichen Zweifel vortragen, gelesen haben. In diesem Betracht haben vielleicht einige den Satz angenommen, daß es der schlechteste Ruhm sey, den man einer Dame geben könne, wenn man sage, daß sie gelehrt sey. Das Frauenzimmer ist sowol als die Männer verbunden, ihren Verstand zu schärfen, und Gebrauch von ihrer Vernunft zu machen: Daß sie beyderseits Mißbrauch davon machen können, schließt den rechten Gebrauch nicht aus. Indessen scheint es doch einer Dame noch weniger zu kleiden, wenn sie mit einer falschen Gelehrsamkeit sich groß macht.

6) Die Wirthschaft sollte billig für einen jeden, der eine Haushaltung hält, die erste Beschäftigung seyn, (§. 147.) aber eben deswegen scheuet sich ein jeder davor. Der eine glaubt, er verstehe nichts davon, also sey es auch seiner Ehre zu nahe, sich unterrichten zu lassen; er läßt also lieber seine Leute nach eigenem Gefallen wirthschaften und leidet den Schaden. Ein andrer scheuet sich, aller Orten herum zu gehen, und dahin zu blicken, wo seine Gegenwart Vortheil schaffen würde. Ein dritter fürchtet sich vor dem bösen Wetter oder der freyen Luft. Einen vierten hält die

gute Gesellschaft im Zimmer zurück. Ein fünfter findet edler, ganze Tage bey Verfolgung wilder Thiere auf der Jagd zuzubringen. Ein sechster hat einst selbst Anordnungen machen wollen, die, da er es nicht verstand, schlecht einschlugen, und womit er ausgelacht ward; jetzt schämt er sich und wagt nicht, sich in der Wirthschaft weiter sehen zu lassen. Die übrigen behalten vor andern sich selber erwählten Zeitvertreiben keine Zeit dazu. Bleiben endlich noch einige übrig, welche sich der Wirthschaft selber annehmen wollen, so geschiehet es gemeiniglich auf die unrechte Art, so daß man nur einen gewissen Zweig zu seinem Liebling erwählt, im übrigen mag es gehen wie es will; Ich habe davor schon im ersten Theile S. 337. gewarnet.

Horsemann geht, so wie er aufsteht, in den Pferdestall, und untersucht jedes Pferd, ja jedes Stück vom Pferdezeuge; Er bemerkt genau, wenn ein Pferd nicht recht gestriegelt, übel gefuttert, oder schlecht beschlagen ist; wenn die Krippen nicht rein gehalten, die Streuen nicht gereinigt, die Gänge nicht ausgefegt und gestreuet worden. Jedes Stück vom Pferdezeuge muß an seinem Platz wohl gereinigt und gehörig unterhalten in der äußersten Ordnung und Symmetrie hangen. Die Stallbediente müssen Stationsweise an ihren Plätzen stehn, und von allem, wonach sie gefragt werden, Rede und Antwort geben, und ein jeder thut Vorschläge, wie etwa die Pferde anders gespannt, oder gestellt werden könnten? was etwa am Geschirre zu verbessern sey? welche Stuten man bedecken lassen wolle? auf welche Weide jedes Füllen gebracht werden müsse? und so weiter; dabey geht eine, zu Zeiten auch wo! wenn kranke Pferde zu untersuchen sind, die zwote Stunde hin. Denn wird gefrühstückt.

Darauf

Darauf werden Pferde vorgeführt und zugeritten, oder spatziren gefahren. Neben durch finden sich Roßhändler an, welche neue Pferde zum Verkauf anbieten, oder auf die Auszuschießende handeln. Man braucht ganze Stunden, um jeden Theil an einem Pferde genau zu untersuchen und darüber Urtheile zu fällen. Der Verwalter stellt sich mitlerweile von ferne; Er hat dem Herrn zwar von wichtigen, in der übrigen Wirthschaft vorgefallenen Veränderungen Bericht abzustatten, welcher keinen Aufschub leidet; er darf sich aber nicht unterstehen, seinen Herrn in dessen ernstlichen Berathschlagungen zu stöhren, weil er voraus weiß, daß er ihn in Eifer setzen wird: Er glaubt, endlich ein bequemes Tempo zu finden, um mit wenig Worten Verhaltungsbefehle zu erbitten; Es hätte aber nicht viel gefehlt, daß der Herr ihm nicht mit dem Stock auf dem Puckel verwiesen hätte, daß er so unbesonnen sey, und mit so nichtswürdigen Sachen ankommen könnte, da er wol sähe, daß er jetzt nicht die Zeit habe, sich dergleichen vortragen zu lassen. Der Verwalter wollte sich entschuldigen, daß des Herrn Interesse und die beym Aufschub zu befürchtende Gefahr ihn dazu zwinge; der Herr drehte sich aber mit einem zornigen Gesichte um, und verfolgte lieber den angefangenen Pferdehandel, durch welchen der Jude ihn mit einem mangelhaften Pferde betrog. Endlich trieb ihn doch der Hunger, den Stall zu verlassen, um das Mittagsmahl einzunehmen. Der Nachmittag ward wieder bey den Pferden und mit Spatzierenreiten zugebracht; des Abends, als der Verwalter füglich vorgelassen werden können, mußte der vertraute Stallknecht Hans kommen, mit demselben wurde alles weislich überlegt. Dieser hatte schon gelernt, so zu spre-

chen, wie es der Herr gern hören mogte; Er fing bey der Erzählung an, was jedes Pferd für Sprünge gemacht, und was für Tugenden es ihm gezeigt habe. Er strich alle die guten Eigenschaften heraus, von einigen von ihm oder von dem Herrn selbst ausgesuchten Pferden, welche der Herr besonders werth hielte, ob sie gleich nichts taugten; und hingegen wurden andre, welche ein andrer Bedienter gekauft hatte, ob sie gleich besser waren, verachtet. Darauf kam man auf den Lebenslauf aller übrigen Stallbedienten von vorigem Jahre, wobey Hans denn Gelegenheit fand, einen jeden zu verkleinern, und den Herrn noch mehr zu überzeugen, wie nothwendig er im Stalle sey. Hans verfehlte auch nicht, alle übrige im Hause vorgegangene Kleinigkeiten zu berichten, und endlich ward auch mit ihm alles, was Frau und Kinder betraf, reiflich erwogen. Der Verwalter mußte unterdessen zwey Stunden vor der Thür aufpassen und erwarten, ob etwa ein Augenblick übrig bleiben würde, ihn zu sprechen. Er ließ sich auch, wie endlich Hans losgelassen wurde, damit er nicht länger vom Abendbrodte abgehalten werden mögte, melden; erhielt aber die Antwort, daß der Herr, da er zu Tische gehen müßte, ihn jetzt nicht sprechen könne: jener hatte auf solchem Falle seinen Vortrag schriftlich gefaßt, schickte also solchen hinein, und ließ sich einen Entschluß ausbitten, der HErr schmälte noch mehr über seine Unverschämtheit und weniges Nachdenken, warf das Papier auf den Tisch, und ließ wieder sagen, daß er bey gelegener Zeit antworten würde. Bey Tische ward wiederum von Pferden gesprochen, und neuer Befehl ausgetheilt, was den andern Tag geschehen sollte. Nunmehro gieng Horsemann geruhig zu Bette, und glaubte,

den Tag nützlich angewandt zu haben. Was für Nutzen aber hatte er von seinen Pferden? Er hielte sich acht Gutschpferde zu einem Spann, und hatte doch oft Mühe, sechs gesunde zusammen zu bringen. Gutschpferde auf dem Acker oder zu dem Haushalt zu gebrauchen? Dazu hielte er nicht so kostbare Pferde, die dienten bloß für seine Person: Sie könnten bey einer Feldarbeit gar zu leicht zu Schaden kommen, in Eggen treten oder einen Unfall leiden. Er hatte auch rechtliche Stallleute, welche sich bey dem Herrn vermiethet hatten, aber nicht zu Ackerknechten. Nicht einmal durften Frau und Kinder damit fahren, wenn der Herr nicht dabey war; für solche waren die Bauspanne gut genug; Ja wollte der Herr selber nur einige Meilen weit fahren, oder waren die Wege böse, so wagte er schon nicht, seine Gutschpferde zu nehmen. Er durfte es auch nicht einmal wagen; denn da die Pferde in keinem Othem und zu fett und überfuttert waren, wurden gemeiniglich, so oft sie aus dem Stalle kamen, einige davon schadhaft. Die Bediente, weil sie nichts zu thun hatten, legten sich auf die faule Seite, nahmen die Pferde nicht in Acht, verkauften den zur Futterung bestimmten Hafer, stopften sie dagegen voll fetten Heues, und Horsemann hatte bey aller Mühe, welche er sich gab, einen Stall voll schlechter mangelhafter unbrauchbarer Pferde, welche er mit den halben Kosten erhalten und davon Nutzen haben können.

Vaccinia, eine strenge sparsame Wirthinn, pachtete ihrem Manne die Kühe ab, und verband sich, in dessen Haushaltsregister ein ansehnliches Pachtgeld dafür zu bezahlen. Sie war auch Morgens früh um vier Uhr schon in den Ställen und dem Molkenkeller; be-

besorgte, daß das Vieh gehörig gewartet und recht ausgemolken wurde, nahm die Milch selber in Empfang, und gab ohne der äußersten Noth kein Tröpflein davon weg. Butter durfte im Hause niemand, auch nicht einmal der Mann noch die Kinder, essen; zum nöthigen Gebrauch in der Haushaltung ließ sie alte Butter kommen, welche niemand mogte. Sollte sie ja von ihrer Butter zum Gebrauch herliefern, mußte ihr solche auf das theurste bezahlt werden, so daß das versprochene Pachtgeld bald abgerechnet, und ihr aus der Küchenrechnung noch ein ansehnliches baar heraus bezahlt werden mußte. Die Domestiquen wurden darüber, daß ihnen das nöthige entzogen ward, mißmüthig; Vaccinia maaßte sich das beste Heu für ihre Kühe an, dies ward den Schafen und dem übrigen Vieh entzogen, welches darüber zu Grunde gieng; des Mannes ganze Haushaltung kam dadurch in Verfall; Vaccinia erzählte gleichwol mit den größten Freuden, wie viel Vortheil sie in einem Jahre bey ihrer Pacht gemacht, und wie sie den Mann hie und da betrogen habe.

Isabelle wendet allen Fleiß auf den Flachsbau. Der Mann muß das beste Land dazu hergeben, und den ausgesäeten Flachs auf seine Kosten verarbeiten lassen, damit sie das Vergnügen habe, viel Linnen machen zu können, und sich bey den Nachbarinnen den Ruhm einer besonders fleißigen Landwirthinn zu erwerben. Der Mann muß nun zwar den Spinnern und Leinwebern jährlich einige hundert Thaler auszahlen; das mit Flachs besäete Land wird ausgesogen, und um solches einigermaaßen wieder gut zu machen, muß dem übrigen der Dünger entzogen werden; das ganze Feld kommt in Unordnung, dem Viehe fehlt es

an

an Futter und alles leidet. Isabelle freuet sich dagegen, ihren Freundinnen so viele Kisten voll verfertigtes Linnen und Drell zeigen zu können, welches sie nicht braucht.

Columbus hört, daß an der Taubenflucht in der Wirthschaft viel gelegen sey. Er nimmt sich also vor, solche recht in Stand zu setzen; Gleich wird ein neuer Taubenschlag zurecht gemacht, und dazu, da man so geschwind keinen andern Platz finden kann, eine gar vortreffliche, in der Haushaltung unentbehrliche Rauchkammer genommen, deren Abgang nicht füglich ersetzt werden konnte; Er nimmt die Bedienten von andrer nöthigen Arbeit weg, und schickt sie alle Tage aus, um Tauben auszuforschen und aufzukaufen. Sie werden mit aller Macht gefuttert; gleichwol fliegen die mehrsten, denen der Geruch vom Rauche unangenehm gewesen, so bald der Schlag geöffnet wird, wieder davon. Columbus will von den übrig gebliebenen, und deren ausgebrachten Jungen keine behuef der Haushaltung hergeben, damit sie sich erst vermehren sollen; Er hat also jetzt von der Taubenflucht weniger Nutzen als vorhin, und auf einmal werden alle Tauben in einer Nacht von einem Ungeziefer todt gebissen, nachdem sie einige Jahre umsonst gefüttert, und andres Federvieh zurückgesetzt worden.

Harduinus führt eine genaue Wirthschaft. Er berechnet auf das genauste, wenn er ein Faß Wein kauft, wie viel jede Flasche, ja jedes Glas, koste; Er weiß also bey jeder Mahlzeit zu sagen, für wie viel Groschen und Pfennige Wein ausgeschenkt sey. Er hält einen Hausverwalter, welcher ihm vor dem Essen nicht allein den Küchenzettel liefern, sondern auch vorher ausrechnen muß, wie viel jede Mahlzeit, ja jede

Schüssel koste; es darf das Essen für jede Person nicht über eine gewisse Summe kommen, und der Hausverwalter muß sehen, wie er mit dem zur Küche wöchentlich bestimmten Gelde auslangt. Es wird auf Lothe ausgerechnet, wie viel Kaffe von der anwesenden Gesellschaft nach Tische getrunken worden, und wie viel Zucker dazu gehöre, damit kein Quentin unnütz verwandt oder untergeschlagen werden könne. Des Abends sieht Harduinus die Rechnungen auf das genauste nach, und wenn er auch nur einen Fehler von einem achten Theile vom Pfennige finden sollte, bleibt er nebst dem Hausverwalter bis in die Nacht auf, um zu entdecken, wo der Rechnungsfehler stecke. Seine ganze Ordnung bestand aber in Nachrechnung der Zahlen auf dem Papiere. Im übrigen gieng es in der ganzen Wirthschaft des Harduinus sehr unordentlich zu; der Aufwand war groß, und seine Bediente betrogen ihn, wo sie nur Lust hatten.

Emerentia ist eine karge und sehr genaue Wirthinn, sie spricht von der Wirthschaft wie ein Orakel. Lucia (§. 155.) ist in ihren Augen eine Erzverschwenderinn. Sie hat alles selber unter dem Schlosse, ist viel in der Küche gegenwärtig, damit nichts überflüssiges verbraucht werde, und wandert den ganzen Tag in der Haushaltung umher. Sie sorget sehr, von allem einen Vorrath zu haben; das gebackene Brodt wird also nicht eher angegriffen, bis es vierzehn Tage alt ist, so hält es ihrer Meinung nach besser vor; Es ist zwar alsdenn großentheils verschimmelt und vertrocknet, muß also oft zur Hälfte weggeworfen werden, allein dieses schadet nicht, denn von dem wenigen eßbaren essen ihre Leute weniger, wie sie sonsten gegessen haben würden; Sie weiß ihre Würste

zwey

zwey Jahr aufzuheben, und findet solches viel räthlicher; denn da sie sodann ranzigt und voller Würme sind, will sie niemand essen; so geht es mit dem übrigen. Da sie ihren Bedienten, wo sie nur kann, abknappt, und selten das versprochene Lohn ganz ausbezahlt wird, geht kein rechtlicher Dienstbote zu ihr; Sie ist so schlecht wie möglich bedient, und läßt sich von ihren Leuten, wo sie nur wollen, bestehlen und betriegen; so daß in ihrer Wirthschaft der Aufwand doppelt so groß als bey der Lucia ist, und sie dabey in der ganzen Nachbarschaft wegen ihres Geizes ausgeschrien wird.

Im ersten Theile S. 337. habe ich aus eigener Erfahrung mehrere Fälle angeführt, daß wirthschaftliche Einrichtungen, welche Anfangs vortheilhaft schienen, zum größten Schaden gereichen können.

7) **Zum Bauen** habe schon oben in Ansehung des Aufwandes gerathen. (§. 159.) Es ist auch für diejenigen, die nur etwas davon verstehen, eine der angenehmsten Beschäfftigungen, wenn man so viele Leute in Bewegung, und zugleich ansieht, wie ein Gebäude von Tage zu Tage zunimmt: Andre scheuen hingegen die damit verknüpfte Last und Unruhe; Sie laufen lieber Gefahr, daß sie mit sammt ihrem Gelde unter den Ruinen des alten Gebäudes begraben werden, als daß sie einen neuen Bau anfangen. Können sie ja dem Bau nicht weiter ausweichen, so entfernen sie sich so weit als möglich, und überlassen alles der Willkühr eines halberfahrnen Baumeisters.

8) **Die Garrenlust** muß ich wol vorzüglich empfehlen, da meine Hauptneigung dahin geht, und ein Garten würklich Gelegenheit zu vielerley unschuldigem Zeitvertreibe und zu Ergötzung aller Sinne giebt.

Viele

Viele Landwirthe finden aber schon viel zu lästig, sich damit abzugeben, sie überlassen alles bloß ihrem Gärtner.

Strabo wohnt auf seinem Gute, und kommt vielleicht in mehrern Monaten nicht in den mit vielen Kosten angelegten Garten. Andre laufen etwa täglich einmal durch die Hauptgänge, ohne zu wissen, was sie gesehen haben, und ohne eine Nessel- von einer Salat-Pflanze unterscheiden zu können. Einige Landwirthe bemerken zur Noth, wenn sie einen Baum mit vielen Früchten erblicken; Es scheinet ihnen aber viel zu umständlich, daß sie wissen sollten, ob es ein Apfel- oder Birnbaum sey, noch weniger von welcher Sorte er sey, und wie die Früchte genutzt werden können. Andre wollen den Garten voller Blumen sehen, sie kennen aber keine einzige davon, und fragen wol, indem sie auf die allerschlechteste und gemeinste zeigen, ob solche nicht hübsch sey? Einige mögen gern oft was neues von Gewächsen haben, es ist ihnen aber gleichviel, wie der Gärtner sie warte, und ob sie fortkommen, wenn sie nur sagen können, daß sie es gehabt haben. In wie weit ein Herr sich des Gartens annehmen soll, habe ich in der Vorrede zur Zugabe des fünften Theils S. 11 u. f. umständlich gezeigt.

9) Ich halte die **Erforschung der Natur** für eine der nothwendigsten und angenehmsten Beschäfftigungen. Wenn ich an einen neuen Ort komme, so durchkrieche jeden Winkel, und steige durch Berg und Thal, ob etwa ein neues Thierchen, ein neues Kräutchen, oder eine neue Art von Steinen oder Erden entdecken, oder einige neue physicalische oder ökonomische Anmerkungen machen könne. Ich thue manchen beschwerlichen Weg umsonst, welcher ein andermal

ersetzt

ersetzt wird, da alle Taschen voller Thiere, Kräuter oder Erden nach Hause bringe. Ich kann das kleinste Insekt oft Viertelstunden lang durch ein Vergrößerungsglas bewundern, wenn die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit in dessen allerkleinsten Theilen betrachte, und erwege, daß nach dem schon von andern gethanen, und zuletzt noch von **Marmontel** wiederholten Ausspruche: La nature aux yeux de la raison, n'est jamais plus étonnante, que dans les petits objets. Andre können nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich mit solchen nichtswürdigen Dingen abgeben, und damit die edle Zeit verschwenden, wichtigere Sachen versäumen, und sich guten Gesellschaften entziehen könne, um Ungeziefern nachzulaufen. Man eckelt sich für einen Menschen, der die Taschen voll hat von Eidexen, Spinnen und was dergleichen mehr ist; dessen Finger von der Erde, worin er herumgewühlt hat, und von den zerquetschten und gefangenen Insekten beschmutzt und vergiftet sind, und den man schon auf zehn Schritte weit von den gesammelten stinkenden Kräutern zu riechen glaubt. Ich habe daher, wiewol vergebens, gesucht, im 59ten Stück der Hannoverischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753. S. 866. meine Landesleute zur Nachfolge aufzumuntern, und zu zeigen, daß die Untersuchung der Werke der Natur für einen Landwirth eine der angenehmsten und nützlichsten Beschäfftigungen wäre; wenigstens hat meine Aufforderung mir nur eine einzige Zuschrift von einem guten Freunde derozeit veranlaßt.

10) Landwirthe halten dagegen für eine viel edlere Beschäfftigung, größere Thiere zu verfolgen, und solche auf eine künstliche Art zu Tode zu bringen, die mehrsten finden das größte Vergnügen auf der Jagd.

Ich

Ich habe davon meine Gedanken schon im zweyten Theile S. 505. mitgetheilt.

11) Verschiedene Hausväter machen sich eine große Beschäfftigung aus Besorgung ihres Tisches, und versäumen alles übrige, wenn sie nur etwas gutes essen, und ihren Gästen etwas nietliches vorsetzen können.

Sardanapalus denkt schon acht Tage voraus darauf, wenn er nur eine mäßige Gesellschaft von guten Freunden zum Essen bitten will; zu einem großen Gastgebote werden wol vier Wochen vorher Anstalten gemacht. Es werden zwanzig Küchenzettel entworfen, die Schüsseln werden funfzigmal umrangirt, und mit dem Koche werden täglich Ueberlegungen angestellt, wie jede Schüssel am besten zugerichtet und gestellt werden mögte, auch was etwa noch zu verändern sey. Er gehet selber in die Küche, schmeckt, ob die Brühen und feinen Ragouts auch recht kräftig sind? ob noch etwas Salz, Mehl, Citronen oder Gewürz an diese und jene Speise gehöre; sorget, daß die Braten nicht zu früh noch zu spät an das Feuer gelegt werden, und frägt nach den größten Kleinigkeiten. Ist die Mahlzeit vorbey, so hat er noch einige Tage Beschäfftigung, um zu wiederholen, und dem Koche deutlich zu zeigen, welche Schüssel seiner Meinung nach gut gewesen, und welche ein andermal verbessert werden müsse; welche Brühe feiner, dicker, klärer, stärker seyn sollen. In Summa, Sardanapalus glaubt alles, was zur Küche erfordert wird, in einer Vollkommenheit zu verstehen, und im übrigen bekümmert er sich in seiner Wirthschaft um nichts. Man isset deswegen bey ihm nicht besser als bey andern; vielmehr würde es oft eben so gut seyn, wenn

er

er seinem Koche mehr Freyheit ließe. Man hört von ihm die ganze Mahlzeit über von nichts anders als von gutem Essen sprechen; Er bemüht sich, seine Gäste von der Stärke, die er darin besitzt, zu überzeugen, und ihnen Gelegenheit zu geben, daß sie bey jeder Schüssel deren vorzügliche Güte und den daran gewandten Fleiß mit neuen Lobeserhebungen herausstreichen, und des Sardanapalus feinen Geschmack erheben müssen; und wer unverschämt genug ist, nur sich merken zu lassen, daß er eine Schüssel mittelmäßig oder gar schlecht finde, zieht sich gewiß des Sardanapalus Ungnade zu. Ein jeder Gast isset lieber bey einem andern Wirthe, der sich nicht so viel Beschäfftigung aus der Küche macht, und diese kommen weiter, und essen im Grunde vielleicht besser.

12) Vor diesem beschuldigte man uns Deutsche, daß wir gern, insonderheit des Nachmittags, einige Stunden lang uns bey einer Flasche Wein beschäftigen mögten, und im Trinken eine Ergötzung suchten. Jetzt ist die Mode zum Glück sehr abgekommen; ich rechne sie auch überhaupt unter die strafbaren Zeitvertreibe, und freue mich, bemerkt zu haben, daß die Engländer und Franzosen uns den sonst wohl erworbenen alten Ruhm ziemlich streitig machen, wenigstens deucht mich, daß bey ihnen gegenwärtig mehr als bey uns getrunken wird.

13. Einige Eltern finden ein Vergnügen daran, ihre Kinder um sich zu haben, ihnen allerley Zeitvertreib zu machen, sie kleine Spiele zu lehren, und nach Basedows Anleitung zu bilden und zu unterrichten. Es kann sie ergötzen, wenn sie sehen, wie der Verstand sich bey einem Kinde von Tage zu Tage entwikkelt, und wie sie sich in ihrer Unschuld beschäfftigen;

Manche

Manche Mutter läßt sich wol gar dadurch abhalten, in Gesellschaft zu gehen, um die Kinder nicht zu viel in der Gesellschaft der Leute und Kinderwärterinnen zu lassen, wo sie nicht viel gutes sehen. Andern ist nichts verdrüßlicher, als ungezogene Kinder um sich zu haben, bey denen sie alle Augenblicke etwas tadeln und erinnern müssen, oder denen sie bald dieses bald jenes zu Gefallen thun sollen, die sie alle Augenblick mit läppischen Fragen und kindischen Einfällen ermüden. Die Kinder würden nun zwar nicht so ungezogen geworden seyn, und sich mehr an die Eltern gewöhnt haben, auch für sie mehr Liebe und Furcht bezeigen, wenn die Mütter solche von Anfang an mehr bey sich haben können; die beschäfftigten Mütter aber behalten dazu keine Zeit, indem sie des Morgens gern für sich, und bey denen vor der Toilette anzunehmenden Besuchen lieber allein seyn mögen; des Mittags die Kinder mit sich essen zu lassen, zu eckelhaft finden; des Nachmittags in Gesellschaften, in Schauspiele, zu Bällen gehen müssen, und des Abends zum Souper gebeten werden, oder doch, wenn sie früher nach Hause kommen, zu müde sind, und unmöglich das Lärmen der Kinder vertragen können, deren Aufsicht einmahl den Kinderwärterinnen aufgetragen ist. Genug, wenn die Eltern täglich einmal Augenzeugen sind, daß die Kinder existiren und noch leben, indem sie solche zum Handkusse zugelassen, und darauf geschwind in die Kinderstube zurückgeschickt haben *).

*) Ich erinnere mich der Erzählung einer artigen Dame, welche sich gegen eine gute Freundinn beschwerte, daß ihre heranwachsende Tochter noch so wenig Manieren habe, und zum Beweis anführte, daß die Tochter noch den Morgen ohnangemeldet in ihr Zimmer gekommen sey.

14) Junge in der großen Welt auftretende Ritter empfinden ein vorzügliches Vergnügen, und glauben sich glücklicher als alle Könige, wenn sie die Erlaubniß haben, artigen Damen als Liebhaber die Aufwartung zu machen; Sie schätzen alle Augenblicke für verlohren, die sie von ihren Schönen entfernet zubringen müssen. Eben die nemliche Schöne, welche heute den Gegenstand ihrer Wünsche ausmacht, wird ihnen in kurzem gleichgültig, und nach einiger Zeit wol gar zuwider werden; und wie sie zu reifern Jahren kommen, verlachen sie die Thorheit ihrer Jugend. Doch oft sind auch ältere Männer in dieser Leidenschaft eben so ausschweifend, als die jüngern Liebhaber rasend und hitzig sind; die Liebe ist einmal wie La Bruyere sich ausdrückt, ein Fehler der Jugend; eine Schwachheit der Alten; eine Thorheit der Mädchen; eine Hauptneigung der Frauens; ein Zeitvertreib kleiner Geister; eine Beschäfftigung großer Männer; eine Klippe, woran die Klugen zerscheitern; ein Verderb für Thörigte. Die Herrschaft der Liebe erstreckt sich über alles und regiert über alle Alter, über alle Geschlechter, und über alle Stände. Ein jeder hat sich also billig für eine so gefährliche Herrschaft in Acht zu nehmen.

15) Junge artige Damen finden die Zeit nicht nützlicher angewandt, als wenn sie den ganzen Morgen vor der Toilette zubringen, ein paar Kammerfrauen und Friseurs beschäfftigen, und mit denen sie besuchenden Freunden und Freundinnen überlegen, wie sie durch gehörige Anbringung aller Zierrathen ihre Schönheiten noch mehr erheben, und sich gefälliger machen sollen; damit sie des Nachmittags in Gesellschaften von der großen Welt recht bewundert und

angebetet werden, auch durch Vergleichung mit andern und durch weitläuftige Unterredungen neue Projecte bilden können, wie sie künftig durch neue anzubringende Zierrathen sich einen neuen Schimmer und Vorzug geben wollen. Andere vom Lande zur Stadt kommende, schon mehr bejahrte, und nicht mehr täglich an dergleichen Staat gewohnte, Frauenzimmer machen sich schon eine beschwerliche Last daraus, wenn sie auch nur einzelne Stunden anwenden müssen, um sich auf einige Tage der Stadtmode einiger Maaßen gemäß zu erzeigen.

16) Bey vielen erwecket das **Geldzählen** oder allerley **Geldverkehr** angenehme Empfindungen; Ein Banquier glaubt, daß er seine Zeit nicht besser anwenden könne, als in seinem Comtoir, wo er lauter Geldbeutel, Bancozettel, Wechsel- und Avisbriefe um sich hat; der Schall des gezählten Geldes ist seinen Ohren angenehmer, als die Musik von einem künstlichen Virtuosen. Andern fällt schon lästig, wenn sie nur geringe Summen zählen sollen; Sie scheuen sich, nur einmal eine kleine Rechnung anzusehen, oder nachzurechnen.

17) Anstatt, daß wir ein Vergnügen in der Ruhe suchen, wenigstens uns bestreben sollten, andern keine Unruhe zu erwecken, sind die Exempel nicht rar, daß Menschen sich das größte Vergnügen daraus machen, wenn sie sich und andern das Leben recht sauer machen können: (§. 83.) dahin rechne unter andern die **Proceß-liebende.**

Crumpificus sieht Niemand bey sich als seine Advocaten, und wenn er ja sonst jemand sehen muß, so spricht er von nichts als von seinen Processen: Nicht eben von den gewonnenen, denn dieses begegnet ihm

selten;

selten; sondern wie er andere bey der Nase herum geführt habe, und wie seine geschickte Advocaten allerley Ränke ausgesonnen hätten, daß seine Gegner, welche das klärste Recht vor sich hatten, doch noch nichts gewinnen können; Er hat noch allerley Ausflüchte auf das künftige in Bereitschaft, womit er der Sache einen neuen Aufenthalt geben kann. Er bezahlt Niemand in Güte, auch nicht den geringsten Bedienten oder Handwerker; Nicht, daß es ihm am Gelde fehlt, sondern um sie zum Klagen zu zwingen, und so viel Processe mehr zu haben. Er muß am Ende Zinsen und Unkosten, auch oft Strafe überher bezahlen; dies thut er aber gern, wenn er nur erst deswegen processiren können. Ein Advocat würde bey ihm nicht weit reichen; er hat sie bey Dutzenden in Verding, und wo er noch von einem neuen geschickten Advocaten hört, giebt er solchem sofort ansehnliche Pensionen, damit solcher nicht gegen ihn schreiben dürfe, und seine Gegner gezwungen sind, sich an schlechte Leute zu wenden, die er am besten herumführen kann. Er kauft zu Zeiten andern ihre Processe ab, die sie wirklich verlohren halten, um zu versuchen, ob er nicht noch neue Ausflüchte erdenken kann, womit die Sache noch einige Jahre hinzuhalten stehet; Wenn er nicht weiter auf seine Processe zu denken hat, so führt er mit sich selber gleichsam Processe, wenigstens heckt er sich in seinem Gehirn allerley Zweifel aus, wirft solche mehrern Advocaten, die er fast täglich bey sich hat, zur Auflösung vor, und wer den Satz nach seiner Denkungsart am besten behauptet, hat bey ihm den Vorzug. Er sucht zum öftern alte Acten hervor, und ergötzt sich in deren Durchblätterung, ob sie gleich längst abgethan sind, und sich mit

einer Quitung endigen, nach welcher Crumpificus nicht allein die Hauptforderung, sondern auch Zinsen, Unkosten, und die dreymal höher gehende Executionskosten richtig bezahlt hat. Einer seiner besten und gewissenhaftesten Advocaten rieth ihm einstmals zum Vergleich in einer Sache, wo er klar unrecht hatte, und sein, die Ruhe liebender, Gegner, um nur aus dem Processe zu kommen, einen gar billigen Vergleich anbot: Crumpificus gerieth darüber in einen solchen Eifer, daß er den Advocaten, als vom Gegner bestochen, sofort abdankte; und einige Jahr darauf verlohr er mit Freuden alles, weil der Gegner den Proceß noch so viel länger fortsetzen müssen. Man wollte bey den Gerichten seine Proceßsucht dämpfen, und setzte zu Zeiten seine Advocaten, weil sie gegen ihr Gewissen geschrieben hätten, in Strafe; Er machte aber bald einen Contract mit ihnen, sie jedesmal schadlos zu halten, und belohnte sie noch besonders.

18) Ein geringerer Grad der Proceßliebe ist, was wir die **Disputirsucht** nennen; Eine Beschäfftigung, in der die mehrsten Gelehrten ein ausnehmendes Vergnügen finden, und ein Fehler, den ich zu meinem Verdruß bey meinen Landesleuten mehr als bey andern Nationen zu bemerken glaube. Sobald sie merken, daß ein andrer Gelehrter durch seine Schriften und Sätze Ruhm erwerbe, mischt sich gleich ein Brodtneid, oder Ehrgeitz, oder Eigenliebe darin; Es werden sodann dessen Werke mit dem größten Fleiße gelesen; Nicht, um sich daraus zu erbauen oder zu belehren, sondern um nur etwas auszugrübeln, das man tadeln, widerlegen, oder verkehrt auslegen, oder woraus man gefährliche Folgen ziehen könne. Ist man glücklich genug, dergleichen zu entdecken;

sollte

sollte es auch nur auf übel angebrachte, oder unrecht gebrauchte, oder nicht deutlich genug erklärte, Worte ankommen, so muß es der Welt gleich bekannt gemacht werden; Man giebt der Sache sodann nicht die billigste Deutung, welche man billig geben sollte, sondern sucht die allergefährlichste oder die am mehrsten verdächtige hervor. Man erweget nicht nach der christlichen Liebe, daß wir, so lange wir Menschen sind, irren können, und öfters irren; daß man also des nächsten Fehler lieber zudecken und zum Besten deuten sollte. Man erkundigt sich auch nicht, ob man des andern Meinung recht getroffen habe. Genug er soll widerlegt werden, und es muß disputirt seyn.

Derjenige, der sodann angefochten wird, kann ohnmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen, daß man ihn verkleinert, er muß also billig seine Sätze rechtfertigen, und den Ruhm, den er unter den Gelehrten schon erhalten zu haben glaubt, unterhalten; dies kann selten geschehen, ohne daß der angefochtene nicht in Affect geräth, und die Anwort etwas satyrisch und spitzfündig schreibt; insonderheit wenn er beym Gegner eine Schwäche bemerkt, und wenn dieser eine Blöße zeigt; daher kommen denn die unendlichen gelehrten Wortkriege, welche ihren Verfassern selten Ehre bringen, und oft sich mit Schmähworten und Anzüglichkeiten endigen.

Schreibt einer etwas unrechtes und falsches, so gönne man ihm solches; Es steckt eine schlechte Ehre in dem Siege, den man in dergleichen Streitigkeiten mit einem schwachdenkenden davon trägt, sollte man auch einen völligen Sieg erhalten. Glaubt man so viel klüger zu seyn, und eine Materie besser als

andere einzusehen, so trage man sie lieber ordentlich und überzeugend in einem Zusammenhange vor, ohne sie durch eingemischte Widerlegungen von neuen undeutlich und unnöthiger Weise weitläuftig zu machen. Auf gleiche Weise sollten diejenigen handeln, welche angefochten werden; finden sie sich getroffen, so suchen sie mit Recht es zu verbessern; glauben sie, daß ihr Gegner unrecht hat, so können sie ihm in seinem süssen Wahn lassen; er wird gemeiniglich am ärgsten gestraft, wenn man ihm gar nicht antwortet. Ich verehre auch in diesem Stück den schon so oft gerühmten **Ritter Linne**, welcher Anfangs von verschiedenen Gelehrten angefochten ward, aber gleich erklärte, daß er sich mit Niemanden in einen Streit einlassen, sondern die ihm sehr edle Zeit lieber anwenden wollte, um weitere, der Welt nützliche, Entdeckungen zu machen. Seine Gegner konnten sich nun nicht weiter rächen, als daß sie ihm zu einem unleidlichen Hochmuth auslegten, daß er sie nicht einmal einer Antwort würdigen wollte. *)

Ich

*) In eben diesem Betrachte dünkt mir, daß ein in der gelehrten Welt sonst in so großer Achtung stehender **Herr von Haller** auf eine seinem Character nicht anständige Art klein handle, wenn er gegen andere Gelehrte, vornemlich gegen den Ritter seinen Neid und Verachtung nicht verhelen kann. Er kann nicht ausstehen, daß dieser in der Botanik einen grösern Beyfall haben soll, und daß nunmehro alle Gelehrte ohne Ausnahme dessen Benennungen angenommen haben und gebrauchen. Um nun der gelehrten Welt zu zeigen, daß er auch Namen machen kann; hat er in der neuen Ausgabe der Historie von den Schweizer-Pflanzen beynahe drittehalb Tausend Pflanzen neue Namen gegeben, und die Linneschen Benennungen

gen

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit des Urtheils eines bekannten großen Geistlichen, welcher gefragt ward, was er von einem eben herausgekommenen anstößigen, und viel Aufsehens machenden Werke hielte? Er antwortete: „ Mir ist nicht Angst für das Uebel, „ welches dies Werk anrichten mögte, wol aber fürch„ te ich mich für die vielen schlechten Widerlegungen, „ welche es veranlassen wird," denn ein irriger Satz wird nicht eher stark, und findet keinen größern Eingang, als wenn er schlecht widerlegt wird.

19) Eine andere, die mehrsten Gesellschaften unterhaltende, Beschäfftigung ist das Tadeln anderer,

gen kaum anzuführen gewürdiget, dessen Trivialnamen hingegen gar mit Fleiß weggelassen. Warum? Weil ein jeder Gelehrter sie gebraucht, und dem Ritter Dank weiß; daß er durch deren Einführung die Botanik besonders erleichtert, und sich ein neues Verdienst erworben hat, so muß er, um etwas neues gesagt zu haben, finden, daß sie überflüßig sind. Hat er durch eine in der That mühsame Arbeit die Botanik erweitert, und deren Schülern einen wesentlichen Dienst geleistet? Keines weges! Dies Studium wird durch seine viele Neuerungen jungen Anfängern nur mühsamer und verdrieslicher; Sein Werk wird mir und andern Anhängern des Ritters unangenehm und ekelhaft, weil man erst mühsam die Trivialnamen und von welcher Pflanze Herr von Haller handle, nachdenken muß; und alles, was er erreicht, ist, daß künftig diejenigen, welche Pflanzenverzeichnisse drukken lassen, durch Hinzufügung seiner Namen sie so viel weitläuftiger zu machen Gelegenheit haben. Man muß übrigens des Herrn von Hallers Fleiß in Lesung und Excerpirung anderer Schriftsteller loben, da er bey Beschreibung der Pflanzen sich nicht dabey beruhiget, ihre wahre Beschaffenheit zu sagen, sondern beynahe bey jedem Worte die Quelle anführt, woher er es genommen hat.

oder das satyrisiren und durchhecheln ihrer Handlungen.

Es ist nichts leichter, als in den unschuldigsten Handlungen anderer, in ihrem Betragen, in ihren Minen, oder in ihren Manieren etwas zu finden, dem man durch eine verkehrte Vorstellung eine lächerliche Gestalt geben kann; und eine Kleinigkeit mit spitzfündigen Worten zu erheben, und recht bemerklich zu machen. Es ist aber auch nichts, was mehr Beyfall in Gesellschaften findet. Man zieht diejenigen, welche in dieser Kunst stark sind, und etwas vorzügliches haben, sehr vor; Wir sagen z. E. Leprosus ist ein angenehmer Mensch; er hat possirliche Einfälle, oder ein loses Maul; Man muß sich halb todt lachen, wenn er anfängt. Seine listige Einfälle gehen aber auf Kosten eines dritten, und gemeiniglich nimmt er schwache unschuldige Personen vor, deren Schuld nicht ist, daß sie von Natur nicht mit mehrerm Witze begabet worden, mit welchen man also eher Gedult und Mitleiden haben, und suchen sollte, sie durch gute Vermahnungen auf den rechten Weg zu bringen.

Mir fällt dabey die Anrede eines großen Staatsministers an seine Bedienten ein, welche von einem nur halb klugen unglücklichen Menschen, der aus Mitleiden in seinem Hause unterhalten wurde, verklagt waren, daß sie ihn ohn Unterlaß plagten: „Hört,„ sagte er ihnen „ ich will euch eine Lehre geben; wenn „ ihr Leute vexiren wollt, so wendet euch an die klu„ gen, und laßt die Narren gehen.„ Man mögte auch die Schwachen hinzusetzen.

20) Eine andere in Gesellschaften oft lästig fallende und von einigen sehr geliebte Beschäfftigung ist ein über-

übertriebener Grad von Höfligkeitsbezeigungen und Complimenten.

Der auf seinem Gute wohnende Herr von Masuren war ein solcher höflicher Hauswirth voller Complimente.

Damit er Zeit genug hat, vorher sich zu Empfangung seiner Gäste anzuschicken, muß man sich wenigstens einen Tag vorher bey ihm melden lassen, wenn er auch schon mehrere Freunde bey sich hat. Es wäre ihm nicht möglich, sich vor einem Fremden, wenn er auch nur von geringern Stande ist, so sehen zu lassen, wie er im Hause herum zu gehen pflegt. Er muß einen jeden Gast außer dem Hause vor der Treppe, auf das zierlichste angekleidet, den Hut unter dem Arm, den Kopf mit einer großen Peruque geziert, und an den Händen ein paar weiße Handschu, empfangen. Ein Freund wollte ihm dies abgewöhnen, und fuhr etwas früher, wie gewöhnlich, in aller Stille vor das Haus, stieg geschwind aus, und lief eilends zu dem Herrn von Masuren auf die Kammer, welcher eben im Begrif war, seine Handschu anzuziehen, und sich zum Empfang bereit zu machen. Er wäre bald bey jenes Anblick aus Schröcken ohnmächtig geworden, faßte sich doch wieder, und nöthigte seinen Freund mit der Hand zur Thür hinaus, ohne ein Wort zu sprechen: dieser glaubte, er wollte ihn in sein Staatszimmer führen, und war verwundert, als ihn der Hr. von Masuren unter beständigen Stillschweigen die Treppe hinunter zum Hause hinaus bis an den Wagen führte; Hier fieng er seine gewöhnlichen Complimente an, und bezeugte unter unzähligen Reverenzen, wie angenehm es ihm sey, und wie hoch er die außerordentliche Gnade schätze, daß sein Freund

ihn mit seinem Zuspruch beehren wollen. Jetzt ward dieser auf das höflichste gebeten, ob er nicht die Treppe hinauf und in das Zimmer treten wollte, und den ganzen Tag über wiederholte Hr. von Masuren mehrmalen seine Entschuldigung, daß er nicht gleich am Wagen gegenwärtig gewesen.

Einstmals kamen zum Unglück zwo Gutschen zugleich angefahren, und Hr. von Masuren konnte nur die Dame aus der ersten führen; die aus der zwoten mußte allein die Treppe herauf gehen; dieses konnte er in langer Zeit nicht vergessen, und fürchtete sehr, daß ihm die letztere darum feind werden mögte, weil er sich nicht gleich in zwey Theile theilen können. Wenn er jemanden spatzieren führte, wäre er um alles nicht anders als an der linken Seite gegangen, und wenn er eine Allee hinauf gieng, so fürchtete er sich schon voraus, daß er beym Umkehren vergeßen mögte, die linke Seite zu nehmen. Einer seiner Nachbaren that es ihm bisweilen zum Possen, fieng eine interessante Unterredung im gehen an, und wandte sich sodann gleichsam in Gedanken alle Augenblick um, um einmal ein paar Schritt rückwärts, denn wieder vorwärts zu gehen; Herr von Masuren machte jedesmal geschwind einen halben Circul, um die linke Seite zu behalten. Einstmals besuchte er einen Staatsminister, welcher in der Nähe ein Gute hatte, und dahin auf einige Zeit gereist war. Er glaubte also, daß er hier noch mehrere Complimente als gegen andre seines gleichen machen müsse: dieser merkte seine Schwachheit, und antwortete ihm in gleichem Ton; Herr von Masuren war also zuletzt ganz außer sich, wie er gar keine neue Complimente mehr auszudenken wußte, und ein Minister ihm in seinen Gedanken es an Höflichkeit

zu-

zuvorthat: Er nahm endlich beschämt seinen Abschied; Der Minister wollte ihn bis an den Wagen begleiten; Herr von Masuren protestirte dagegen, und betheurte, daß er es nicht zugeben, sondern Ihro Excellenz erst wieder in das Zimmer führen müßte; dieser, um sich lustig zu machen, gieng immer mit; Herr von Masuren ruhete dagegen nicht eher, bis er ihn zurück in das Zimmer geführt hatte, und nachdem diese doppelte Begleitung dreymal hin und wieder wiederholt war, mußte doch der Minister nachgeben, und blieb nach einer mit vielen Complimenten und Umschweifen getroffenen Convention an der Thür des Vorzimmers stehen.

21) Viele Hauswirthe und Hauswirthinnen sinnen fast beständig auf eine **Ordnung** und **Kennlichkeit** im Hause; es ist dies auch eine der nöthigsten und nützlichsten Beschäfftigungen, wenn man dabey selbst in einer Ordnung bleibt, und nicht ausschweift. Die mehrsten erwählen sich aber nur ein oder ander Stück zu ihrer Aufsicht, und in den übrigen geht es desto unordentlicher.

Sybilla sieht sehr auf die Rennlichkeit und Ordnung der Kleidungsstücke, welche sie an ihren Leib legt, sie ist allemal geschmückt wie eine Puppe; im übrigen ist im Hause alles schmutzig und unordentlich; das ausgezogene schmutzige Zeug wird hingeworfen und verstockt.

Susanne hat in ihrem Wohnzimmer alles auf das beste geschmückt; bekommt sie aber Besuch, so ist in den Fremden-Zimmern alles in der größten Unordnung; kein Stuhl zurecht gesetzt, der Staub nicht abgekehrt, die Ecken voller Spinnwebe.

Ursel sieht mit großem Fleiß darauf, daß ja das Tischzeug rennlich sey, und schmälet, wenn die Haushälterinn eine fleckigte Serviette auf den Tisch giebt; merkt aber nicht, daß ihr Koch sehr unrennlich ist, und daß sich in manchen Schüsseln etwas findet, welches Ekel erwecken kann. In der Küche findet man das Küchengeschirr so schmutzig, daß einem übel davor wird.

Hilarius liebt ein gut Glas Wein, achtet also darauf, daß die Gläser oft geschwenkt werden; bemerkt aber nicht, daß die Schenke außerordentlich schmutzig ist, daß der Gestank, wenn man sich ihr nähert, entgegen kommt, und daß die unordentlichen Bedienten die Gläser nur in dem schmutzigen Wasser herumschwenken, worin sie schon hundertmal mit ihren drecklichen Händen herum gefahren sind, und welches trübe und schwarz davon ist, auch wol gar übel riecht.

Stepfen sieht genau auf die Ordnung im Hause, und daß ja ein jedes Stück an seinem Ort stehe; blos seine Hunde haben Erlaubnis, aller Orten umher zu gehen, und alles zu beschmutzen, dies sieht er nicht, riecht auch nichts, und bemerkt nicht, daß die Bedienten die porcelaine Teller und die Löffel, so wie davon gegessen worden, den Hunden zum Ablecken vorsetzen, und nachdem sie mit einem Tuch abgewischt worden, von neuen auf den Tisch geben.

Minutius hat sein Haus eingerichtet und ausgeziert, man kann nicht besser; überall herrscht Ordnung, Schönheit, Zierlichkeit, Pracht, Rennlichkeit in der vollkommensten Uebereinstimmung. Wer so glücklich ist, die Erlaubniß zu erhalten, hinein zu kommen, ergötzt sich daran, und bewundert den guten

Ge-

Geschmack des Minutius. Es gereicht ihm aber alles zu nichts als zu seiner größten Last. Das schöne Haus muß stets auf das sorgfältigste verschlossen bleiben; Es mögten sich Fliegen hinein ziehen und den Damnast oder die Vergoldungen beschmutzen. Gesellschaften verursachen Staub und Schmutz; Es könnte jemand etwas entzwey stossen oder zerbrechen; die Sonne und die Luft würden, wenn die Fensterladen aufkämen, die zarten Farben ausziehen; die schön gewächste Treppe mögte blind und ausgetreten werden; die Lichter würden Qualm geben, und die Zierathen schwarz machen: Minutius waget daher kaum selber alle Viertel Jahr seine schöne Zimmer anzusehen, und behilft sich in dem Flügel des Gebäudes in kleinen elenden Kämmerchen. Er heyrathete gern, er fürchtet sich aber, daß er die schönen Zimmer der Frau einräumen müsse, und daß die Kinder vieles verderben mögten. Ist er ja gezwungen, ein paar mal im Jahr Gesellschaften zu sehen, so wird dazu vorsichtig ein trockner Tag gewählt, damit keine feuchte Luft, und weniger Schmutz ins Haus komme. Er ist in großen Aengsten, bevor er nicht das Haus wieder leer weiß, und überzeugt ist, daß nichts beschädigt worden: drauf müssen sich seine Leute wol vier Wochen lang beschäfftigen, alles zum öftern wieder nachzukehren, abzufegen, und zu wischen, damit nichts von Staube zurück bleibe, und er ist dabey oft selber gegenwärtig, damit ja vorsichtig zu Werk gegangen, und alles ordentlich gemacht werde.

22) Bey den mehrsten Landwirthen wird man finden, daß sie sich gerne damit beschäfftigen, daß sie sich über das gegenwärtig vorgefallene ärgern, oder aber für das künftige sorgen. Es darf nur etwas ge-

geringes in der Wirthschaft Schaden nehmen, so klagt man noch lange Zeit nachher darüber; Man ärgert sich über diejenigen, welche daran Schuld sind, und überlegt, was hätte geschehen können, wenn wir den Schaden nicht gehabt hätten. Haben wir dergleichen Sorgen nicht; so geben wir uns Mühe, etwas auszufinden, um uns für das künftige zu ängstigen. Denn regnet es zu viel; denn wird alles vertrocknen, wenn der Regen einen Tag länger ausbleibt, als wir ihn nöthig finden; denn entsteht eine Hungersnoth; denn können wir das Korn nicht los werden; denn wird die unordentliche Witterung ansteckende Seuchen, wo nicht gar die Pest bringen; denn wird der frühe oder späte Frost alles verderben; denn können wir nicht früh genug säen, oder erndten; denn werden wir mit unsern Bedienten nicht gut fahren; denn sieht man auf zehn Jahr Krieg oder ein ander Unglück voraus.

So unrecht und unnütz es nun ist, sich über Vorfälle zu ängstigen, welche vielleicht gar nicht einmal erfolgen werden, sondern die wir nur gleich einem Gespenste vorauszusehen vermeinen; so nothwendig ist, jedesmal zu überlegen, ob uns auch eine wahre Gefahre bevorstehe, der wir ausweichen können. Ich werde davon in der **eilften Abtheilung** besonders handeln.

23) Unter die gewöhnliche Beschäfftigungen könnte ich zum Beschluß noch das **Projectenmachen** rechnen. Man kommt selten in eine Gesellschaft, wo nicht einer oder andrer auftreten, und Vorschläge zu neuen Einrichtungen, besserer Policey und andere Verbesserungen vortragen wird. Wie gefährlich solches sey, habe ich schon oben unter andern §. 63, 64. gezeigt.

Diese

Diese angeführte Exempel mögen hinreichen, um zu erweisen, daß man sich aus jedem Geschäffte, denn ein Vergnügen, denn auch wieder eine unangenehme Last machen könne; und eine Beschäfftigung, woran wir zu Anfang uns zu ergötzen vermeinen, wird uns oft am Ende lästig, oder zuwider, oder doch gleichgültig werden.

Wer mehr von den gewöhnlichen Beschäfftigungen der Menschen, und dem dabey vorfallenden lächerlichen lesen will, kann sich in einem alten in Nürnberg in gr. 4. ohne Jahrzahl herausgekommen Werke erbauen: Es führt den Titel: **Ein Schock Phantasten in einem Kasten.**

§. 153.

II. **Regel.** „ Wenn uns daher ein Geschäffte oblieget, so müssen wir es von der besten „ Seite, und nicht als eine Last ansehen. „

Denn da vieles zulezt in der Einbildung beruhet, und auf eine rechte Vorstellung ankommt, die wir uns von einem Geschäffte machen; Eine jede Sache, ein jedes Geschäffte aber, wie eben gezeigt worden, von zwo Seiten betrachtet werden kann, so quälen wir uns ohne Noth, wenn wir uns eine Sache beschwerlicher, oder unangenehmer abbilden, als wir Ursache haben; Wenn wir uns nur an denen dabey bemerkten Unvollkommenheiten oder Unannehmlichkeiten stossen, und das Gute nicht gehörig erheben.

So geht es aber; wer Pflichten nach zu gewissen Geschäfften verbunden ist, glaubt der geplagteste Mensch zu seyn, weil er seine Zeit eben nicht zu einem andern Geschäffte an einem andern Ort anwenden, oder gar müssig seyn darf, sondern an gewisse

Stunden

Stunden gebunden ist. Wer nichts um die Hand hat, klagt über lange Weile, macht sich selber Geschäffte, und bindet sich an gewisse Stunden, ohne daß er es nöthig hätte.

Cujacius führt bittre Klagen, daß er alle Morgen um sechs Uhr aufstehen, Acten nachlesen, und sich den Kopf martern muß, welchem Theil er Recht oder Unrecht geben, oder welchen Missethäter er verdammen oder frey sprechen will; die Stunde von neun bis zehn wird ihm verdorben, weil er Advocaten und Partheyen, die ihre Rechtshändel empfehlen, sprechen, oder aber die zur Expedition fertigen Aufsätze nachlesen und unterschreiben muß; die Stunden von zehn bis ein Uhr bringt er alle Tage im Gerichte zu, um zu referiren oder andere referiren zu hören, und sich mit ihnen herum zu zanken; Er ist davon noch voller Aerger, wenn er zu Tisch kommt, und wird noch ärgerlicher, als ihm schon wieder ein Kasten mit neuen Arbeiten gebracht wird; Murret auch die ganze Mahlzeit über, daß er den Nachmittag abermalen bey Ausarbeitung einer Relation zubringen müsse, nicht ausgehen könnte, und keinen Tag Ruhe hätte. Was geschieht aber, wenn er einen Tag Ruhe hat? so geht er doch nicht aus, klagt über lange Weile, und sinnt, woran es liege, daß ihm die Acten noch nicht zugeschickt werden, welche er sich vermnthet hat: zu Zeiten steigt der Gedanke bey ihm auf, ob er nicht glücklicher seyn würde, wenn er vor seinem Ende aus einer so verdrieslichen sklavischen Arbeit in ein anders Fach versetzt werde. Seine Gönner finden, daß er sich zu keiner andern Arbeit so vorzüglich als zu der gegenwärtigen schicken, und in einem andern Stande weniger vergnügt seyn werde; Hingegen in dem

Ge-

Gerichte, worin er arbeitet, wegen seiner Ehrlichkeit und Unpartheilichkeit als ein wahrer Schatz zu betrachten sey.

§. 154.

III. Regel. „ Wem ein Geschäffte obliegt, „ der hüte sich, daß er sich nicht angewöhne, eine Arbeit aufzuschieben oder auszusetzen.“

Ich erkenne dies an meinem eignen Exempel; wem mehrere Geschäffte zugleich obliegen, der verfällt gar leicht darauf, eins davon vorzuziehen, und andere zurück zu legen; und so hält es nachmals schwer, eine einmal zurückgelegte Arbeit wiederum hervor zu suchen, sollte es auch nur ein Brief seyn, den man schon seit einigen Wochen unbeantwortet liegen lassen.

Nun ist zwar wahr, wer eine Ausarbeitung unter Händen hat, wird damit eher fertig werden, der Aufsatz wird auch besser gerathen und zusammenhangender seyn, wenn er in einem Stück daran arbeitet; die Arbeit wird hingegen langsamer gehen, wenn mehrere Ausarbeitungen zugleich vorgenommen, und an jeder mit Absätzen gearbeitet wird. Wenn aber eine Arbeit erst fertig seyn soll, so leiden oft andere Geschäfte darunter, die indessen zurück gelegt werden, und man macht sich stets neue Vorwürfe, daß man solche nicht eher ausgefertigt habe. Zumal man Anfangs zu der ersten Ausarbeitung nicht allezeit die nöthigste und eilfertigste erwählt, sondern seine Lieblingsgeschäffte vorzuziehen pflegt; insonderheit wenn zu den wichtigern verdrießliches Nachsinnen und eine mühsame Ausarbeitung nöthig ist. Desto strafbarer aber ist, wenn man jene vorzieht.

Den Gegensatz von dieser Regel, nemlich, daß man sich vielmehr an eine Eilfertigkeit gewöhnen, und

mit seiner Arbeit voraus zu seyn trachten soll, habe ich bereits im I. Theile S. 379, und im Plantagen-Calender S. 23 empfohlen.

§. 155.

IV. Regel. „ Bey keiner Arbeit denke man, „ es habe damit noch wol Zeit. „

Man gewöhnt sich sonst gar zu leicht, Arbeiten zurück zu legen, und zu glauben, daß man sich wol erst einige gute Tage machen, und die Arbeit gelegentlich vornehmen könne, da sie denn oft Jahr und Tag ungerührt liegen bleibt, und vergebens daran erinnert werden muß.

Ist man genöthigt, eine Arbeit aufzuschieben, so sehe man solches als eine nicht von unserm Willen abhangende Schuldigkeit an, und behalte stets den guten Willen, die Arbeit sobald als nöthig ist, auszuführen.

Wenn man z. E. gezwungen ist, auszureisen, und eine zu expedirende Arbeit zurück zu legen, so ist ein großer Unterscheid, ob man sich vorstellt, es habe damit Zeit, die Sache könne wol liegen bleiben; Oder, ob man es sich zur Pflicht macht, daß diese Sache nach der Zuhausekunft eine der ersten seyn soll, die expedirt werde?

So ist es auch ein großer Unterscheid, ob man sich vornimmt, man wolle ausreisen, folglich möge alles liegen bleiben; oder aber, weil man ausreisen müsse, wolle man vorher erst alles ausfertigen, um geruhig reisen und abwesend seyn zu können.

Dagegen ist aber auch nicht nöthig, daß man sich darüber beunruhige, wenn eine, einen Aufschub leidende, Sache ohne unsere Schuld zurück gelegt werden muß.

Stra-

Strabo ist ein solcher accurater Mann, der sich nicht leicht Abends beruhiget, wenn er eine Sache nicht vollendet hat, welche seiner Meinung nach ausgefertigt werden müßte; Hat er aber auch nur einen Brief zu beantworten, und ist von ungefehr gezwungen, ihn bis zu den nächsten Posttag hinzulegen, so wiederholt er mehrmalen seine Unruhe, daß er die Antwort noch nicht wegschicken können, und was der andere denken würde, daß er keine Antwort erhalte, der vielleicht nicht einmal auf Antwort gerechnet hatte; Er frägt öfter, wenn die Post wieder gehe, und befiehlt seinen Bedienten zu erinnern, daß er die nächste an seinen Freund abgehende Post nicht versäume.

Bonvivant macht sich hingegen gern einen guten Tag; wenn ihm von seinen Feunden auf den andern Tag eine Parthie auf das Land vorgeschlagen wird, so bekümmert ihn wenig, ob er wichtige Geschäffte zurücksetze, und sich dadurch Verantwortung oder Verweise zuziehen werde, wenn er sich nur ergötzen kann.

Aestivus findet die Sommertage gar zu angenehm, als daß er sich in der schönsten Jahrszeit hinter dem Schreibtische aufhalte, zumal da er einen artigen Garten angelegt hat, wo er täglich von guten Freunden besucht wird, in deren Umgang er Vergnügen findet; bey ihm haben alle Arbeiten Zeit genug auf den Winter. Man hat gut ihn erinnern; Aestivus setzt im Sommer nicht leicht eine Feder an.

Tardus hat angefangen, verschiedene wichtige Arbeiten aufzuschieben; Er faßt den guten Vorsatz, im Ernst daran zu gehen. Er begiebt sich auf sein Zimmer und sinnt, welche Acten er am ersten zur Hand nehmen wolle; Es fallen ihm so viele zurückgelegte

und keinen Aufschub leidende Arbeiten ein, daß er sich nicht zu bestimmen weiß: Er geräth darüber in solche Gewissensangst, daß er nicht auf der Stube ausdauren kann, und seine Gewissensbisse in Gesellschaften zu vertreiben gedenket; Er findet gute Freunde versammlet, spricht mit ihnen von lustigen Dingen, denkt nicht weiter an seine Geschäffte, und bleibt den ganzen Abend bey ihnen, bis er müde wird und sich zu Bette legt. So häufen sich täglich neue Geschäffte, und mit denselben des Tardus Unruhe, bis endlich seine Vorgesetzte zutreten, ihm alle Acten von seiner Stube nehmen, und ihn öffentlich beschimpfen müssen.

§. 156.

V. Regel. „ Wer sich selber eine Nebenbeschäfftigung ausgedacht hat, hüte sich, daß „ er derselben nicht vor andern nöthigern Arbeiten den Vorzug gebe.“!

Ich habe schon erwehnt (§. 151.) daß wir gern Geschäffte, wozu wir uns selbst bestimmen, als Aufmunterungen zu unserm Vergnügen ansehen, wenn wir uns auch noch so sehr dabey quälen müssen, und hingegen Geschäffte, die uns obliegen, zurücksetzen, wenn sie gleich leichter und angenehmer sind.

Ich kann mich hier selber zum Exempel vorstellen; Ich habe die Ausarbeitung des Hausvaters angefangen: Eine Arbeit, die ich nicht nöthig habe, die mir unendliche Mühe macht, und die füglich unterbleiben könnte, ohne daß das Publicum etwas verlieren würde; wenn ich anders die wenigen Leser, denen meine Ausarbeitungen zu Gesicht kommen, unter dieser Benennung begreifen kann.

Weil ich aber mich selbst dazu bestimmt habe, und die Eigenliebe mich hoffen läßt, daß meine Arbeit von

einigen

einigem Nutzen seyn könnte, so schmeichelt mir diese Vorstellung auf eine angenehme Art, und ich scheue mich nicht, manche halbe Nacht zur Ausarbeitung anzuwenden, welche ich geruhig im Bette zubringen könnte. Dies wäre nun noch gleichgültig; Wenn ich aber eine Materie in meinen Gedanken einmal in Ordnung gebracht und überdacht habe, so dünkt mir, es wäre Schade, wenn meine Leser den geringsten von den ausgeheckten Gedanken verlieren sollten; Ich finde vielmehr, daß die Aufsätze besser gerathen, und mehrern Zusammenhang haben, auch daß weit geschwinder damit fertig werde, wenn in einer ununterbrochenen Folge daran arbeite und niederschreibe. Diese Vorstellung ist genug, wenn ich eine Materie angefangen habe, so lange bis der Aufsatz fertig ist, und alle Gedanken auf dem Papiere stehen, andere weit wichtigere und nöthige Geschäffte zurück zu legen, und mir manchen Vorwurf auch von guten Freunden zuzuziehen. Ich erkenne, daß vielleicht unrecht habe, ohne jedoch so viel Meister über mir zu seyn, mich bessern zu können: Aber wozu verleitet die Eigenliebe nicht. Meine Warnung ist um so viel aufrichtiger, weil sie eigene Erfahrung zum Grunde hat.

§. 157.

VI. Regel. „ Wenn uns mehrere Arten „ von Geschäfften obliegen, so kommt es auf ei„ ne geschickte Wahl und Eintheilung an. „

Ich habe im **ersten Theil** S. 337. erwehnt, daß Haushälter sich in der Wirthschaft gern ein Stück zu ihrem vornehmsten Gegenstande wählen, und darauf ihr Hauptaugenmerk wenden, hingegen andere vielleicht wichtigere Zweige der Haushaltung entweder

gar übersehen, oder doch nicht die nöthige Aufmerksamkeit darauf wenden: Und eben dieses trifft bey mehrern ein, denen zugleich mehrere Geschäffte aufgetragen werden, und man kann nicht allemal sagen, daß sie auf das wichtigste verfallen.

Respectuosus ist ein Beamter; Er erkennet die Verbindlichkeit, welche er der Cammer schnldig ist, weil sie ihn zu dem Amte befördert hat, er hofft auch noch fernere Gnaden zu erhalten. Sobald er also Cammerbefehle erhält, befolget er solche mit dem größten Eifer, und setzt andere Amtsarbeiten zurück. Er hat Inquisiten zn vernehmen; er soll Partheyen verhören, welche aus entfernten Gegenden herbestellt worden, und denen höchstens an Endigung der Sache gelegen ist; Wegen der Einquartierten haben sich Beschwerden geäußert, welche forderſamst abgestellt werden müssen. Alle könnten in einigen Stunden abgefertigt werden, sie müssen aber auch alle erst einige Stunden vergebens warten, und darauf unabgefertigt zurück gehen. Warum? Respectuosus hat eben ein Cammerausschreiben erhalten, und will also seinen Fleiß, Fertigkeit und Diensteifer dadurch zu erkennen geben, daß er nicht allein in seinem Bericht anführt, er habe in der Stunde, da er den Befehl erhalten, auch wieder geantwortet; sondern er will auch seine hohe Obern gern auf das umständlichste unterrichten, um seine Einsicht und Erfahrung zu erkennen zu geben. Er bedenkt nicht, daß sein Bericht keine Eile habe, und nicht einmal besonders zum Vortrage komme, sondern hingelegt werde, bis, vielleicht nach mehrern Monaten, auch die übrigen Berichte eingekommen sind, und daraus ein allgemeiner Auszug verfertigt, und in der Versammlung vorgetragen

wird,

wird, wobey man alles, was er gesagt hat, nicht einmal zu wissen begehrt.

Torquatus ist ein Beamter von einer andern Art; Es ist ihm ziemlich gleichgültig, und er bekümmert sich wenig darum, ob in seinem Amte eine gute Ordnung überhaupt beobachtet werde. Er kennet die wenigsten derer ihm anvertraueten Unterthanen, und reiset selten im Amte umher; Alle Proceßsachen läßt er liegen, und hofft dadurch die Unterthanen von Anwendung vieler Kosten zurück zu halten: Wird ihm aber gerüget, daß einer irgendwo gemishandelt habe, oder schöpft er nur einen Verdacht, daß jemand eine Missethat begangen habe, welche gestraft zu werden verdient, so ist er in Aufsuchung und Verfolgung der Verdächtigen, auch in Herausbringung der That unermüdet, wenn er auch vorher Unschuldige zur Inquisition ziehen, oder gar in Verhaft nehmen sollte. Er schätzt sich für ein wahres Verdienst, wenn er durch seine Aufmerksamkeit und Strenge einen Nebenmenschen zum Tode oder in die Karre bringen kann. Er wird nicht verdrießlich, wenn er, um in einer geringen Schlägerey oder Injurien-Klage herauszubringen, wer der Anfänger sey, und am stärksten zur Strafe geschrieben zu werden verdiene, mehrere Tage anwenden, auch zehn oder zwanzig Zeugen abhören, und von ihren nothwendigen Geschäfften abhalten soll.

Cujacius ist ein erfahrner Juriste, es interessirt ihn also nichts, wenn es nicht auf eine Rechtsfrage ankommt, alle, Processe betreffende, Acten sind in der schönsten Ordnung: Alle übrige Briefschaften werden hingeworfen; Er bekümmert sich um keine Policey. Ob er seine Einwohner glücklich machen könne? dar-

auf wird nicht gedacht; wenn er nur jeden einzelnen, der bey ihm klaget, Recht verschaffen kann, so ist er beruhiget.

Minnellius ist als Professor angenommen, und bestellet worden, vornemlich um zum Unterricht der Jugend Collegia zu lesen; zugleich wird ihm die Ausarbeitung einer wichtigen Deduction aufgetragen, und er hatte vorhin übernommen, eine neue Auflage von einem bekannten Werke mit Anmerkungen zu begleiten, dessen Abdruck keinen Aufschub leidet. Jetzt findet er sich in der größten Verlegenheit, wie er alle diese Arbeiten zugleich vollführen kann; Ein guter Freund räth ihn, die Lesestunden etwas später anzufangen und früher zu endigen, so daß er jedesmal eine Viertelstunde Zwischenzeit erspare, welche er, um an den Noten zu arbeiten, anwenden sollte, damit er einige Tage lang die ihm des Morgens und Abends bleibende Freystunden lediglich zu Entwerfung der Deduction anwenden könne, wozu er sich ohnehin von andern Auszüge machen lassen konnte.

Gratian ist ein beschäfftigter Hofmann. Er hat versprochen, um zehn Uhr in einer guten Gesellschaft auszureiten, um zwölf Uhr soll er schon völlig angekleidet bey Hofe erscheinen; Er mußte nothwendig den Schneider wegen eines zu dem nächsten Gallatage zu verfertigenden Kleides sprechen; dieser war um neun bestellt gewesen, aber weil Gratian sich noch nicht ermuntern können, wieder weggegangen, und kam erst wieder, als jener das Pferd schon vorführen lassen; Zugleich brachte ein Bedienter ein Billet von einer artigen Dame, worin er um eilf Uhr zu einer, wegen des Anzuges auf den Gallatag anzustellenden, Conferenz eingeladen ward. Jetzt wußte Gratian

sich

sich gar nicht zu helfen. Er hätte von dem Spatzierritt zu Hause bleiben können; allein es ritten Damen mit, zu deren Begleitung er sich anheischig gemacht hatte, und gegen welche er in den schuldigen Pflichten nicht fehlen durfte. Er ritt also weg, ließ aber den Schneider in seinem Zimmer aufbewahren; Vermogte die Gesellschaft zu bereden, daß sie, weil es schlimm Wetter war, nach einer halben Stunde wieder umkehrte; Zog sich in aller Geschwindigkeit an, weil zwey Haarfriseurs bestellt waren, und der dritte Bediente den Puder bereit hielt; Mittlerweile ward mit dem Schneider alles verabredet, und als er um halb zwölf Uhr in die Conferenz kam, hatte er noch eine halbe Stunde Zeit, um das abzusprechende, welches von keiner Wichtigkeit war, anzuhören, und doch zu rechter Zeit bey seinem Herrn vor dem Kamin zu stehen. Wer war zufriedner, als Gratian, daß er seine Zeit so geschickt eintheilen, und seine Maaßregeln so gut nehmen können.

§. 158.

VII. Regel. „ Wer mit Geschäfften überhäuft ist, muß jede Minute anzuwenden wissen.“

Wer von der Zeit rechten Gebrauch zu machen weiß, kann mehr beschicken, als unserer Meinung nach ein Mensch auszuführen im Stande ist. Die mehrsten Menschen aber haben ein doppeltes Vorurtheil: Einige glauben, daß sie zu gewissen Stunden im Tage nicht arbeiten können oder dürfen; andere hingegen stellen sich vor, daß sie zu einem geringen Geschäffte ihre völlige Gemächlichkeit, und eine längere Zeit nöthig haben.

Maturinus behauptet, er leiste für die wenige Besoldung, welche er genießt, seiner Bedienung schon

ein Genüge, wenn er des Morgens arbeite: Es würde für ihn eine Todsünde seyn, wenn er des Mittags nach ein Uhr eine Feder ansetzen, oder gar einmal bis in die Nacht arbeiten sollte; der Mensch, sagte er, muß doch auch Stunden zu seiner Aufmunterung behalten. Er klagt einem Freunde, daß sich seine Geschäffte so häuften, daß er der Arbeit nicht weiter vorzukommen wisse: Sein Freund erwiedert, daß er in solchem Fall die Nachmittage zu Hülfe nehme. Matutinus wird aber über den Rath böse, und versichert, daß er sich nicht so sklavisch gewöhnen lassen, und lieber seine Obern vermögen wolle, ihm einen Gehülfen zu geben, damit er auch den Morgen noch mehr frey habe.

Accuratus ist einer der embsichsten Bedienten in dem Gerichte; Er ruhet nicht, setzt sich auch nicht eher zu Tische, bevor er nicht alles, was ihm des Morgens aufgetragen worden, expedirt und weggeschickt hat; Wer aber des Nachmittags von Geschäfften sich mit ihm unterreden will, findet kein Gehör; wenn auch der erste Minister ihm etwas zuschicken würde, so wird es nicht angesehen bis des andern Morgens.

Festivus beschickt seine gewöhnliche tägliche Geschäffte, und sucht dazu zur Noth Stunden übrig zu behalten; Hat er aber einmal etwas aufgeschoben, oder wird ihm eine außerordentliche Arbeit aufgetragen, so hat er hundert Entschuldigungen für eine, daß seine überhäufte tägliche Geschäffte ihm dazu keine Zeit übrig liessen, und verlangt, daß man Gedult haben mögte, bis einmal Festtage wären, oder Ferien einträten. Seine Vorgesetzte wissen, daß Festivus alle ihm obliegende Geschäffte leicht ausführen kann, wenn er täglich nur eine oder höchstens zwo

Stun-

Stunden anwendet; Sie hören auch, daß er des Morgens bis neun Uhr im Bette, einen großen Theil der übrigen Frühstunden beym Frühstück und der Toilette, von ein Uhr aber den ganzen Nachmittag in Gesellschaft zubringe, und höchstens zwischen durch ein Wochenblatt lese, oder einen neuen Roman durchblättere: Sie wollen indessen erwarten, was in den Ferien geschehen werde. Diese kommen, Festivus aber muß mit seinen Verwandten auf das Land reisen, und hat längst vergessen, wozu er diese Tage anwenden wollen. Er erinnert sich jedoch bey der Zurückkunft seiner Pflicht, und wird mit Hülfe seiner angenommenen Gehülfen in wenig Stunden mit der Arbeit fertig, zu der er sich Wochen nöthig zu haben vorgestellet hatte.

Tardus ist von gutem Willen; er glaubt aber, daß ihm unmöglich sey, gleich nach Tische auch nur einen Brief zu schreibtn; Er fürchtet, daß er sich eine Todtkrankheit zuziehen werde, wenn er sofort nach der Mahlzeit sich, um zu arbeiten, niedersetzen, und durch krumsitzen oder anlehnen an den Tisch den Magen zusammenpressen, und die Verdauung hindern sollte. Er geht also gleich nach Tisch zu Beförderung der Gesundheit aus, um nachher besser arbeiten zu können, geräth aber in Gesellschaft, vergißt seine Geschäffte, und kommt erst spät in der Nacht nach Hause.

Morosus gehet, um seine Geschäffte abzuwarten, fast gar nicht aus, und nimmt auch nicht gern Besuch an, um nicht zerstreut zu werden. Er glaubt aber zu einer geringen Arbeit ganze Tage oder wenigstens mehrere Stunden nöthig zu haben, fällt ihm nun die geringste Hinderniß vor, so findet er die übrigen Stun-

den

den zu kurz, um noch eine Arbeit anzufangen, und beklagt sich, daß er zu nichts gelangen kann.

Gerdolph war hingegen ein Minister, der zum Muster dienen konnte, wie man sich Stunden und Minuten zu Nutze machen, und seine Zeit recht eintheilen könne. Er beschickte eine unglaubliche Arbeit, und schrieb alles selber, wozu andere mehrere Secretairs nöthig gehabt haben würden; Weil er allemal voraus darauf dachte, was geschehen sollte, also alles überflüßige zu vermeiden wußte. Wenn er sich zu Bette legte, so war er bereits entschlossen, was des andern Morgens zuerst vorgenommen werden sollte, und wie er erwachte, waren seine Gedanken schon in Bewegung, um zu überdenken, was er zuerst schreiben würde. Wie er aus dem Schlafgemach ins Arbeitszimmer trat, sehnten sich seine Finger nach einem angewohnten Triebe zu der Schreibfeder und dem Dintefaß; Indem er schrieb oder laß, hörte er alles, was ihm seine Bediente meldten, und antwortete ihnen ohne sich stöhren zu lassen. Er sahe einen jeden, der ihn sprechen wollte, und wenn ihm auch nichts wichtiges vorgetragen ward, so gewann er Zeit, um dasjenige zu überlegen, was er bey der Zurückkunft ins Zimmer schreiben oder befehlen wollte. Dazu wendete er auch vornemlich die Zeit an, wenn er in Gesellschaft gehen mußte; Kam er aus der Gesellschaft nach Hause, so fieng er auf der Treppe bereits an, Halsbinde und Knöpfe loszumachen; Wie er in das Zimmer trat, mußte der Cammerdiener in Bereitschaft stehen, um Perüke und Rock, welche ihm schon entgegen geworfen wurden, in Empfang zu nehmen, und den Schlafrock darzureichen; in dem nemlichen Augenblick saß Gerdolpf auch am Schreibtisch,

tisch, und ehe die Schuhe ausgezogen wurden, hatte er wenigstens einen Brief geschrieben, oder ein paar in der Abwesenheit gekommene Kasten nachgesehen.

Wenn er mit der linken Hand einen Brief erbrach, so war die rechte mit der Feder schon bereit zu antworten. Hatte er Gesellschaften im Hause bey sich, so ward ihm nur mit einem Wink zu erkennen gegeben, wenn Posten angelangt waren (denn beschäfftigt mogte er gar nicht scheinen); Er entfernte sich unvermerkt, und ehe die Gesellschaft seine Abwesenheit gemerkt hatte, kam er schon zurück, und erzählte aus denen in wenig Minuten gelesenen und zum Theil schon beantworteten Briefen. Wenn er nicht gleich alles beantworten konnte, so nahm er des andern Morgens die Stunden zu Hülfe, wenn die Gerichte versammlet waren, da er ohne Beschwerde schreiben, und auf alles, was vorgetragen ward, auf das genaueste achten, auch ohne sich irre machen zu lassen, mit einsprechen konnte, wenn in eben der Zeit von dem Pedellen oder Canzellisten mündliche Anfragen geschahen.

Waren die Finger vom Schreiben müde, so wurde allererst die Feder niedergelegt, und neue Bücher, welche er sich von allen Orten kommen ließ, nachgelesen; oder Berichte vom Hausverwalter angenommen, und neue Befehle ertheilt. Er fand sich eben so gut zu Geschäfften aufgelegt, es mogte des Morgens früh, oder gleich nach dem Mittagsessen, oder nach dem Abendessen oder nach Mitternacht seyn; hielt es auch bey andern, welche darunter einen Unterscheid machen wollten, für bloße Einbildung. Er war dabey, so wenig er auch für seine Gesundheit sorgte, gesunder, und erreichte ein höhers Alter, als andere, welche ohn Unterlaß sorgen, daß sie sich krank

oder

oder zu Tode arbeiten mögten, und welche glauben, daß sie bey so vielen Geschäfften kein Jahr würden leben können.

Das Exempel dieses großen Mannes erinnert mich einer Regel, welche er zu geben pflegte, und welche ich allen jungen Leuten als die nützlichste Beschäfftigung empfehlen kann, nemlich, daß man sich von Jugend an gewöhne, von allem merkwürdigen, was man sieht, hört oder ließt, Noten, Anmerkungen und Auszüge zu machen. Wir kommen dadurch dem Gedächniß sehr zu Hülfe, prägen uns eine Sache besser ein, und erinnern uns eher wieder eine Materie, wenn sie uns entfallen ist. Ohne diese Beyhülfe würde ich gegenwärtiges Werk nicht zu Stande gebracht haben *).

§. 159.

*) Da ich hier lehre, daß man zu Ausführung vieler Geschäffte jede Minute anwenden solle, so muß ich noch eine andere Frage berühren, woher mir oft Vorwürfe gemacht werden; Nemlich. „wenn uns die Wahl „ bleibt, welche Stunden wir am liebsten den Geschäfften widmen sollen; die Morgen- oder die „ Abend-Stunden?“

Ich finde, daß am mehrsten beschicke, und daß mir die Arbeit am leichtesten fällt, wenn ich des Nachmittags anfange und in die Nacht hineinarbeite. Es stöhret mich alsdenn nichts; Es ist alles um mich in Ruhe, und indem ich so bis ein oder zwey Uhr ununterbrochen meine Gedanken zusammen faße und fortarbeite, beschicke ich in einem Nachmittage mehr als in drey Morgen. Ich bin daran seit dreyßig und mehr Jahren gewohnt, und finde nicht, daß meine Kräfte im mindesten darunter leiden, daß das Geblüt erhitzt werde, oder daß die Gesundheit abnehme. Denn so wie ich die Feder niederlege und den Fuß ins Bett setze, bleiben alle Gedanken vor dem Bette,

und

§. 159.

VIII. **Regel.** „ Man soll bey allen Arbeiten promt seyn, aber sich nicht übereilen.“

Alles was wir vornehmen, muß mit einer Ueberlegung geschehen, und wir müssen Gründe haben, warum wir uns wozu bestimmen; Wenn wir uns in

und ich schlafe weit geruhiger, als wenn ich mich früher zu Bette legte, um einmal recht auszuruhen. Dagegen stehe ich des Morgens nicht gern früh auf, und wenn ich dazu genöthigt werde, so bin den folgenden Tag unruhig und ermüdet, empfinde also das nemliche, worüber andere klagen, wenn sie spät in der Nacht auffitzen müssen.

Spreche ich hingegen einen Arzt, so sagt mir derselbe, es sey nichts schädlicher, als in die Nacht zu arbeiten, und sucht mich mit Gründen zu überzeugen, daß man lieber früh zu Bette gehen und früh wieder aufstehen soll, und daß eine Stunde Schlafs vor Mitternacht mehr helfe, als drey Stunden nach Mitternacht. Man weiset mich auf des **Gellerts moralische Vorlesungen** S. 289. Ich kann aber diesen Warnungen kein Gehör geben, so lange ich noch keine Bläße im Gesichte, eingefallene Schläfe, matte Augen, zitternde Hände, und heimliche Abnahme der Kräfte empfinde. Die Einwohner von großen Städten, und alle Hofleute, welche nie vor Mitternacht zu Bette kommen, müßten sonst alle elend seyn. Die Gewohnheit vermag vieles bey uns. Ich rathe indessen niemanden das Nachtarbeiten an, der nicht seit mehrern Jahren daran gewohnt ist; Ich finde aber kein Bedenken, eine Lebensart fortzusetzen, die mir keine Mühe macht, und die ich ohne Beschwerde fortsetzen kann; Zumal da ich nach meiner Lebensart, wenn ich mich auch an früheres Schlafengehen gewöhnen wollte, doch oft, wenn in Gesellschaften bin, länger aufseyn müßte, und alsdenn würde die Gesundheit leiden.

in einem Endschlusse übereilen, ehe wir die Sache erwogen haben, so werden wir oft fehlen.

Fugax ist in seinem Amte fleißig; so bald ihm ein Aufsatz aufgetragen wird, ist er damit fertig, aber ohne zu überlegen, ob er die Sache getroffen habe oder nicht; Er begeht daher öfters Fehler, oder was er unvollkommen ausgearbeitet hat, muß andern zur Nacharbeitung aufgetragen werden. Sein Fleiß ist also mehr schädlich als vortheilhaft.

Insonderheit ist es gefährlich in wichtigen Dingen einen übereilten Endschluß zu faßen, etwa weil man einmal gar nichts aufschieben, oder seine Fertigkeit zeigen will.

Kommt es in einer Angelegenheit, welche Folgen haben kann, auf einen schriftlichen Entwurf an, so ist das beste Mittel, seine Gedanken gleich im ersten Augenblick nach dem ersten Eindruck, den die Sache bey uns erweckt, niederzuschreiben, darauf aber seine Meinung, als wenn sie von einem dritten käme, auf das genayeste zu prüfen, sich selber alle mögliche Einwürfe zu machen, mit andern Freunden Rücksprache zu halten, und hiernächst zu überlegen, ob man bey der ersten Meinung bleiben, oder davon ganz oder zum Theil abgehen soll.

Ein anders ist, ob ich z. E. ein Dutzend Briefe zu schreiben habe, bey deren Inhalt weiter nichts zu erinnern ist, so ist freilich die erste Stunde die beste, und es ist übel, wenn man solche zu schreiben aufschiebt, weil die Post erst in einigen Tagen geht. Es ist daher kein Widerspruch, wenn ich hier sage, man soll sich nicht übereilen, vorher aber §. 154. angerathen habe, eilfertig, und mit der Arbeit voraus zu seyn.

§. 160.

§. 160.

IX. **Regel.** „ Verdrießliche Vorfälle suche „ man sich nach gefaßtem Entschluß aus dem „ Sinn zu schlagen.“

Ehe wir in Vorfällen, welche uns unangenehm sind, einen Entschluß faßen, wird ein jeder kluger Mann vorsichtig überlegen, ob er nicht das verdrießliche ganz abwenden, oder durch ein Gegengift weniger schädlich und unangenehm machen könne, oder was für Mittel er anwenden müsse, um weitere verdrießliche Folgen abzuhalten. Ich habe davon oben §. 11. und schon im dritten Theile in der ersten Abhandlung geredet, und werde unten noch weiter lehren, wie man sich bey bevorstehenden Gefahren verhalten soll.

Ist aber nun eine Sache nicht weiter herzustellen, haben wir einmal ein Unglück, einen verdrießlichen Vorfall gehabt, so ist die Gewohnheit vieler Menschen, daß sie ohn Unterlaß daran gedenken, und einen jeden, den sie sehen, davon unterhalten, mittelst Ausschüttung ihrer Klagen und Hinzufügung allerley Anmerkungen.

Wie aber dadurch nichts weiter erhalten noch gebessert wird, so wird dafür billig ein jeder gewarnet.

Hieher gehören die oben §. 152. Nr. 22. erwehnte Sorgen für das Künftige, womit sich manche abängstigen.

Ein anderer Fehler, den man zu Zeiten bemerken wird, ist, wenn diejenigen, welche verdrießliche Vorfälle haben, davon gar nichts hören, und noch weniger mit andern darüber sprechen mögen, und dadurch die Mittel, welche sie etwa retten können, oder des guten Raths, welchen Freunde geben würden, verfehlen.

§. 161.

X. Regel. „ Man suche seine Kräfte zu „ nützlichen Beschäfftigungen anzuwenden; nicht „ eben zu wichtigen.“

Die mehrsten suchen und wünschen sich; nur immer mehr wichtige Beschäfftigungen, denen in den Augen anderer ein gewisser Vorzug oder ein Ansehen beygelegt wird. Wie aber damit auch die größte Gefahr und die größte Verantwortung verknüpft ist, so wird selten die wahre Gemüthsruhe befördert, und für viele wäre es vielleicht ein Glück, wenn sie sich weniger mit wichtigen Geschäfften abgeben.

Ich mag keinen Augenblick müssig seyn; wenn ich keine Berufsgeschäffte habe, so mangelt es mir nicht an Gelegenheit, mich sonst zu beschäfftigen; Ich grabe selber in dem Garten, ich jäte, ich pflanze, ich begieße, ich beschneide, und so weiter (**Plantagen-Calender S. 4.**); Ich kann mich damit Stunden lang unterhalten, und glaube verantworten zu können, wenn ich einen Theil meiner Zeit auch zu dergleichen Arbeiten anwende, welche die mehrsten unanständig und viel zu geringe ansehen werden; Ich finde, daß ich dadurch Gelegenheit erhalte, die Natur kennen zu lernen, und manche nützliche, in den Akkerbau Einfluß habende, Entdeckung zu machen.

Ich könnte vielleicht diese Zeit besser anwenden, wenn in derselben in Gefolg des mir obliegenden Amts auf Verbesserung des Landes nachdächte, finde aber zu Erhaltung der Kräfte nöthig, daß wenn ich die Gedanken und die Kräfte der Seelen mehrere Wochen lang angestrengt habe, alsdenn auch abwechselnd derselben Ruhe gegönnet, und hingegen der Körper zur Bewegung angehalten werde; und so scheinen solche

Arbeiten

Arbeiten den Vorzug zu haben, welche zugleich zu neuem Nachdenken Anlaß geben, und eine neue Art von Bewegungen im Körper veranlassen.

Ein anderer würde vielleicht zuträglicher halten, statt dessen spatzieren zu reiten, sollte es auch blos seyn, um geritten zu haben, und ohne sich des mindesten beobachteten Gegenstandes erinnern zu können.

Es gehört auch hieher die Regel, daß man sich bestreben muß, die uns auf dem allgemeinen Weltheater zugetheilte Rolle mit möglichstem Fleiße vorzustellen, so daß wir uns dem Urtheil des ganzen Parterre sowol als des Directeurs frey unterwerfen, und uns deren Beyfall versprechen können. Wir dürfen aber nicht glauben, daß uns Unrecht geschehen sey, daß uns keine andere Rolle zugetheilt worden, welche wir uns bekleiden zu können schmeicheln, und wobey das Publicum vielleicht Gelegenheit finden würde, uns auszuzischen.

§. 162.

XI. Regel. „ Man nehme nichts ohne Absicht vor.“

Es ist von dem größten Nutzen, wenn man sich einmal gewohnt, nichts vorzunehmen, wenn man nicht eine besondere Absicht dabey hat.

Die mehrsten Menschen pflegen die Handlungen vorzunehmen, ohne zu überlegen, warum sie diese wählen und nicht lieber eine andere; daher verfallen wir so oft auf Abwege, oder bleiben in einer Unthätigkeit, wenn wir nützlich werden können.

Wir gehen z. E. spatzieren, weil wir gehört haben, daß es der Gesundheit vortheilhaft ist; dies kann also eine Absicht bey einem jeden Spatziergange seyn; Wenn wir aber nun ein und alle Tage ohne

weitere Absichten, aus Gewohnheit, um gegangen zu seyn, uns bewegen, so gehen wir aus und kommen wieder, ohne zu wissen, was wir gesehen haben; kaum erinnern wir uns, aus gewesen zu seyn.

Nehmen wir uns hingegen täglich vor, was wir besehen, und warum wir den Spaziergang lieber nach der einen als nach der andern Seite richten wollen; wenden wir auf alle vorkommende Gegenstände ein forschendes Auge; so können wir uns bey jedem Gange belehren, und unsere Kenntniß erweitern.

Ich gehe selten in den Garten, ohne mir nicht einen gewissen Endzweck vorgenommen zu haben, sollte es auch nur seyn, um zu sehen, ob von den neu erhaltenen Samen mehrere gelaufen sind? ob neu erhaltene Pflanzen treiben und bekommen? ob neu erwartete Blumen weiter hervorbrechen? ob an den abgeblüheten reifer Samen sey; ob die gemachte Pflanzungen auch das leisten, was man sich davon versprach? und so weiter. Jeden Abend habe ich so viele Anmerkungen gesammlet, deren Untersuchuug in den folgenden Tagen fortgesetzt werden muß. Auf diese Weise kann ich unvermerkt und spielend viele Arbeiten vollenden, welche andern mühsam zu seyn, und viele Zeit zu erfordern scheinen werden. Bey gebrauchter Ueberlegung kann man auch bey allen Geschäfften sicherer seyn, und sich eher beruhigen.

Ich habe also diese Regel im **Plantagen-Calender** S. 21. vorzüglich bey allen Gartenarbeiten angepriesen, und dies gilt auch auf alle übrige Arbeiten. Es gehört auch hieher, was oben S. 14. gesagt worden.

§. 163.

§. 163.

XII. Regel. „ Mache dich gefaßt, von al-
„ len deinen Beschäfftigungen gegen einem jeden
„ Richter Rede und Antwort geben zu können;
„ bekümmere dich aber nicht so genau um das
„ Urtheil, welches andere Menschen davon fäl-
„ len mögten.“

Ein jeder muß mehr auf das Urtheil sehen, was sein eigen Gewissen von den Handlungen fällen wird, als was andere davon sagen (§. 13.). Ich habe schon mehrmalen erinnert, daß wir uns hüten sollen, andern durch unser Betragen nicht anstößig zu werden; (§. 79, 80.) Wenn wir aber hinlängliche Bewegungsgründe zu haben glauben, um so und nicht anders zu handeln, so dürfen wir uns nicht darum bekümmern, ob just alle und jede unser Betragen ihres Beyfalls würdig halten. Wer es allen zu Dank machen will, pflegt von allen getadelt zu werden, und ein solcher kann sich nicht darüber beklagen, weil er ohne ein ordentliches System aus einer strafbaren Absicht handelt, nemlich blos um sich andern gefällig zu machen.

Dagegen aber ist eben so wenig recht, wenn man blos in den Tag hinein leben wollte, ohne sich um das Urtheil andrer, um das *qu'en dira t'on*, zu bekümmern.

Ich habe vielmehr oben §. 13. schon gezeigt, wie man seine Handlungen vorsichtig selbst prüfen soll, und diese Prüfung sollte billig täglich bey dem Schlafengehen wiederholt werden. Wir dürfen keinen Tag endigen, ohne daß wir uns nicht mit der Beruhigung zu Bette begeben können, etwas gutes darin gestiftet zu haben; Unser größtes Vergnügen muß seyn, wenn

wir andern durch unsere Handlungen nützlich werden, oder uns wenigstens zubereiten und geschickt machen, um in der Folge nützlich werden zu können *).

Demander à vivre sans travailler est un crime, parceque c'est un vol continuel fait à la nation.

Melon sur le commerce.

*) Der weise Seneca hat dies schon nachdrücklich anempfohlen. S. Gellerts moralische Vorlesungen S. 169.

Wer auf eine angenehme Art weiter ausgeführt zu lesen wünschet, was für eine Beruhigung und innerliche Zufriedenheit wir genießen, wenn wir uns unserer zurück gelegten Lebenszeit mit einem Wohlgefallen und Billigung erinnern; in unsern gegenwärtigen Neigungen und Leidenschaften aber Ordnung und Ruhe empfinden, und also die Zukunft gelassen und freudenvoll erwarten können; dem empfehle ich Spaldings Bestimmung des Menschen, und insonderheit die demselben angehängte Abhandlung, das glückliche Alter.

Je sçais que la mortalité
Du genre humain est l'appanage
Pourquoi donc serois je excepté?
La vie est un pélérinage
De son cours la rapidité
Loin de m'allarmer me soulage,
Sa fin, lorque j'en envisage
L'infaillible necessité,
Ne peut ebranler mon courage.
Brulez de l'or empaquetté,
Il n'en perit que l'embalage;
C'est tout: un si leger dommage
Devroit il être regretté?

Dict. encycl. art. *Mort.*

Zehnte Abtheilung.

Der Hausvater nach der Mode.

La mode eſt un tiran, dont rien ne nous delivre,
A ſon biſare gout il faut s'accommoder.
Mais ſous ces folles loix étant forcé de vivre,
Le ſage n'eſt jamais le premier à les ſuivre,
Ni le dernier à les quiter.

Pavillon.

§. 164.

Unter die Worte, welche wir häufig gebrauchen, und damit doch nur dunkle, unbeſtimmte Begriffe verknüpfen, rechne ich mit die **Mode** und den **Geſchmack.**

Ich werde mich bemühen, ob die Begriffe, welche mir davon mache, deutlich aus einander ſetzen kann.

Es entſteht bey uns keine Empfindung ohne eine gewiſſe Art von Erſchütterung, welche in unſern Nerven gewirkt wird. Iſt nun die Erſchütterung dem Bau und Reitze der Nerven gemäß, ſo nennen wir ſie angenehmen; werden hingegen die Nerven gegen ihre Natur auf eine ungewöhnliche Art gereitzt, ſo haben wir unangenehme Empfindungen oder gar Schmerz.

Gemeiniglich lieben wir, oft neue Arten von Empfindungen zu haben, und ſuchen in der Abwechſelung ein Vergnügen: Wir bemerken aber auch aus der Erfahrung,

fahrung, daß indem unsere Nerven zu wiederholten malen auf die nemliche Art erschüttert werden, uns eine Empfindung, welche Anfangs unangenehm war, bald gleichgültig, und darauf angenehm, oder zur Gewohnheit wird, so daß wir, da wir Anfangs uns davor scheueten, in deren öfterer Wiederholung ein Vergnügen zu finden vermeinen.

Wer zum erstenmal Toback raucht, wird übel, und muß sich davon übergeben; wer einmal daran gewohnt ist, glaubt, ohne solchen nicht leben zu können.

Wer nie Koffee getrunken hat, und ihn zum ersten mal schmeckt, dem wird für ein so bittres Getränk schaudern: Ein Bauer, der ihn niemals gekostet hat, wird schwer zu bereden seyn, daß man solches zum Wohlschmack trinken könne. Man biete einem Bauren eine frische, noch lebende, Auster an; Ihm wird davor ekeln, ein so garstiges Ungeziefer roh, und gar lebendig niederzuschlucken; Schwerlich wird man ihn überreden, daß es ein Leckerbisgen sey: Blos die öftere Wiederholung muß uns einen Wohlschmack daran finden lehren: Und so geht es mit den mehrsten Dingen.

Wir bemerken ferner, daß die Einbildungskraft von großer Wirkung bey uns ist. Blos aus Einbildung werden wir oft krank, und die Einbildung trägt mehrmalen das mehrste zu unser Genesung bey. Mir ist ein Exempel von einer Dame bekannt, welche eine Kammerjungfer hatte, die sich krank zu seyn einbildete; die Frau, welche sie auf gleiche Art curiren wollte, drechselte kleine Pillen von Brodtkrumen, und gab solche der Kammerjungfer mit dem Beyfügen, daß sie sich aber in Acht nehmen mögte, diese Pillen pflegten zu Zeiten außerordentliche Wir-

kung

kung zu thun; Sie thaten auch wirklich durch die Einbildung stärkere Wirkung als eine heftige Purganz gethan haben würde.

Ein jeder Mensch ist also geneigt, sich einzubilden, daß ihm Empfindungen gewisser Art mehr Vergnügen erwecken als andere, und dieses Vergnügen wird stärker, wenn die Bewegungen öfter wiederholt werden. Werden sie hingegen zu oft wiederholt, so werden die Nerven zu sehr an diese Art von Reitz gewöhnt; das Angenehme fällt weg, und wir suchen neue Veränderung.

Noch wird ein jeder bey sich eine Neignung wahrnehmen, daß er in gewissen Stücken sich gern dem Urtheil anderer Menschen unterwirft, und deren Meinung als einen Rechtsspruch ansieht und befolgt. Diejenigen, welche sich überhaupt ein gewisses Ansehen zu erwerben wissen, so daß man ihre Meinung gern befolgt, nenne ich, **Personen nach der Weise**, (d'un bon ton.) Solchen Personen nach der Weise fehlt gemeiniglich zwar eine gegründete Einsicht; wir trauen ihnen aber doch zu, daß sie eher fähig sind, uns, was die Weise oder Mode sey, und was wir vornehmen sollen, anzugeben und anzuordnen, als daß wir solches selber überlegen können. Kommen nun mehrere dergleichen Personen nach der Weise überein, daß wir gewisse Bewegungen allemal auf die nemliche Art vornehmen und einrichten sollen, so nennen wir solches eine **Mode** oder **Weise**; und wenn die Mode erst eben angefangen wird, so sagen wir, es sey eine **neue Mode**: Gefällt uns die Mode, so sagen wir, diejenigen, welche sie uns vorgeschrieben haben, wären von gutem

Geschmack. Gefällt uns eine gewisse Sache, so nennen wir sie schön.

Alle Begriffe von Mode, Geschmack, und schön, haben also eigentlich keine Beziehung auf die innere Vollkommenheit einer Sache, auf ihre vorzügliche Güte, Gemächlichkeit, Nutzen, oder Annehmlichkeit: Sie gründen sich gemeiniglich auf einen Eigensinn, auf Vorurtheile, oder auf die Gewohnheit, und wenn auch eine in Mode kommende Sache neben zu schön wäre, so lieben wir sie nicht, weil sie schön ist, sondern weil sie in Mode ist: denn sonst würden wir solchen Sachen, denen der Begriff von Schönheit noch mehr zukommt, den Vorzug geben.

So nennen wir manches Gesicht vor andern schön; nicht, weil wir dessen Gesichtszüge am mehrsten regelmäßig finden und daher vorzüglich gerührt werden; Noch weniger, weil wir etwa finden, daß sie am mehrsten Verstand, Frömmigkeit, Aufrichtigkeit und Tugend bemerken: Sondern, wenn viele übereinkommen, daß sie Gesichtszüge gewisser Art, z. E. eine weiße, mit einer angenehmen Röthe untermischte, Haut, durch welche hie und da blaue Adern hervorscheinen; ein weißes oder schwarzes Haar; eine unnatürlich schmale Taille; ein gewisses lebhaftes freies Wesen, und so weiter, schön finden wollen.

Wir nennen einen Kopfaufsatz eines Frauenzimmers schön, nicht weil dadurch das Gesicht verschönert wird, sondern weil wir eben die Gesichter von mehrern artlichen Damen damit ausgeziert sehen, also überzeugt werden, daß es die Mode sey; wenn sie auch die Gesichter noch so sehr verstellen. Wie man denn von denen eine Zeit her in Mode gewesenen so-

genannten Dormeusen mit Recht sagen kann, daß sie manchen Gesichtern scheuslich stehen.

Wir finden eine Mode in der Kleidung schön, und machen sie nach; nicht weil sie bequem oder gemächlich, oder unserer Leibes-Gestalt gemäß, sondern weil es die Mode ist.

Wir lassen unser Hausgeräth nach einem gewissen Modell machen; nicht, wie es zum Gebrauch am bequemsten, und am besten zu nutzen ist, sondern wie es die Mode ist.

Wenn wir einen Stoff kaufen wollen, so sehen wir nicht auf dessen innere Güte, oder in welchem Stück die Farben am besten angebracht oder gespart sind; sondern wir fragen billig, welcher nach der neuesten Mode verarbeitet sey.

Wir finden ein Gericht mit einer geschärften Brühe, avec du haut gout, von vortrefflichem Geschmack, weil es die Mode ist, wenn es uns gleich auf der Zunge unangenehm brennt; wenn wir gleich die davon verursachte Hitze im Magen und eine Wallung im Blut empfinden, auch deutlich erkennen, daß es unserer Gesundheit höchst schädlich sey, und unser Leben verkürze.

Was uns noch vorm Jahr schön schien, finden wir das Jahr heslich: Warum? Wir hören von Jemanden, dem wir Einsicht in den Weisen zutrauen, die Sache sey nicht mehr in Mode, oder wir sehen etwas neues, welches uns als etwas unerwartetes mehr rührt.

Um sich leicht an neue Moden zu gewöhnen, wird eine starke Einbildungskraft erfordert, und man muß, um neue Moden leicht mitzumachen und anzunehmen, noch in denen Jahren seyn, da die Einbildungskraft

am stärksten und die Geister noch etwas fladderhaft sind: daher Jener die Moden so erklärt:

Les modes sont certaines usages,
Suivis des foux & quelque fois des sages,
Que le caprice invente, & qu'aprouve l'amour.
La Suze.

Dem sey nun wie ihm wolle, so ändern sich die Moden von Zeit zu Zeit. Was vor funfzig Jahren schön und artig schien, ist uns jetzt unausstehlich, und was wir jetzt artig finden, dabey werden unsere Nachkommen nach funfzig Jahren viel zu erinnern haben, und unsern Geschmack sehr lächerlich finden; Wenn vielleicht unsere Urenkel nach hundert Jahren dieselbe Mode wiederum hervor suchen, so wie wir in unsern Zeiten uralte Moden von den Gothen aufgewärmt, und die Zierrathen in altem Gothischen Geschmack gemacht haben.

Wir haben also von Zeit zu Zeit neue Moden in Zubereitung und Anrichtung auch Auftragung unserer Speisen; Neue Moden in denen daran gehörenden Brühen und Zugaben; Neue Moden in unsern Getränken und allerley Arten von Liqueurs; Neue Moden im Bauen, in Aufführung und Einrichtung der Gebäude, auch in der Art sie zu bewohnen: Neue Moden in der Kleidung, in der derselben zu gebenden Form, in denen dazu zu nehmenden Zeugen, in der Art sie auszuschmücken und auszuzieren, und in denen verschiedenen dazu zu rechnenden Nebenstücken: Neue Moden in Farben und deren Vermischung: Neue Moden in allerley Arten von Auszierungen, auch wie und wo sie angebracht werden müssen; Es sey im Mahlen, Sticken, Nähen, bey Faßung der Juwelen, bey Verarbeitung allerley Silbergeräth

und

und so weiter: Neue Moden in der, unsern Meublen und an allerley Hausrath, zu gebenden Form: Neue Moden im schlafen, liegen und sitzen: Neue Moden bey Uhren, Tabattieren und andern dergleichen zu tragendem Schmuck: Neue Moden in der Musik und Tonkunst: Neue Moden in Einrichtung und Auszierung unserer Gärten: Neue Moden in der Bearbeitung und Bestellung unserer Aecker und Felder: Neue Moden im Husten, Schnauben, Tobacknehmen, Ausspucken: Neue Moden in unsern Gebehrden, Reverenzen, Manieren und Complimenten: Neue Moden in der Schreibart und in neuen Worten und Redensarten; Neue Moden in der Art sich den Kopf auszuzieren und zu frisiren.

Ueberhaupt ist nichts auszudenken, wobey man nicht die Weise von Zeit zu Zeit ändert, und wechselsweise die nemliche Sache bald gut heißt und billigt; bald wieder verwirft. So wie alle Jahr in Frankreich ein neuer den künftigen Lauf der Gestirne und die dabey zu bemerkende Veränderungen anzeigender Calender, La Connoissance du Tems, herausgegeben wird, so sollte billig noch eher auf jedes Jahr eine neue Connoissance des modes ausgearbeitet werden, worin nicht allein die neu aufgekommenen sondern auch die abgeschafften Moden angezeigt würden; Ein Werk von so großem und allgemeinem Nutzen würde mit dem größten Beyfall aufgenommen werden *).

§. 165.

*) Der bemerkte Mangel ist durch ein in Paris seit 1768 in 8. herauskommendes Monats-Blatt gewisser Maßen ersetzt worden. Der Titel davon ist: Le Courier de la mode: ou le Journal du gout; Ouvrage periodique, contenant le detail de toutes

les

§. 165.

So selten sich die Moden auf eine vernünftige Ueberlegung gründen, so darf ein gesetzter Hausvater sie doch nicht verwerfen und verachten. Man ist gemeiniglich gezwungen, sich nach der Mode zu bequemen.

De la Mothe sagt gar recht, Il y a une bienséance à observer, au dessous de la quelle on se rend contemtible.

Wir sind nun einmal so gesinnt, daß wir beständig gern Abwechslungen haben mögen, und uns dabey entweder nach den Vorschriften anderer richten, oder uns selber Regeln machen.

Wir

les nouveautès de Mode. Ich weiß nicht, ob es fortgesetzt wird.

Man kann auch hieher rechnen: L'art de la Coeffure des Dames françoises avec le traité en abrégé sur la façon d'entretenir & conserver les cheveux naturels & les plans des largeurs des cheveux, par *Mr. Le Gros* Friseur, à Paris 1767. Wovon seit der Zeit Fortsetzungen herausgekommen sind.

Nach dieses Le Gros Absterben hat ein Mr. *Durand dit le Gout*, Coëffeur demeurant carrefour de Bussy & de la Comedie Françoise eine Schule de l'art des Coëffures angefangen.

Die beste Schminke haben zuletzt ausgeboten: *La Veuve Fosse*, Marchande merciere à Paris Rue St. Martin au coin de la Rue des Menestriers au Bouquet galant, und *Le Sieur Moreau*, Marchand Mercier en Gros Rue St. Martin. Beyde wollen ganz neue Erfindungen haben, welches ich zum Besten des schönen Geschlechts hier anzuzeigen nicht unterlassen können; Obgleich zu meinen Freuden bey uns das Schminken noch nicht öffentlich eingeführt ist.

Die

Wir werden vielmehr lebhafter und empfindsamer, wenn wir auf dasjenige, was um uns vorgeht, aufmerksam sind.

Ainsi formant nos goûts, épurant nos désirs
La sensibilité preside à nos plaisirs.
De la Harpe.

Der Hausvater hat sich nun in Ansehung der Moden folgende Regeln zur Richtschnur genommen, und glaubt auch andern dieselben empfehlen zu dürfen.

§. 166.

I. Regel. „ Wir gehen sicherer, wenn wir „ uns dem Urtheil vieler gemäß bezeigen, als „ wenn wir durch eine Absonderung von den „ übrigen eine besondere Aufmerksamkeit auf uns „ ziehen wollen.“

Wir

Die neueste Erfindung, welche ich von Paris aus angezeigt bemerkt habe, ist die von einer neuen Art Schnürbrüste, ou Corps de Feutre sans balaine & sans couture, plus comodes que les Corps de balaine, d'une coupe plus legere & plus comode, inventés par le *Sieur Gerard.*

Ein anderer Schneider in Paris *Le Sr. Flamand* bot vor einiger Zeit seine Dienste mit der Anzeige an: qu'il faisoit des habits de Cour & de bal des plus élégans, garnis dans le gout le plus exquis, & le plus moderne: bien différens en cela du *Fungoso* de la Comédie, qui suivait la mode comme un espion, toujours d'un pas en arriere, & ne manquait pas d'attraper celle que l'on quittait.

Eine andere anmerkungswürdige Mode unserer Zeiten sind die sogenannten *gratte tête*, oder brillantene Haarnadeln, welche von den Damen verlohren hinten in die Haare gesteckt werden, und das Ansehen haben, als wenn etwas im Anzuge vergessen sey, aber dazu dienen, um sich den Kopf damit bequem kratzen zu können, wenn er ihnen juckt.

Wir müssen uns allemal bestreben, uns denenjenigen, mit denen wir umgehen, gefällig zu machen, und uns eine gewisse Achtung zu erwerben, wenigstens alles zu vermeiden, was anstößig fallen kann: Sobald also eine Sache an sich gleichgültig ist, so folgen wir lieber dem Exempel anderer.

Ein Quaker in England sucht sich dadurch ein Ansehen zu erwecken, daß er in seinen Handlungen und Kleidungen etwas besonders hat, selbst vor dem Könige mit bedecktem Haupt erscheinet, und denselben mit Du anredet. Man hat mit ihm als einem Schwärmer Gedult, und lacht ihn aus.

Um sich in den Moden abzusondern und selbst neue anzufangen, zu erfinden und einzuführen, wird eine große Kenntniß und Einsicht erfordert von den Moden überhaupt und der Einbildungskraft derer Menschen, mit denen man zu thun hat; um sich bey ihnen erst in den Credit zu setzen, daß man von gutem Geschmack sey, und genaue Nachrichten von andern Orten von den eingeführten neuen Moden einziehe.

Man wird gemeiniglich an jedem Hofe einige finden, welche alle neue Moden angeben müssen, und deren Vorschrift man als Gesetze befolget, (Des Directeurs ou Dictateurs des modes.) Diese brauchen nur eine Sache schön zu nennen, so ist der ganze Hof von der Schönheit überzeugt, und wer Einwürfe dagegen macht, wird ausgelacht. Ich finde das Amt eines solchen Modedirectors sehr schwer und mühsam.

§. 167.

II. Regel. „Sobald jemand auf Reisen an
„ fremde Oerter kommt, muß er die Moden je-
„ den Orts erforschen, und sich ihnen gemäß
„ bezeigen.“

Dies

Dies ist die alte Regel: Si fueris Romæ romano viuito more, si fueris alibi, viuito sicuri ibi.

Man hat in England andre Moden, und andre in Frankreich. Wer aus Frankreich nach England kommt, darf die französischen Moden nicht mit dahin nehmen, und nicht denken, daß er in England Aufsehen erwecken und eine in Frankreich eben eingeführte neue Mode bekannt machen und einführen wolle. Will er nicht ausgezischt werden, so muß er sich gänzlich nach den englischen Moden richten. In Deutschland ist es zwar etwas anders; ein Reisender darf nur sagen, daß er aus England oder Frankreich kommt, so findet man alles, was er mitbringt, wenn es auch noch so lächerlich ist, schön, und bemühet sich, es nachzumachen.

Indessen hat doch ein jeder Ort seine Gebräuche, und ich finde sicherer, daß man sich denen von vielen angenommenen Gebräuchen gemäß bezeige, als daß man sich einen Ruhm dadurch erwerben wolle, man habe etwas neues eingeführt, oder daß man sich ein altväterisch verrostetes Ansehen giebt, (rouillé.)

§. 168.

III. Regel. „ Wenn andre neue Moden einführen, soll man nicht der erste seyn, welcher „ solche annimmt, noch auch der letzte, der die „ alten beybehält.“

Es zeigt allemal einen Eigensinn, eine gewisse Halsstarrigkeit oder Dummheit an, wenn die mehrsten an einem Ort übereingekommen sind, eine neue Mode einzuführen, und einer oder der andere will allein die alte Mode beybehalten, weil er von Jugend auf daran gewohnt ist. Man weiset auf solche gemeiniglich mit Fingern.

Gar zu eilich in Nachahmung einer neuen Mode zu seyn, verräth hingegen eine gewisse Flüchtigkeit und Unbeständigkeit, welche einem gesetzten Mann unanständig ist. Ein vernünftiger Hausvater sucht hier, so wie überhaupt, gern eine gewisse Mittelstraße zu gehen, um nicht in den Fehler zu verfallen, den die Franzosen affectation nennen, wenn auch gleich sonst die gesunde Vernunft sich der Mode zu widersetzen scheint. Quelque blamable que soient les bizarreries dans leur source, quand une fois elles sont établies géneralement, il est du devoir d'un homme sage de s'y conformer, parce qu'alors ce seroit tomber dans le même vice de singularité, qui les a produites, que de ne s'y conformer pas. voj. *Les Oeuvres de l'Abbé Saint Real:* T.I. p. 57. de la Mothe schließet seine Abhandlung von den Moden mit den Worten: La sageſſe æst trop ancienne, il faut vivre à la mode, quelque folle qu'elle puiſſe être.

§. 169.

IV. Regel. „ Wer sich etwas neues anschaffen muß, wählet sich lieber etwas nach „ der Mode; Wer aber schon eine Sache hat, „ verachtet sie nicht gleich, weil sie nicht mehr „ in Mode ist."

Wer sich etwas neues anschafft, denkt nicht allein auf seinen eigenen Gebrauch, sondern daß die Sache auch andern gefallen soll, und daß man uns oft nach unsern Wahlen beurtheilt: Mithin wählet man lieber dasjenige, was andern gefällt, zumal wir uns gemeiniglich auch bey andern einen guten und vortheilhaften Begriff von demjenigen zu machen pflegen, der seine Handlungen und Wahlen so einrichtet, daß sie

uns

uns gefallen, und unserer Meinung nach einen guten Geschmack anzeigen.

Wer hingegen seine Kleidung oder seinen Hausrath sofort ummachen oder ändern lassen will, wenn er sich einbildet, daß sie nicht mehr nach der Mode sind, begeht eigentlich eine Thorheit; Ob es gleich bey großen Herren und reichen Leuten nöthig ist, daß solche oft auf dergleichen Einfälle gerathen, damit die Handwerksleute desto mehr Arbeit und Verdienst erlangen. Z. E. **Tardus** hat eine Menge Silbergeräth, welches schon von seinem Eltervater her gebraucht und altväterisch und heslich geformt ist, er begnügt sich aber damit, daß es doch noch einiger Maaßen brauchbar sey; so wird es einem jeden Gast ekelhaft vorkommen, dergleichen altes, schmutziges, verbogenes, oder gar zerbrochenes Silbergeräth zu sehen; das Publicum hat keinen Genuß davon, und die Goldschmiede hoffen vergebens, von diesem reichen Mann einigen Vortheil zu haben. Wenn er sich aber jetzt entschließt, dieses alte Geräth nach der neuen Mode ummachen zu lassen, so vergnüget er sich selber an der Neuigkeit und an den neuen Mustern; alle seine Gäste ergötzen sich, und bewundern die neuen Erfindungen; die Goldschmiede freuen sich, daß sie Verdienst gehabt haben, und ein Theil von dem Silber wird für das Arbeitslohn, mithin zum Besten des Publici angewandt; Jetzt erst wird Tardus dem Staate nützlich.

Jene vornehme Dame hatte also nicht unrecht, welche über die Brütalität und Härte ihres reichen Mannes gegen ihre Freunde bittere Klagen führte, weil sie zu Umfassung ihrer, zwar erst vor wenig Jahren gefaßten, aber ihr in dieser Form nicht mehr gefallenden Juwelen, von ihm nur kahle vier hundert

Thaler begehrte, und er sich solche auszugeben weigerte, da er doch in ihren Gedanken Geld genug hatte, und ihr Begehren aus bloßem Eigensinn abschlug.

Sybilla hatte sich einen neuen Stof zum Kleide gekauft, und in ihren Gedanken etwas schönes ausgesucht; sie zeigte ihn einem eben aus Frankreich gekommenen Fremden, in der Hoffnung, daß er ihre Wahl und ihren Geschmack loben sollte. Er versicherte, daß diese Art Stoffe schon vor zwey Jahren aus der Mode gekommen wäre, und beschrieb, wie man sie eben in Paris trage. Sybilla fand jetzt ihren Zeug unleidlich, ließ den Kaufmann kommen, begehrte, daß er den Stof wiedernehmen sollte, und beschrieb nach der gemachten Erzählung, wie sie gern einen Stof haben mögte; der Kaufmann kannte ihre Schwachheit, hörte mit großer Gelassenheit ihre Beschreibung an, sagte ihr nicht, daß er wirklich schon dergleichen Stoffe im Laden habe, daß solche weit geringer und schlechter wären, und daß er ihr wirklich den schönsten und am besten verarbeiteten Stof aus seinem ganzen Laden verkauft habe: Er erwiederte ihr vielmehr, daß er dergleichen Zeuge noch nicht gesehen habe, daß solche nach einer neuen Erfindung wären, und daß er sich wundern müßte, woher sie bereits Wissenschaft davon habe, da sein Correspondent aus Lyon ihm noch keine Nachricht gegeben habe. Diese Antwort machte sie noch mehr lüstern, um davon zu haben; sie fragte, wie bald er ihn verschaffen könnte; der Kaufmann forderte acht Wochen; dies schien ihr eine ewige Zeit zu seyn; sie befahl, er müßte ihn in vier Wochen schaffen, sie wollte gern alle Kosten bezahlen. Nach vier Wochen schickte der Kaufmann einen Stof aus seinem Laden

hin,

hin, meldete aber, daß man ihn in Lyon der Neuigkeit wegen sehr theuer halte, und daß er ihn mit der Post kommen lassen, daß also das Porto theuer komme; Er zweifle demnach, ob sie ihn für den Preis würde behalten wollen; Der theure Preis verschönerte den Stof in den Augen der Dame, sie bezahlte das geforderte ohne abzudingen, und schätzte sich glücklich, daß sie nun um einen theurern Preis schlechter gekleidet gieng, als sie sonst gekleidet gewesen seyn würde. Den erstern Stof kaufte sofort eine andere Dame, und jedermann fand ihn hübsch; nur Sybilla allein gefiel sich besser in dem ihrigen.

Tienot erbte auf seinem Gut ein standfestes, ziemlich bequem eingerichtetes altes Wohnhaus; Er fand es zu klein, die Fenster waren nicht groß genug, die Thüren zu enge, die Zimmer zu finster und niedrig; Es fehlte eine Folge von Kammern. Ueberhaupt, das Haus war nicht nach der Mode: Tienot, der jüngsthin von Reisen zu Hause gekommen war, entschloß sich geschwind, den alten Steinklumpen abzubrechen, und ein neues Gebäude nach der Mode aufzuführen; Man rieth ihm, die alten Wände stehen zu lassen, und das Haus nur inwendig auszubauen; Dies war ihm nicht genug; Er hätte sodann die Folge von Kammern nicht so, wie er sie haben wollte, herausgebracht. Das alte Gebäude mußte bis auf den Grund niedergerissen werden. Es erforderte große Kosten und erstaunliche Mühe, die alten mit dem größten Fleiß gemauerten steinernen Wände einzureißen; Er ließ ein neues hölzernes Gebäude aufführen, um die Kosten zu ersparen und eher fertig zu werden. Jedermann fand dieses im Grunde schlechter und weniger bequem eingerichtet, ob es gleich mehr in die

Augen leuchtete. Die Wände waren dünn; die Zimmer waren also im Winter kalt und im Sommer heiß; Man hatte altes Holz dazu genommen, welches bald anfieng zu faulen; Nach zwanzig Jahren mußten die äußern Wände an der Westseite schon wieder neu gemacht, und kostbare Hauptverbesserungen vorgenommen werden, und nach funfzig Jahren wird das Haus von Grund auf neu gebauet werden müssen, da das alte steinerne Gebäude vielleicht noch ein paar hundert Jahre stehen können.

§. 170.

V. Regel. „ Man soll nicht zu leichtsinnig
„ in Annehmung neuer Moden seyn, und nicht
„ gleich alles Neue für eine anständige Mode erkennen.“

Es ist dieses ein Fehler, der uns Deutschen von andern Nationen vorgeworfen wird. Wir glauben, daß nur ein Engländer oder Franzose so viel Witz besitze, daß er neue Moden erdenken und einen Modedirector abgeben könne. (§. 166.) Wir wollen aber in ihren Augen nicht so dumm scheinen, daß wir nicht eine neue Mode gleich einsehen und annehmen könnten; Wir glauben, daß man uns desto mehr Verstand und Einsicht zutrauen werde, wenn wir eine Mode, so wie sie kaum in Paris aufgekommen ist, schon nachäffen, und daß man uns für alte wilde Deutsche ansehen mögte, wenn wir so noch gekleidet giengen, wie es vor ein paar Jahren Mode gewesen.

Ein Kaufmann braucht nur zu sagen, daß er einen neuen Kopfaufsatz, oder einen andern zum Putz gehörigen Zierrath aus der berühmten Boutique *au très galant*, Place du Palais Royal, oder von Mr. Dulac *au Berceau d'or*, ruë St. Honoreé erhalten habe,

be, so meint eine jede Schöne, sie müsse davon haben, wenn es auch nur ein elender Lappen, oder Fichû, Parlement, Venez y voir, Respectueuse, Mantille, Pretension, Sentiment, Saloppe, Enveloppe, Toctoc oder Gertrude ist; den sie, wenn sie sich ihrer Meinung nach ein paar mal damit ausgeziert hat, wegwerfen muß. Ich habe mehrmalen bey einer solchen Gelegenheit gehört, daß gesagt wurde, ein solches Stück koste nur einen Louis d'or, und dafür sey es doch artig. Wenn man aber öfters für entbehrliche und vergängliche Stücke, die zu nichts dienen, als um die Mode mitzumachen, Louis d'or ausgeben und immer etwas neues haben will, so bringt es am Ende des Jahrs schon eine beträchtliche Summe. Und gemeiniglich kann man das gewöhnliche Sprichwort anwenden: Ein Thor macht viele: Indem eine Schöne sich mit einem Stück ausziert, und nur sagt, daß sie es als eine neue Mode von der berühmten Marchande des modes, Mademoiselle du Chât, Ruë Saint Honorée in Paris erhalten habe, so glauben alle übrigen, welche auch schön seyn wollen, daß sie etwas von ihrer Schönheit verlieren, und daß jene ihnen den Rang abgewinnen würde, wenn sie sich nicht dergleichen auch anschafften.

Die Modenmacherinnen in Paris schicken uns oft, und vielleicht gemeiniglich verlegene und dorten schon wieder aus der Mode gekommene Waaren zu, oder wol gar solche, welche in Paris selber abgeschmackt gefunden worden, und welche Niemand kaufen wollen. Wir Deutschen sind leichtgläubig genug dazu, sie zu kaufen; wenn der Kaufmann nur der Sache einen wunderlich klingenden Namen zu geben weiß, so finden wir sie gewiß schön.

§. 171.

VI. Regel. „ Es ist nöthig, daß man erforscht, was eine Mode rechtfertigt, ehe wir „ sie nachmachen.“

Diese Regel ist vornemlich bey denen zum Putz gehörenden Stücken nöthig.

Wir Deutschen hören nur von einer neuen Mode, so glaubt sich schon ein jeder, der nach der Weise seyn will, verbunden, sie nachzumachen.

In Frankreich und England denkt man hingegen jetzt weit vernünftiger; eine jede Dame kleidet sich so, wie sie es ihrem Gesichte und Stellung am vortheilhaftesten glaubt, und so sollte es billig seyn.

Wir werden finden, daß gewisse Arten von Parüken oder Kopfzeugen einigen Gesichtern gut stehen, und ihnen eine neue Schönheit geben, da andere dadurch verstellet und scheuslich werden. Heißt es aber einmal, es sey die Mode, dergleichen Kopfputz zu tragen; so legt ein jeder denselben an, ohne zu erwegen, was diejenigen, welche ihn erfunden haben, dazu bewogen haben möge, um vielleicht einen ungestalten Theil des Gesichts oder Körpers zu verbergen.

Einige Damen, welche sich Zeit Lebens beflissen haben, nach der Weise zu seyn, nunmehr aber alt und grau werden, jedoch noch gern jung scheinen mögten, also das graue Haar zu verbergen suchen, erfinden eine Art Kopfzeuger, welche tief ins Gesicht gehen, und nicht allein die Haare, sondern auch die Runzeln der Stirne und die eingefallenen Backen verbergen: Gleich glauben alle junge Personen sich verbunden, die Mode nachzumachen, und verstellen ihr schönes Gesicht auf eine ekelhafte Art.

Eine

Eine Dame hat einen schmalen langen heßlichen Hals; eine andere sucht einen angehenden Kropf zu verbergen; eine dritte hat von einem in der Hitze gethanen Trunk Leberflecken am Halse bekommen; einer vierten sagt der Spiegel, daß ihr sonst hübscher Hals anfange, gelb und runzlicht zu werden; Alle viere glauben, daß sie diese Fehler am besten verstecken können, wenn sie eine schwarze, um den Hals zuschliessende, herunterhangende, Kappe tragen; Man findet, daß ihnen solche vortrefflich kleidet, weil man bey der schwarzen Farbe die braun und runzlicht werdende Haut nicht so genau beobachtet; Gleich glauben alle jungen Personen, daß es mit zum Putz gehöre, und auch sie schön machen werde, wenn sie einen schwarzen schmutzigen Lappen unter dem Halse hangen haben, in welchem sich Schweiß und Puder festsetzt, der den Schein von einer Nachläßigkeit oder Unreinlichkeit und Unordnung hat, ihnen ein finstres Ansehen giebt, und sie alten Müttern gleichen macht.

Einige Damen nach der Weise finden, daß sie schöne weiße fleischichte Arme haben, und glauben, daß sie besser thun, solche zu zeigen, um die Augen ihrer Bewunderer dahin zu ziehen und von andern weniger schönen Theilen des Körpers abzuleiten; sie entblößen also die Arme bis beynahe an die Achseln: Andere Personen, welche nicht weniger nach der Weise seyn wollen, sehen es; entblößen ihre Arme eben so weit, und bedenken nicht, daß sie Stöckern gleichen, und aus einer höckrichten, rauhen, gelben, schmutzigen Haut und unförmlichen Knochen bestehen; daß sie also lieber den ganzen Arm bedeckt halten sollten. Einige dieser merken ihren Fehler, und tragen beständig schwarze seidene Handmüfgen, an denen die vor-

gesetzten herunterhangenden Spitzen auch die knöchrigte Hand bedecken; Nun glauben auch andere, welche hübsche Hände haben, daß, um völlig geputzt zu seyn, auch solche Handmüfgen erfordert würden, und daß sie einen Fehler begiengen, wenn sie solche auch beym Spiel oder bey Tafel ablegten. Sie bedenken nicht, daß es ekelhaft sey, wenn sie beym Vorlegen und Essen mit denen herunterhangen Spitzen in alle Brühen tunken, und alle Teller abwischen. Einige derselben kommen mir noch lächerlicher vor, welche gern die Mode mitmachen und doch auch zugleich die Weiße der Arme zeigen wollen, also gestrickte Netze, Des filets, tragen, welche drücken, die Haut rauh machen, und weder vor Hitze noch Frost dienen. Dennoch sind dergleichen Tändeleyen, welche das Frauenzimmer selber macht, und wobey es die Zeit unschuldig hinbringt, weniger schädlich, als andere Arten von Putz, welche es für baar Geld kauft, und wofür wirklich im Jahr eine beträchtliche Summe zum Lande hinaus geht.

Ich habe erlebt, daß einige, eben in der Weise Gesetze gebende, Frauenzimmer eine magere, platte, Brust hatten, sie schnürten sich also platt, und machten ihre Freundinnen glauben, eine solche Schnürbrust kleide schön, welche unten mehr wie oben hervorstehe: Sie warfen auch wol gar andern, welche eine zugerundete fleischichte Brust hatten, solches als einen Fehler vor; und es waren von diesen einige einfältig genug, daß sie ihren Körper mit Gewalt platt zwingen und die Schnürbrüste so machen liessen, daß sie alles Fleisch unter sich preßten. Sie liessen, um nicht stark zu scheinen, bey dem Schnüren das Fleisch mittelst Herunterziehung des Hemdes noch mehr in

die Schnürbrust ziehen, und wandten mit Vorsatz allen Fleiß an, um dasjenige, was von Natur eine hübsche, gefallende, reitzende, runde Gestalt hat, unnatürlich und ekelhaft platt zu pressen, ja sich wol gar dazu ungesund zu machen, und gefährliche Schaden und Zufälle zuzuziehen.

Sind ein ander Mal einige Frauenzimmer so vernünftig, daß sie ihre hübsche gewölbte Brust in ihrer natürlichen reitzenden Gestalt lassen und zeigen, und dieses findet Beyfall; so gehen auch andere mit einem magern, gelben, knöchernen Halse weiter entblößt, als es billig seyn sollte, und andre zeigen einen, vielmehr zu verbergenden, Ueberfluß.

Kommen einige Damen nach der Weise mit kurzen Röcken in Gesellschaft, um ihre wohlgebildeten Beine und Waden bewundern zu lassen, und besser zu zeigen, wenn sie mit ihren zierlichen Füßen angenehm spielen; So meinen auch andere, es gehöre zur Mode, kurze Röcke zu tragen, ohne zu erwegen, daß sie vielmehr Ursache hätten, ihre große mit Ellen auszumessende Füße, und dicke, über die Schuh hangende, Waden zu verbergen; Diesen ist also zu verdenken, wenn sie ihre Röcke gleich jenen kürzer machen lassen.

Ein Exempel habe bemerkt, daß eine gar artige Dame, welche selber am besten erkannte, daß sie unter vielen andern vorzüglichen Schönheiten auch außerordentlich schön gebildete Beine hatte, glaubte, sie thätte der Natur unrecht, wenn sie nicht Gelegenheit gebe, daß eine so vorzügliche Schönheit von einem jeden gesehen und bewundert würde. Sie fand also, den Rock vorne kurz zu tragen, allein nicht hinreichend; denn so sahe man das wenigste von den

Bei=

Beinen; sie trug bey einem weiten an beyden Seiten weit in die Höhr stehenden Reifrock nur kurze, kaum über die Knie gehende, Unterröcke, damit ein jeder sie bey Hofe von der Seite im Stehen recht beobachten konnte; und wenn sie sich zum Spiel niedersetzte, so wußte sie das Kleid auf eine geschickte Art so in die Höhe zu ziehen, und sich solchergestalt zu setzen, daß ein jeder ihre Beine und die zierlich gedrechselte Waden bis an die Knie betrachten und sich daran belustigen konnte; Beym Ein- und Aussteigen im Wagen beobachtete man die Gestalt des Fußes zwar noch besser, aber nur auf eine kürzere Zeit. Sie konnte ihre Beine auch mit aller Modestie bis über die Knie zeigen, denn um sie nicht durch Binden ungestalt zu machen, trug sie lange, weit über die Knie gehende, oben an den Rock geheftete, Strümpfe. Alle übrige Damen vom Hofe stellten eine Revue über ihre Beine an; weil aber keine die ihrige hübsch genug fand, so hatte jene keine Nachahmerinnen; wären ihr nur ein paar gefolgt, so würde man den ganzen Hof so gesehen haben.

Unter die abgeschmackten Moden meiner Zeit rechne ich die Kappen und Capuchons, welche das Frauenzimmer an ihren Kleidern und Mäntelchen tragen. Ohne Zweifel haben solche erst einige eingeführt, um einen Fehler in der Gestalt oder am Rücken zu verbergen, und weniger bemerklich zu machen; eben darum muß der Capuchon schloddericht und unordentlich hangen. Jetzt glauben alle Frauenzimmer, daß ein Capüchon ein nothwendiges Stück des Staats sey, alle Kleidungen, insonderheit die Negligées, müssen damit versehen seyn, und es fehlt nicht viel, daß man auch Gallakleider mit Capüchons trägt. Wozu? Blos

um

um den Verdacht und das Ansehen zu haben, als wenn man verwachsen sey, und darunter einen Puckel verberge, oder wenigstens, um zu jedem Rock oder Mäntelchen unnützer Weise, und sich zur Beschwerde, ein paar Ellen Zeuges mehr zu verbrauchen, damit man unordentlich oder nachläßig scheine.

Eine andere uns wenig Ehre machende Mode ist, daß die Haare auf dem Kopf gleich einem babylonischen Thurme in die Höhe gekemmet werden, so daß man die Stirn mit Ellen ausmessen muß; Vermuthlich sind kleine Frauenzimmer auf diesen Einfall gekommen, um größer zu scheinen, und jetzt tragen die größten Damen die Stirn auch am höchsten, um sich eine lächerliche Riesengestalt zu geben.

§. 172.

VII. Regel. „ Prüfe, ob eine Mode gleichgültig ist, oder ob sie gefährliche Folgen haben könne.“

Wir nehmen oft Moden an, die auf unsern Körper gefährliche Folgen haben, und der Gesundheit merklich schaden; Wer nun seinem Leben und seinem Körper nicht ganz feind ist, nimmt sich billig für dergleichen Moden in Acht.

Ich will einige Exempel davon anführen: Denen Franzosen ist nicht genug gewesen, die Speisen auf eine natürliche, der Gesundheit gemäße, Art ferner so zu essen, wie sie von ihren Vätern und Großvätern schon genoßen waren; sie wollten etwas neues haben, sie dachten darauf, wie die Speisen mit mehrerer Mühe und größern Kosten so zubereitet werden könnten, daß sie ungesunder und mehr unschmackhaft würden: Ihre Köche erfunden also die mit Gewürz

ge-

geschärften, heißen Brühen, Le haut gout; Sie finden selber, daß solche der Gesundheit höchst nachtheilig sind, den Körper schwächen, und bey vielen ein frühzeitiges Ende befördern: Gleichwol schicken sie sich für Frankreich und Italien noch eher, als für unser deutsches Clima. Dem ohngeachtet äffen wir die Mode nach, für welche ich schon im II. Theile S. 593 aus dem Munde eines erhabenen Lehrers gewarnet habe.

In Frankreich hat man vor einigen Jahren ein graues Puder aufgebracht, aber auch bald gefunden, daß es der Gesundheit nachtheilig sey, da verbrannte Kohlen dazu genommen werden, welche, wenn man sie auch von Kork macht, ein beißendes Salz enthalten, wovon die Schweißlöcher verstopft werden, mithin ein Jucken und eine ausgeschlagene finnigte Haut erfolgt; Nicht zu gedenken, daß das weiße Zeug und die Kopfzeuge davon augenblicklich schmutzig und die Kleider im Grunde verdorben werden: Dem ohnerachtet fehlet es nicht an solchen Sklavinnen der Mode, welche sich einbilden, der graue Puder stehe bey ihrer weißen Haut oder bey der Farbe der Haare besser. Sie bezahlen also ein Pfund grauen stinkenden Puder theuer, welches sie ohne Kosten selbst machen könnten, um sich allerley Beschwerde zuzuziehen.

Viele flüchtige, spirituöse, wolriechende, Wasser greifen die Nerven an, und sind gewiß schädlich; wie man daraus ersieht, daß Jemand mit schwachen Nerven davon leicht Kopfweh erhält, übel wird, und wol gar in Ohnmacht fällt, und das z. E. das Eau de Lucé, wenn man bey einem von Nerven herrührenden Kopfweh einmal daran riecht, durch die unvermuthete starke Erschütterung solches zu Zeiten hebt,

ge=

gemeiniglich aber den Kopf noch mehr schwächt; Wer ein wenig nach der Weise seyn will, kann in keiner Gesellschaft erscheinen, wenn er nicht einige wohlriechende Säckgen nebst einem Dutzend kleiner Fläschgen mit allerley schön stinkenden Spiritus bey sich gesteckt, und sich noch überher vom Haupt an bis zur Schuhsohlen reichlich parfumirt hat. Die Haare müssen nach jetziger Mode mit wohlriechenden Pomaden von Jasmin, Orangenblumen, oder Majoran eingeschmiert, darauf mit Poudre à la Marechal gepudert seyn; das Hemd und das Schnupftuch muß wenigstens eine Nacht zwischen wohlriechenden Küssen (Le sultan) und das übrige Zeug in einem wohlriechenden Korbe (La sultane) gelegen haben. In jeder Tasche stecken wenigstens ein paar auf unterschiedene Art parfümirte Sachets oder Säckgen; die Strumpfbänder sind mit wohlriechenden Sachen angefüllt; In jedem Zimmer werden ein paar Potpourri und Cassolettes erfordert, und so weiter.

Ich lasse diese Mode bey denen gelten, welche an sich finden, daß sie übel riechen, und also auf diese Weise sich in Gesellschaften weniger unangenehm machen, und ein größeres Uebel durch ein kleiners vertreiben wollen. Es kommt mir aber eben deswegen ekelhaft vor, wenn ein jeder sich so einstänkert, und es erweckt gegen diejenigen, die dieses lieben, gemeiniglich ein Mistrauen. Wer auch am Ende überrechnet, was in einem großen Hause dafür in einem Jahre ausgegeben wird, wird eingestehen, daß dadurch schon eine beträchtliche Summe unnütz verschwendet wird, und daß ein Hausvater nicht unrecht habe, die Seinigen dagegen zu warnen.

Vor einigen Jahren war Mode, daß das Frauenzimmer eine besondere Schönheit darin suchte, eine gar dünne schmale Taille zu haben, die man unten am Leibe umspannen konnte: Sie preßten daher ihre Leiber auf eine mörderliche Art so ein, daß sie übel wurden, nicht essen konnten, sich eine elende blasse Farbe zuzogen, und wol gar eine heftige Krankheit ausstehen mußten. Der **Ritter Linne** rechnet dergleichen schmale Frauenzimmer (Junceas puellas) unter die Misgeburten, oder doch unter die monströsen Gestalten von Menschen, und es ist ein Glück für die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, daß diese Mode in Frankreich und England jetzt in Abnahme kommt, wo wenigstens die verheiratheten Frauen sich gar nicht weiter schnüren, so wie man das starke Einwickeln der neugebohrnen Kinder auch billig einschränkt und abschafft.

§. 173.

VIII. Regel. „ Alle Moden, wobey keine „ große Kosten erfordert werden, vielmehr etwas „ erspart werden kann, kann man ohne großes „ Bedenken nachmachen.“

So scheinen die jetzigen Moden vortheilhaft zu seyn, da die Damen nicht mehr so viele kostbare Spitzen und nur leichte Stoffen zu Kleidern tragen. Theure, gut gearbeitete Spitzen hielten aber ehedem auch lange, und wurden auf Kind und Kindes Kinder geerbet; Jetzt kauft man Entoilages, grosses-beautés, Blondes, Tuls, und dergleichen, zwar wohlfeil, sie sind aber auch oft in wenigen Tagen zerrissen und gereichen zu einer wahren Geldverspillung. Wir kaufen jetzt wohlfeilere Zeuge zu Kleidern, sie sind aber von keiner Dauer, und kommen in der That weit höher zu

stehen,

stehen, da sie noch mit so vielen Spitzen und Blümgen besetzt werden müssen.

Wenn das Frauenzimmer statt großer Engageanten kleinere anfängt zu tragen, können die großen bald kleiner gemacht werden; die kleinern aber kann man nicht wieder vergrößern.

Da man sich alle Tage neu frisiren läßt, so kommt es auf eins aus, ob die Haare auf die eine oder andere Art zurecht gemacht werden.

Ich habe meinen Garten jetzt verändern und nach der neuen englischen Mode einrichten, mithin die alten hohen geschornen Hecken wegnehmen, die vielen breiten Gänge eingehen, und statt deren hie und da krumme schmalere mit Buschwerk bepflanzte Gänge anlegen lassen. Die Arbeit ist nach gerade bey müssigen Stunden ohne große Kosten verrichtet worden; Ich habe mehr brauchbares Feld gewonnen; Der Gärtner hat nicht so viele Gänge rein zu halten; Ich spare die auf Unterhaltung der Hecken zu wendende Kosten; die Gänge sind zum Theil mit, eßbare Früchte tragenden, Sträuchern besetzt, als Quitten, Nüssen, Mispeln; da die Hecken von Heinbüchen nichts einbrachten, vielmehr denen nebenstehenden Küchengewächsen schadeten. Hätte ich hingegen, um die Mode vollkommen zu machen, zu Besetzung der Gänge lauter Stauden aus England kommen lassen, und dasjenige, was ich umsonst vor der Thür hatte, um theure Preise kaufen wollen, um sagen zu können, daß alles mit englischen Pflanzen besetzt sey, so hätte sehr unrecht gethan; und noch unverantwortlicher würde ich mir scheinen, wenn ich kostbare neue Werke, z. E. englische Brücken und Tempel nachgemacht hätte, deren Unterhalt die Kräfte des Guts übersteigen würde.

§. 174.

IX. Regel. „ Moden, die zur Bequemlichkeit gehören, versäume man nicht anzunehmen.“

Diese Regel findet ihre Anwendung vornemlich bey der Kleidung. Die bisherige Mode bey der Kleidung der Männer hat sehr zur Bequemlichkeit beygetragen, und wird also billig so lange wie möglich beybehalten.

Man macht die Röcke leicht, ohne alle Aussteifung mit kleinen Schössen und Falten; die Taille dem Körper gemäß, nicht zu lang und nicht zu kurz; die Ermeln in der Länge des Armens, mit kleinen zugelassenen Aufschlägen. Man würde einen jeden auslachen, der einmal dabey bliebe, sich alle neue Röcke noch so machen zu lassen, wie sie vor einigen dreyßig Jahren Mode waren, mit hohen, breiten, langen weit ausstehenden Schössen und tiefen Falten; beyde mit Fischbein, Wolle, Haartuch, Papier und Flonell ausgefüttert; die Brust auf gleiche Art ausgesteifet; die Ermeln kurz, die großen offenen Aufschläge bis beynahe an die Achseln hinaufgehend, oder aber eine halbe Elle herunter hangend, und fladdernd.

Wie die Damen vor ohngefehr dreyßig Jahren anfiengen, die Reifröcke abzulegen, ward diese Mode als bequem bald allgemein; jetzt fängt man schon an, der Bequemlichkeit müde zu werden. Man legt bereits wieder kleine Fischbeinröcke Les Considerations an, oder sucht das Abstehen der Röcke durch angebundene weite Taschen mit Bügeln von Fischbein, des poches de Paris, zu befördern, unter dem Vorwande, daß zur Gemächlichkeit gereiche, wenn die Röcke nicht unmittelbar an die Beine schlügen.

Die

Die Männer haben eine Zeit her zwar kleine, aber vorne breit aufgezäumte Hüte getragen, welche den Kopf weniger beschweren, leichter unter dem Arm zu halten sind, im Wagen bequemer sitzen, und doch das Gesicht beschützen und beschatten, also einen Vorzug verdienen vor denen sonst gebräuchlichen großen schweren Hüten mit einem hohen Rande, welcher aber so aufgezäumt war, daß er vorne nur eine kleine in die Höhe stehende Spitze machte, welche dem Gesichte keine Bedeckung gab, und die man jetzt abermalen einführt.

§. 175.

X. Regel. „ Moden, die zur Beständigkeit gereichen, finden billig den Vorzug; dagegen man das Vergängliche hassen soll.“

Die Engländer machen seit einigen Jahren unter dem Namen der Gothischen Weise die Füße an ihren Tischen und Schränken ganz gerade und vierkantig, und die Leisten an ihren Gutschen ohne allen Zierrath und Biegungen schlicht und gerade aus; Beydes gefällt im Anfange, wenn man das Bunte und Zierliche noch gewohnt ist, gar schlecht; Es gereicht aber zur Beständigkeit und Dauerhaftigkeit; Man bequemt sich also zu dieser Mode.

Vor einigen Jahren suchten unsere Schönen einen besondern Staat darin, daß sie sich den ganzen Kopf, Hals, Brust, Brustlatz, ja wol das ganze Kleid mit Wachsperlen auszierten, welche auf Drath gezogen wurden. Mir scheint die Mode billig unter den abgeschmackten unsrer Zeit einen Platz zu verdienen; denn es war eine nach ihrer Art ziemlich kostbare, unbequeme und vergängliche Tracht. Man mußte sich in Acht nehmen, sich irgendwo anzulegen und anzustossen,

stossen, die Perlen durften nicht einmal recht warm werden, der Drath und die oft scharfen Perlen scheuerten die Haut, man riß die Spitzen daran entzwey, sind einige von diesen Perlen zerbrochen, so ist der ganze Staat unbrauchbar; und im Grunde haben wir die Mode nur von den Wilden in America entlehnet, die sich den Hals voller Glasperlen hangen. Siehe *Gumilla* l'Orenoque, p. 195.

Noch wiederstehender ist die Mode, daß die Damen die Kleider mit kostbaren Blonden und Spitzen besetzen, so daß die Besetzung gemeiniglich mehr, als der Rock selber, kostet, und wenn der Rock zum zweyten oder dritten mal angezogen und darin getanzet wird, jene schon wider zerrissen ist, mithin abgetrennt, weggeworfen und eine neue angeschafft werden muß.

§. 176.

XI. **Regel.** „ Moden, welche andern lästig „ fallen können, sucht man lieber zu vermeiden.“

Ich rechne hieher das schon oben erwehnte parfümiren, (§. 172.) weil man viele findet, die es nicht vertragen können, und hassen, denen man also lästig ist, wenn man in ihr Zimmer einen künstlichen, angenehmen Gestank bringt, der oft in einem ganzen Tage nicht wieder heraus zu bringen ist. **Odoratus** pflegt sich, um sich dem schönen Geschlechte angenehm zu machen, auf das allerschönste zu parfümiren; Ihn umgiebt ein dicker Dunstkreis von angenehmen Düften, welche als lauter kleine Geister um seiner Scheitel herum fladdern; Ein jeder, den er mit seinem Zuspruch beehrt, fürchtet sich; denn man kann noch nach ein paar Tagen die von ihm zurück gelassene Ausdünstungen riechen; alles Räuchern, um sie zu vertreiben,

ben, ist vergebens: Ich gewann einst einen Ducaten von ihm, und steckte solchen zu mir in meinen Geldbeutel; So oft ich diesen herauskrigte, kam mir ein angenehmer Biesem-Geruch gleich einer Wolke entgegen, und dies vergieng nicht, bis ich den Beutel wegwerfen mußte; Ich wußte Anfangs nicht, wer solchen auf einmal bezaubert hatte, bis mich erinnerte, daß des Odoratus Ducaten so kräftig gewesen. Ich erhielt von eben demselben einen Brief, und legte ihn in ein verschlossenes Schreibschrank, so bald mich nur demselben näherte, roch schon von ferne des Briefes Gegenwart. Ich mußte ein jedes nebengelegenes Papiergen mit spitzen Fingern anfaßen, wenn mir nicht die ganze Hand einstänkern wollte, und ein einziger Brief parfumirte noch nach Jahr und Tag alles was in den Schrank kam.

Mit dem Toback rauchen und schnupfen hat es einiger Maaßen eine ähnliche Beschaffenheit. Jenes gehört nur für Personen von gewissem Alter, starker Constitution, vielen Feuchtigkeiten, und die viel an die freie Luft, oder in üble feuchte Dünste kommen, als wenn sie nahe an Wassern wohnen. Da aber das scharfe Salz im Toback im Kopf die nöthigen Feuchtigkeiten verzehrt und austrocknet, die Nerven selber reitzt, den Speichel, welcher zur Verdauung der Speisen in den Magen treten soll, abführt, mithin die nöthigen Säfte im Körper vermindert; so ist er jungen Leuten höchst schädlich, vornemlich solchen, welche an sich mager sind; Dennoch findet man oft, daß sie einen gewisse Großmuth in Annehmung dieser Mode suchen, um sich nemlich ältern Personen gleich zu stellen. Sie würden vielleicht behutsamer seyn, wenn sie bedächten, wie leicht ein junger, die Gesellschafteu

besuchender, Mensch sich verdächtig und anstößig macht, wenn er einen starken Tobacksgeruch mit in Gesellschaft bringt, da man es als einen Beweis nimmt, daß er sich gern in solchen schlechtern und geringern Gesellschaften aufhalte, für welche das Toback rauchen gehört, und daß er selbst ein guter ehrlicher Tobacksbruder sey: Man verliert auch bald alle Achtung für ihn, wenn er sich gar merken läßt, daß er sich lieber in einer Gesellschaft, wo er frey Toback rauchen kann, aufhalte, als daß er solche Gesellschaften, die ihm Ehre machen, suchen sollte.

Das Tobacksschnupfen finde ich gewisser maaßen noch unanständiger, wenn ich mir nemlich jemanden vorstelle, der solchen im äußersten Grade nimmt. Nicotianus hat sich den Gebrauch des Rappes und Spagnols bis zur Ausschweifung angewohnt; er führt gemeiniglich noch eine dritte Dose mit Son d'Espagne und eine vierte mit Havana-Toback bey sich. Denn, sagt er, wenn man nur nicht einerley Toback nimmt, sondern abwechselt, so schadet es nicht. Der stärkste Rappe wird unterdessen nur allein von ihm genommen, und eine große Dose voll reicht im Tage nicht zu; denn, die übrigen leichtern Sorten anzunehmen, ist seine Nase schon zu sehr verstopft, ob er es gleich selber nicht erkennet noch eingesteht, ohnerachtet er durch die Nase spricht, gar keine Luft dadurch kriegen kann, und schnarchet. Der Spagnol dient ihm nur, um sich das ganze Gesicht damit zu besudeln und zu barbouilliren, den übrigen aber auf dem Kleide herum zu streuen. Wo er eine halbe Stunde gestanden oder gesessen hat, ist der Fußboden mit Rappe schwarz bestreuet; denn so wie er die Finger mit Toback zur Nase bringt, zieht er mit der andern Hand

die

die Tabattiere schon wieder aus der Tasche, und öffnet sie, ehe er einmal die erste Priese los ist; Er greift was er zwischen zween Fingern fassen kann; die verstopfte Nase nimmt wenig davon an, also wird fast alles verstreuet.

Wie alle Originale, welche wir in der Jugend kennen lernen, einen lebhaftern Eindruck in uns zu machen pflegen, so ist mir auch noch allemal aus meinen Kinder-Jahren das Bild eines alten ehrlichen Nachbaren gegenwärtig, der ein Freund vom Hause war, uns fleißig besuchte, und im übrigen, da er in den Zeiten, als der Toback aufgekommen war, als Officier in Campagne gedient hatte, sich dessen Gebrauch im höchsten Grade angewohnt hatte. Ich fürchtete mich jedesmal vor seinen Zuspruch voraus; denn da er seine Treuherzigkeit gern durch eine zärtliche Umarmung zu erkennen gab, so konnte es nicht wol geschehen, ohne, daß er Toback in die Augen bließ, oder daß man davon in den Mund bekam, wenn man diesen nicht recht verschlossen hielte. Ich nieſete also schon voraus, oder ekelte mich für ihn, wenn er sich zu mir nahete; zumalen mir einmal von ihm der Begriff beygebracht war, ob nicht seine, von dem darin festgeklebten Toback angeschwärzte, Naselöcher eine Aehnlichkeit hätten, mit denen kleinen, an meinem steinern Wohnhause paarweise angebrachten Kabinettern, welche nach dem Gebrauch von ein paar hundert Jahren, eben nicht angehm ins Auge fallen. Am unangenehmsten war mir, wenn wir ihn auf seinem Gute besuchen mußten, indem er in seinem Hause der höflichste Wirth, und so aufwartsam und geschäfftig als nur immer möglich war; Er legte also alles selber vor, und gemeiniglich waren sodann die Teller

von dem aus den Fingern oder vom Kleide gefallenen Toback bedeckt; Bey denen ekelhaften Gästen ward dadurch die Furcht erweckt, daß der Toback aus der Nase gekommen seyn mögte, insonderheit wenn er bey kleinen feuchten Klümpgen an den Tellern festklebte. Er selber stellte sich aber keines weges vor, daß dieses ekelhaft sey.

Er gab sich gern mit jungen Leuten ab, und so mußte ich gemeiniglich des Abends mit ihm in Karten, auch wol im Brett spielen; da denn der ganze Tisch mit Toback bedeckt war, und verschiedene Karten wurden bald bis auf die Hälfte braun angefärbt, insonderheit, wenn ihn im Geben ein aus der Nase fließender brauner Strom übereilte, den er mit den Fingern abwischen mußte; Nicht selten fand man auch zwischen den Karten ganze Klumpen Toback, die aus der Nase gefallen waren.

Es traf sich einst, daß wir an einem fremden Ort zusammen kamen, wo ich die Nacht in einem Zimmer neben ihm schlafen mußte; hier hörte ich, wie er die ganze Nacht bey der verstopften Nase schnarchte: Zwischen durch schnob er sich mit großem Ungestüm, oder bließ durch die Nase, um Luft zu haben, aber ohne Wirkung. Ich mußte davon jedesmal aufwachen, und mein Freund gereichte mir zur Warnung, mir niemals etwas anzugewöhnen, wovon befürchten muß, daß andern damit lästig fallen mögte; vielmehr andere mit dafür zu warnen. Nehmen die mehrsten gleich nicht in solchem Grade den Toback wie diese beyde, so bleibt es doch allemal eine ekelhafte, schmutzige, lästige, und keinen Nutzen habende Mode.

Wenn mich der Himmel mit einer Frau hätte strafen wollen, die sich geschminkt, geziert, oder parfümirt, oder Toback geraucht oder geschnupft hätte, so würde ich das erste, nemlich das Schminken vorgezogen, und das letztere für das größte Unglück genommen haben. Nicht, daß ich deswegen das Toback nehmen ganz verwerfe oder hasse; Ich sehe es bey einigen als eine gleichgültige Sache an, und kann so gut als ein anderer schnupfen; nur deucht mich, haben wir Ursache, insonderheit in der Jugend uns in Acht zu nehmen, daß wir uns die Mode nicht so angewöhnen, daß wir hernach uns einbilden, ohne Toback gar nicht leben zu können: Ich nenne es mit Recht eine Einbildung, denn wir werden oft Exempel sehen, daß diejenigen, welche stark schnupfen, sich die Gewohnheit, so bald sie nur einen ernstlichen Entschluß faßen, abgewöhnen können. Ein junger Mensch glaubt aber gern, es gehöre mit zu den Artigkeiten, und wir würden nicht recht nach der Weise seyn, wenn wir nicht einige Tabattieren und goldene Boetes bey uns führen, solche eine um die andere herauskriegen, und die Finger damit spielen lassen; auch zu Zeiten eine Prise de contenance nehmen können.

§. 177.

XII. **Regel.** „ Ein Patriot macht alle Moden mit, die zur Aufnahme der Landesfabriken oder des eigenen vortheilhaften Commerzes „ gereichen; sieht aber diejenigen mit mehrerer „ Verachtung an, wofür unnützer Weise Geld „ zum Land hinaus geht.“

Wir verfallen nur gar zu gern auf dasjenige, was von weitem herkommt, und um welches zu erlangen,

wir uns Mühe geben müssen. Ein deutscher Ritter bildet sich schon mehr ein, wenn er einen Engländer von mittelmaßiger Güte reitet, als wenn er das schönste von ihm selbst erzogene Pferd hätte. Er bezahlt lieber einen Engländer theuer, wenn er gleich weiß, wie schwer es halte, in England gute, noch nicht auf die Knochen gejagte und von allen Fehlern freie Pferde zu erhalten, als daß er ein Pferd kaufen oder behalten sollte, welches er von Jugend auf kennt, und von dessen Tugend er versichert ist.

Man kleidet sich nicht gern in Zeugen, welche im Lande oder in der Nähe gemacht sind; versichert der Kaufmann nur, daß er seine in der eigenen Fabrik verfertigte Zeuge aus Frankreich oder England erhalten habe, so sind sie gleich schöner und bequemer zum Gebrauch.

Wir suchen in Niedersachen einen Staat in recht feinen schönen Tischzeuge, und schaffen davon einen Ueberfluß an; wechseln auch bey jeder großen Mahlzeit doppeltes reines Tischzeug. Es ist dies eine Mode, von der zu wünschen ist, daß sie erhalten und weiter ausgebreitet werde: denn das Tischzeug wird im Lande besser, schöner, mit mehrerm Fleiß, auch dauerhafter, als sonst irgendwo gemacht. Diese Mode erhält also das Geld im Lande, und verschafft vielen Einwohnern Lebensunterhalt.

Hingegen habe mich vorhin gegen verschiedene Moden erklärt, welche vergänglich sind, und nur Geld aus dem Lande ziehen. So habe für die wohlriechende Liqueurs gewarnet, deren die Franzosen jährlich neue erfinden, um unsere Begierde nach dem Neuen und unsere Leichtgläubigkeit zu misbrauchen. (§. 172.) Das viele Perlentragen scheint mir abgeschmackt. (§. 175.)

(§. 175.) Ich finde es eine große Schwachheit, daß man die Kleider mit kostbaren Spitzen, Entoilages und Blumen frisirt und pomponirt, um nur aller Orten anzuhakeln und hangen zu bleiben, die Frisirung von den Degen und Schnallen der Männer zerreißen zu lassen, und alsdenn alte Lumpen zu haben, die man wegwerfen muß. (§. 173.) Wären sie noch von Linnen, so könnte man sie in die Papiermühlen verkaufen.

Emerentia ließ sich zu einem großen Ball bey Hofe eine Frisirung zum Domino aus Paris kommen, welche ihr über zwey hundert Thaler kostete. Sie hatte das Vergnügen, daß ein jeder, wie sie auf den Ball kam, seine Augen auf sie warf; Die ganze Gesellschaft schloß einen Kreis um sie, betrachtete sie auf das genaueste, und bewunderte die Schönheit und Artigkeit der Frisirung; des andern Tages mußte diese, in dem Gedränge ganz zerrissene und schmutzig gewordene, Frisirung schon wieder abgetrennt werden, und die Kammerjungfer konnte kaum hie und da noch einige brauchbare Blümgen zu Auszierung einer Mütze für sich heraussuchen.

In Frankreich wechselt man die Tapeten in den Zimmern nach den Jahrszeiten, und dies ist für Frankreich eine löbliche Mode, denn die Tapeten werden im Lande gemacht, und die Künstler haben also mehr Verdienst. Wir Deutschen würden schon strafbar werden, wenn wir solche nachmachen, und für jede Jahrszeit besondere Tapeten mit großen Kosten aus Frankreich verschreiben wollten.

Verschiedene bey uns, welche recht nach der Weise seyn wollen, machen sich eine Ehre daraus, sagen zu können, daß sie ihr ganzes Haus, oder die vornehmsten

sten Zimmer mit lauter französischen oder englischen Meublen ausgeziert, und dafür so viele tausend Thaler weggeschickt haben; billig sollten sie sich dessen schämen, und daß sie nicht lieber denen Handwerksleuten im Lande den Verdienst gegönnet haben. Alle Patrioten sollten sich vereinbaren, daß sie solche Arten von Verschwendung bey einem Mitbürger mit Verachtung ansehen und tadeln wollen, damit nicht andere, die nicht schlechter seyn wollen, darauf nachzufolgen verführt werden.

§. 178.

XIII. Regel. „ Mau soll nicht zu voreilich
„ seyn, neue Moden oder die Gebräuche von an-
„ dern zu tadeln.“

So sehr wir für die neuen Moden sind, so habe ich doch bey uns mehrmalen angemerkt, daß man sich oft schmeichelt, schon jetzt eben die neuesten und besten Moden angenommen und eingeführt zu haben; kommt nun eine fremde Person, welche auf eine andere Weise, und vielleicht nach der neuesten pariser Mode gekleidet und aufgesetzt ist, so halten sich vornemlich alte Damen über die Mode Anfangs auf, und finden solche bald abgeschmackt, bald heßlich, bald lächerlich; und nach ein oder zwey Jahren, wenn diese Mode an andern Orten bereits wieder abgeschafft ist, machen eben diese Damen, welche so viel daran zu tadeln fanden, sie erst nach.

Ich war an einem großen Ort, wie vor etwa dreyßig Jahren das Tragen der großen Reifröcke abkam: Einige der ersten Damen nach der Weise hörten, daß an andern Höfen die Reifröcke bereits abgeschafft, und in Robe ronde zu erscheinen erlaubt wäre; Sie vereinbarten sich, in einer Assemblee ohne große Röcke

zu

zu erscheinen; die übrigen ärgerten sich sehr daran, lachten jene aus, und bedienten sich noch des Ausdrucks; Es habe das Ansehen, als wenn einige Kammerjungfern in einer großen Gesellschaft erschienen. Jene Damen kehrten sich an alle Urtheile nicht, und erschienen in der nächsten Gesellschaft eben so; In der dritten folgten ihnen schon einige ihrer Freundinnen. In der vierten Gesellschaft sahe man nur wenige Reifröcke, weil nicht alle Damen so geschwind ihre Kleider in Robe ronde verändern lassen konnten, und in der fünften blieben nur einige einzelne alte Damen von Ansehen übrig; die ihrem hohen Range unanständig hielten, sich von Jüngern Gesetze vorschreiben zu lassen, und von einer von Jugend auf, über funfzig Jahr lang getragenen Mode abzugehen, welche ihnen bequemer schien.

Jede Provinz hat auch ihre besondere Gebräuche, welche, wenn wir sie zum ersten mal sehen, und von einem andern Orte hinkommen, uns befremden, und in die Augen fallen.

In meiner Heimath legt man es bey dem gemeinen Mann einer Frauensperson als ein Zeichen einer Liederlichkeit aus, wenn sie in Pantoffeln über Feld geht. In Franken gehen alle gemeine Frauenzimmer zum Staat in Pantoffeln, damit ihre hübschen weißen Strümpfe darin besser hervor leuchten, Die Jungfern tanzen darin eben so leicht schwäbisch, und lassen sich flüchtig herum schwenken, ohne sie zu verlieren; das Klappern der Absätze bemerkt besser den Tact.

§. 179.

XIV. Regel. „ Man verachte bey andern „ nicht gleich eine Mode, weil wir sie nach un„ serer Denkungsart überflüßig halten.“

Ein

Ein finsterer Melancholicus, oder Menschen scheuender Hypochondrist pflegt alles zu verwerfen, was ihm nach seinem Temperament überflüßig scheint.

Wenn wir aber alles, was überflüßig ist, verbannen wollen, so hört alle menschliche Gesellschaft auf, und ich habe schon oben gezeigt, daß nothwendig zur Aufnahme eines Staats gehört, daß alle Einwohner auf überflüßige Dinge verfallen, und glauben, daß sie ohne solche nicht fertig werden könnten, (§. 46.) sonst fiel Handel und Wandel weg; wir brauchten keine Handwerker, und denenjenigen, welche mehr einzunehmen haben, als die übrigen, blieben keine Wege übrig, um ihr Geld in andere Hände zu bringen.

Es ist also für diejenigen, welche nicht viel einzunehmen haben, ein großes Glück, wenn sie sich von hundert neuen Moden passiren können, und die Thorheit derjenigen einsehen, welche alles mitmachen. Diejenigen aber, welche ein großes Vermögen haben, soll man allemal aufmuntern, fleißige Veränderungen anzunehmen, damit die Künstler und Handwerker in Aufnahme kommen, und ihr Geld öfter in andere Hände gerathen möge.

La Beaumelle macht die Anmerkung: Les hommes n'ont point de gout pour les arts dans tout païs, ou les femmes n'ont point de gout pour la parure. *Mes pensées* p. 78. Man soll also das Frauenzimmer in denen Stücken, die zu ihrer Parüre gehören, nicht stöhren; Indem sie darauf sinnen, und die jungen Männer bedacht sind, sich jenen gefällig zu machen, so werden alle Handwerker in Bewegung gesetzt, und der Staat kommt in Aufnahme. Da nun die Parüre einen Theil desjenigen, was wir Lüxe nennen, ausmacht, so folgt auch hieraus, daß man sich nicht

gegen

gegen allen Luxe überhaupt und ohne Unterscheid erklären dürfe, und daß nach der Politik der Luxe nicht gehemmet, sondern nur so eingeleitet werden muß, daß er einem Staate vortheilhaft ist.

So rechne ich die Mode, große Gastgebote zu geben, und den Gästen zehnfach so viele Speisen vorzusetzen, als zu ihrer Sättigung nöthig wären, unter die, einem Staate nützlichen Moden, welche man billig mehr ausbreitet: denn die mehrsten Speisen werden im Lande selber oder in der Nähe eingekauft, die Einwohner erhalten also Gelegenheit, den Ueberfluß aus ihren Haushaltungen los zu werden; sie werden mehr zur Industrie aufgemuntert, und machen vieles zu Gelde, welches sie sonst wegwerfen müßten. Z. E. die Kämme und Steine von kapaunten jungen Hähnen, die abgeschnittenen Schwänze von jungen Lämmern, welche unsre Schäfer wegwerfen, geben für Leckermäuler ein kostbares Gericht ab.

Es würde für das Publicum ein großes Unglück seyn, wenn die Reichen fünden, daß sie sich von zwey oder drey ungekünstelten Gerichten eben so satt essen können, als die Aermern.

Auf gleiche Weise soll man den Baugeist oder die Neigung zum Bauen in einem Lande nicht unterdrükken, sondern die Einwohner dazu anfrischen und große Herren dazu anrathen.

Denn wenn der Landesherr mit guten Exempeln vorgeht, so pflegen die Unterthanen zu folgen.

Es ist kein Aufwand, welcher mehr Leben in ein Land bringt, und vortheilhafter ist, als wenn viel gebauet wird, man wird einen solchen Staat gleich blühender finden. Es bleibt fast alles Geld, welches man dazu anwendet, im Lande, und kommt unter

die

die Landeseinwohner in den Umlauf, wie die oben §. 33. 36. angeführte Exempel erläutern. Ein jeder giebt sich Mühe, etwas dabey zu verdienen, und wenn ein Handwerksmann sich etwas verdient hat, pflegt er schon wieder zu bauen, und von neuem an andere Unterhalt zu geben. Wird aber die Quelle, wodurch Geld in den Zirkel kommen sollte, zugestopft, oder nach einer andern Seite geleitet, so muß die ganze Gegend, welche dadurch gewässert werden sollen, vertrocknen, und über Durst klagen.

§. 180.

Aus diesem allen ziehe ich zum Beschluß die

XV. Regel. „Man soll kein Sklave der „Moden, aber auch kein Verächter seyn.“

Man wird alsdenn ein Sklave der Moden, wenn man sich einbildet, daß man nicht leben oder fertig werden könne, ohne alle neue Moden zu haben oder mitzumachen.

Ich habe schon mehrmalen den Fehler von uns Deutschen getadelt, daß wir uns auf das allergenaueste nach allen in Frankreich von gewissen leichten Geistern nach ihrer Phantasie und Chimeren ausgedachten, oft Mitleiden erweckenden, Moden erkundigen; ein jeder Hof will den Ruhm haben, solche am ersten gewußt und eingeführt zu haben: Man ist mit mündlichen Erzählungen nicht zufrieden, weil solche nicht deutlich genug seyn mögten; man läßt sich ordentlich angezogene kostbare Puppen kommen, um ja die allerkleinsten Theile der Kleidung daran sehen zu können. Ich weiß, daß Mademoiselle du Chat oder andere Marchandes de Mode oft verlegen sind, was für

Un-

Ungeheure und Misgeburten sie uns zuschicken sollen; da in Frankreich so wenig bestimmte allgemeine Moden sind, sondern ein jeder seiner Phantasie folget. Vermuthlich werden sie mehrere kleine und leichte Geister zu Hülfe nehmen, daß diese nach ihrer fruchtbaren Einbildungskraft nur etwas neues aussinnen müssen, um unserer Neugierigkeit ein Genügen zu leisten.

Manchesmal haben vielleicht sehr wenige in Frankreich die Mode angenommen, welche recht zu treffen, wir mit der äußersten Aufmerksamkeit beflissen sind, und worüber mehr als eine Berathschlagung mit den größten Kennern der Moden des Orts angestellt wird; Oft ist sie zu der Zeit in Frankreich bereits wieder abgeschafft und als abgeschmackt verworfen worden. Wenigstens ist man fast nirgends weniger ein Sklave der Mode als in Paris selber, wo die mehrsten Damen diejenigen Kopfaufsätze und Moden beybehalten, welche sie ihrem Gesichte am gemäßesten finden, wenn sie gleich vor zehn und mehrern Jahren aufgekommen, und seit der Zeit noch so viele Veränderungen erfunden sind.

Daß man an der andern Seite nicht gleich alle Moden, welche von den unsrigen abweichen, verwerfen soll, habe ich von mehrern Seiten bereits erwiesen. (§. 178, 179.)

Wir werden noch mehr Ursache finden, die Vorurtheile, welche wir für unsere Gebräuche zu haben pflegen, bey Seite zu setzen, wenn wir anmerken, wie sehr die Gebräuche anderer Nationen, welche eben so vernünftig seyn wollen als wir, von den unsrigen abweichen.

§. 181.

Es wird einem Theil meiner Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich ihm hier einen Auszug liefere, von verschiedenen besondern Gebräuchen, welche ich während der Ausarbeitung dieses Werks aus denen mir zu Gesicht gekommenen Reisebeschreibungen, und aus Erzählungen einiger Reisender gesammlet, und anmerkungswerth gefunden habe.

Bey uns pflegt man zu tadeln, wenn ein Frauenzimmer die Brust etwas zu weit entblößt; Auf der Küste von Malabar ist die Gewohnheit, mit völlig entblößter Brust zu gehen. Eine Frauensperson, welche eine Zeitlang sich in den europäischen Colonien aufgehalten hatte, richtete sich nach unserer Gewohnheit: Wie sie aber zurück kommt und fortfährt, mit bedeckter Brust zu gehen, ja sich gar vor der Königinn von Attinga so sehen läßt, erzürnet diese darüber; legt es ihr aus, daß sie gegen den schuldigen Respect gehandelt habe, und unwürdig sey, die bedeckten Theile ferner zu tragen; sie wird also schuldig vertheilt, sich solche abschneiden zu lassen. S. *Grosse* Voyage aux indes orientales p. 350. Nach eben dieser Erzählung kann das Königreich Attinga nach dessen Grundsätzen nie anders als von einem Frauenzimmer regiert werden, welche sich auch nicht ordentlich vermählen darf: dagegen ist ihr erlaubt, damit es nicht an Erben fehle, sich selber diejenigen in beliebiger Anzahl auszuwählen, denen sie einen Zutritt in ihr Bett verstatten will. Die davon erfolgende Töchter allein haben ein Recht an der Erbfolge, die Kinder männlichen Geschlechts aber werden unter die Vornehmsten im Lande gerechnet.

Wenn die Einwohner in Egypten sich im Begegnen einander grüßen, so strecken sie die rechte Hand aus, legen sie auf die Brust und neigen das Haupt, oder man küßt sich seine Hand, und legt sie auf den Kopf.

Bey uns glauben wir, daß eine große Höflichkeit darin bestehe, wenn zwo Mannspersonen sich einander begegnen, und der eine durch Abziehen des Huts bey Regen und Wind den andern gleichfalls zu Entblößung des Haupts nöthigt. Ein nur mit geneigtem Haupt bey über einander geschlagenen Armen grüßender Türke würde sich wundern, wenn wir von ihm begehrten, daß er seinen Turban abnehmen soll, und wie lächerlich würde es uns vorkommen, wenn zwo, gegen die Sonne mit Strohhüthen bedeckte, Frauenzimmer, wenn sie sich begegnen, die Hüte abnehmen, damit gegen einander einwehten und sich unterdessen die Sonne auf die Nase scheinen oder gar beregnen liessen.

Wir würden übel nehmen, wenn uns einer mit einem Gehäule entgegen käme, um seine Ehrfurcht zu bezeugen. Wenn sich ein Einwohner von Neuorleans vor seinem Könige zeigt, muß er mit Häulen vor ihm treten, ehe er eine Frage beantwortet, vorher häulen, und mit einem häulenden Ton zur Hütte hinausgehen.

Wenn die Einwohner in Juida in Africa sich begegnen, werfen sie sich auf die Knie gegen einander nieder, küssen die Erde, schlagen in die Hände, und glauben auf diese Weise es andern Nationen an Höflichkeit zuvor zu thun.

Wenn wir kranke Anverwandte oder Freunde haben, und gleich erkennen, daß die Krankheit nicht zu heben sey, so suchen wir doch die Hülfe von allen nur zu habenden Aerzten, um den Kranken etwas mehr und länger quälen, und endlich recht methodice sterben zu lassen. Die Einwohner von Congo helfen ihre Kranken, wenn sie keine Hoffnung zur Genesung sehen, von der Welt, in der guten Absicht, um ihnen die Schmerzen zu verkürzen.

Bey uns verfährt man sehr strenge gegen alle Diebe, und vielleicht gegen einige Arten von Diebstahlen, z. E. die Wild- und Hausdiebe, zu hart: In Sparta wurden bekannter Maaßen die Diebstähle auf gewisse Art privilegirt, und man strafte nur ungeschickte Diebe, die sich betreten liessen. Lycurgus hatte bey Einführung dieser Gewohnheit gute Absichten, um seine Landesleute beherzt und dabey wachsam zu machen, ihnen auch eine Gleichgültigkeit gegen alle Schätze beyzubringen.

Wir sehen als eine unmenschliche, eine scharfe Ahndung verdienende, Grausamkeit an, wenn eine unschuldige Weibsperson, um ihre begangene Schandthat zu verbergen, und vor den Leuten nicht nach dem angenommenen Vorurtheil von Ehre, verachtet und beschimpft zu werden, durch gewaltsame Mittel verhütet, daß ihre Leibesfrucht nicht zum Vorschein kommt; Bey denen sonst so klugen Chinesern herscht ein mit der Menschlichkeit streitendes Vorurtheil, daß ein armer Mensch, welcher zu viel Kinder hat, und nicht alle ernähren kann, sich von denen überflüßigen und schwächlichen entledigen darf.

Bey den Kamschadalen ist ganz erlaubt, ihre Kinder gleich nach der Geburt umzubringen, oder sie wol

gar den Hunden vorzuwerfen, und wenn eine Frau Zwillinge gebiert, muß eins davon hingerichtet werden, welches auch dem Kinde widerfährt, das in stürmischem Wetter auf die Welt kommt. S. die Beschreibung von Kamschatka.

Von denen Frauen in Madagascar erzählt man, daß sie glauben, gewisse Tage wären glücklich, andre unglücklich; gebähren sie nun ein Kind in einem unglücklichen Zeichen, so verbinden sie die Sätze ihrer Religion, solche zu ersticken, zu vergraben, oder den Thieren vorzuwerfen.

Auch die griechischen Gesetze sollen verordnet haben, alle Kinder, welche als Misgeburten oder ungestalt zur Welt kommen, umzubringen und wegzuräumen, und man eignet dem Romulus ein Edict zu, zufolge dessen in Italien ein gleiches geschehen sollen. V. *Pernetty* americ. p. 92.

Wir Deutschen nehmen es leicht übel, wenn eine verheirathete Frau außer ihrem Mann einen sehr vertrauten Freund hat, welcher bedacht ist, ihr allerley Veränderungen zu verschaffen, und den sie öfters allein bey sich sieht; In Italien kann keine Frau leben, ohne wenigstens einen dergleichen Aufwärter oder Cicisbeo zu haben, welchen der Mann selber aussucht, und der die Frau aller Orten begleiten und führen muß; die vornehmsten Damen haben noch einen, eigentlich die Ehre des Hauses beobachtenden, Cavalliere servente, und einen dritten Bracciere, der dem Cicisbeo zu Hülfe kommen muß *).

*) S. Le modern Conversationi, volgatemente dette de' Cicisbei, essaminate, da *Constantino Roncaglia*. Lucca 1736. 12. ed. 2.

Nach unserer Lebensart muß der Mann beständig um und neben der Frau seyn, und sie erlaubt ihm nicht, eine andre Person neben ihr lieb zu haben; In Paris würde ein jeder auf einen Mann mit Fingern weisen, der nicht in der Stadt eine Person zu seinem Zeitvertreibe unterhielte, une fille entretenuë, oder wie sie sich unter einander lieber nennen mögen, une Demoiselle du monde, welcher er ihr ganzes Haus einrichten und unterhalten muß, um bey ihr des Tages einige Stunden zubringen, und daselbst mit seinen guten Freunden supiren zu können; unterdessen daß die Frau gute Freunde von ihrer Gesellschaft bey sich hat, und damit den Abend zubringt, auch noch wol ihren bekannten Liebhaber, Guerluchon *) und einen Farfadet hält.

Wir Europäer sehen unser Frauenzimmer als Mitmenschen an; ja wir räumen ihm, als dem schönen, zierlichsten, und artigsten, Geschlechte gern den Vorzug, Rang, und die Herrschaft ein, wenn wir Männer uns gleich Herren nennen und dafür angesehen seyn wollen; Jene werden zu vielen Geschäfften mit gezogen, und dirigiren nicht selten alles: Die sonst sich auf ihre Klugheit so vieles einbildende Chineser und fast alle morgenländische Völker verfahren gegen sie ganz unbarmherzig, und sehen sie kaum als halbe Menschen an; Das Frauenzimmer wird, gleich gefährlichen Thieren, eingesperrt, auf das genaueste bewacht, darf fast nicht zum Vorschein kommen, sich

in

*) Guerluchon heißt in Frankreich der zweyte Liebhaber, welcher eigentlich auf Kosten des erstern, alles bezahlenden, lebet, und sich mit lustig macht; ist er nicht hinreichend, so folgt ein dritter, den man Farfadet nennt.

in nichts mischen, und muß so sein Leben in einer Art von Sklaverey zubringen. Es ist zu verwundern, daß dies schöne Geschlecht, welches sich schon in manchen Gelegenheiten heldenmäßig erwiesen hat, nicht endlich der Tyranney, welche die Männer dort über sie ausüben, überdrüßig wird, und einen Aufstand erregt, um ihre Männer auch einmal auf den nemlichen Fuß zu setzen, als sie in Europa sind.

Das armenische Frauenzimmer bedeckt sich den Mund mit einem Tuch, oder trägt gar einen großen Schleyer um den Kopf, um ihr Gesicht den Mannspersonen zu verbergen; begegnet man ihnen auf der Straße, so werden sie im Vorbeygehen nicht verfehlen, den Rücken zuzukehren, und wird ihnen ein Glas Wein angeboten, so kehren sie sich, indem sie das Tuch vor dem Munde wegnehmen, gegen eine Wand, um nicht gesehen zu seyn.

Le Brun, da er dieses in seinen Reisen par la Moscovie erzählt, merkt dabey an, daß man glauben sollte, daß ihre besondere Sorgfalt, um sich den Augen der Männer zu entziehen, die Folgen einer strengen Keuschheit und wahren Tugend wären; man irre sich aber, indem viele unter ihnen gefunden würden, die sich für Geld preis geben.

Wenn der König zu Ispahan mit seinen Concubinen spatzieren geht, so wird durch ein eigenes Geschrey, welches man Korog nennt, ein Zeichen gegeben, damit sich ein jeder entferne, indem niemand wagen darf, sie zu sehen. Le Brun Voyages T. I. p. 240.

Wir schliessen die Frauen von allen geistlichen Bedienungen und Verrichtungen aus; in America auf der Sklavenküste gelangen die Weiber eben sowol zum Prie-

Priesterthum, werden mehr in Ehren gehalten, als die Priester, und prangen mit dem Titel der Kinder Gottes; diese gebieten nach Gefallen über ihre Männer. So rauh und kriegerisch sonst die Spartaner waren, so hatten bey ihnen doch die Frauen die völlige Herrschaft über das Herz ihrer Männer, und regierten nicht allein im Hause, sondern auch den ganzen Staat. Die Männer überlegten mit ihnen die wichtigsten Staatsangelegenheiten und Geheimnisse, so wie die Frauen mit jenen von häuslichen Angelegenheiten sprachen.

In Kongo nimmt der Bräutigam die Braut erst zu sich auf die Probe, ob sie auch gehorsam, zu ihrer täglichen Arbeit geschickt, und dabey fruchtbar seyn würde. Es stößt sich niemand daran, wenn gleich eine solche Person schon von andern zurück gesandt worden. Ja man hat nach den Anmerkungen des De la Porte bemerkt, daß bey diesen Proben, die Mädgen eben die sprödesten sind, und am öftersten von der Freyheit, zurück zu gehen, Gebrauch machen. Allg. Reisen T. X. S. 719.

Eben dieses war auch vor alters im Cellischen bey unsern alten Wenden im Gebrauch, und Reißler erzählt ein gleiches von einem Ort in Schwaben, wo man diese Probe fügen nennt.

Bey uns behält ein Ehemann seine Frau gern für sich allein; Auf der Goldküste nehmen theils Negers viele Frauen, um durch deren Ueberlassung an andere sich einen guten Unterhalt zu verschaffen; Ihre Weiber müssen also andere Männer dazu reitzen.

Auf der Sklavenküste, nicht weit davon, sind die Männer schon sehr eifersüchtig; Man darf ihre Frauen nicht einmal ansehen; Wenn ein Fremder in das

Haus

Haus eines Vornehmen kommt, muß er gleich die Frau warnen, daß sie sich nicht vor ihm sehen lasse. Die Frauen werden dort von den Männern als Sklavinnen tractirt; Sie müssen alle Arbeit verrichten.

Bey uns muß der Mann die Frau ernähren, und ihr aufwarten, sie auch, wenn sie ihm gleich schlecht gefällt, Zeit Lebens behalten; dort scheidet sich der Mann von der Frau wenn er will, und führt sie nur zur Thür hinaus; die Frau kann auch den Mann nach Gefallen verlassen, wenn ihre Eltern nur die geringen bey der Verheyrathung erhaltenen Geschenke herausgeben. **Eben das.** S. 318.

In Brasilien soll ehedem der Ehebruch den Männern frey gestanden haben, nicht aber den Frauen, bey denen er mit dem Leben bestraft ward.

Die Schwarzen in Sürinam sind auf eine besondere Art eifersüchtig auf ihre Frauen. Sobald der Mann merkt, daß die Frau die mindeste Bekanntschaft mit einem andern Schwarzen unterhält, so vergiften sie solche gleich. Geben sich die Frauen hingegen mit einem Weißen ab, so machen sie sich nichts daraus, sondern schätzen es sich vielmehr für eine Ehre. *Fermin* Descr. de Surinam p. 137.

Bey den Spartanern durfte ein alter Ehemann, ohne den Wohlstand zu verlezzen, seine junge artige Frau einem jungen starken Menschen anbieten; Ja, ein junger wohlgebildeter Mensch konnte, wenn er eine schöne angenehme Frau sahe, sich dreiste von dem Mann die Erlaubniß ausbitten, ihr beyzuwohnen, unter dem Vorwande, dem Staate wohlgebildete Kinder zu verschaffen; Dem Mann war nicht erlaubt, dergleichen Antrag abzuschlagen; ja er mußte die et-

wa erfolgende Kinder als die seinigen ansehen und erziehen. S. Goguet Th. III. S. 192.

Bey den Babilonern befahl ein besonders Gesetz allen Frauen, sich einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Venus einzufinden, und ihren Körper einem Fremden, die sich zu solchem Ende in Menge einfanden, und unter den Anwesenden die ihnen gefälligste auswählten, Preis zu geben. Herodotus, da er diese Gewohnheit erzählt, merkt dabey an, daß diese Verbindlichkeit jedoch nur bey den Frauen von mittlern und geringern Stande genau Statt gefunden habe; Vornehmere zeigten sich nur einen Augenblick im Tempel und vor der Statue der Göttinn zum Schein, und giengen alsdenn zurück. Man gedachte durch diesen Zwang den Frauen einen Ekel gegen alle Ausschweifungen beyzubringen. Goguet vom Ursprunge der Gesetze. Th. III. S. 168.

Zu Arebo im Königreiche Benie in America geht man mit einer Frau, die Zwillinge gebiert, barbarisch um. Sie wird ohne Barmherzigkeit hingerichtet, und einem gewissen im Walde wohnenden Geist aufgeopfert, wenn der Mann sie nicht durch eine Sklavinn löset, die hingerichtet wird; die Zwillinge selbst werden allemal umgebracht, und in Brasilien haben sie die gestorbenen Kinder gegessen.

Die wilden Völker in Oronoque gehen nacket, und wenn man ihnen heißt, daß sie sich bedecken sollen, entschuldigen sie sich, weil sie sich dafür würden schämen müssen, da sie einmal zur Blöße gewohnt sind. Dahingegen salben sie sich über und über an, und lassen sich nicht unbeschmiert sehen: Sich unbeschmiert zu zeigen, dafür schämen sie sich, als wenn man bey uns nacket erscheinen sollte.

Wir

Wir glauben, daß die Haare im Bart ein männliches Ansehen geben, und suchen deren Wachsthum wol gar zu befördern; Bey den Arrowoucks in Guiana, deren Kinn nur mit ganz dünnen Stoppelhaaren besetzt sind, rupfen sich sowol Manns- als Frauenspersonen diese Haare an allen Theilen des Leibes, keinen einzigen ausgenommen, so wie sie sich zeigen, sorgfältig aus. **Naturgeschichte von Guiana.** S. 168.

Wir halten bey uns viel auf eine recht weiße Haut; unser Frauenzimmer wendet oft gefährliche Mittel an, und braucht allerley Handgriffe, Waschwasser, Pomaden, oder künstlich zubereitete Wischlappen, um die Haut weiß zu erhalten, oder die verlohrne Weiße wieder herzustellen; Man nimmt sich im Essen in Acht, und vermeidet ungesunde Speisen; Hält sich eingeschlossen, und flieht die geringste strenge Luft, oder Winde; In America hält man nur eine braunröthliche Haut schön, und bestreicht sich deswegen mit Bärenfett. (**Hamb. Mag.** T. XXIV. S. 462.)

In Egypten färben nach dem **Pokocke** die Weiber die Lippen und die Spitze des Kinns blau. Vornehme Frauen bemahlen die Nägel gelb; die Augenlieder färben sie mit Bleyschwärze, und auch einige Männer thun dies, weil sie es für schwache Augen dienlich halten.

In Südamerica sollen die Einwohner ehedem die Haare roth und die Zähne schwarz gefärbt haben, den Leib aber mit einer Pomeranzenfarbe, Anotta genannt.

Wenn in Californien und bey mehrern Indianischen Nationen, wo die Frauen ohne besondere Beschwerde gebähren, und gleich wieder ihre Arbeit verrichten können, eine Frau entbunden wird, legt sich

der

der Mann in seiner Hütte oder unter einem Baum nieder, bleibt drey bis vier Tage ausgestreckt liegen, klaget, stellet sich krank, und nimmt die Besuche und Glückwünsche von den Nachbaren an, welche ihm umständlich den Antheil, den sie an seinen Schmerzen und Empfindungen nehmen, bezeugen. Diese Zeit über muß die Frau ihm aufwarten, ausgehen, und Essen anschaffen. Eb. das. S. 302. So lächerlich diese Gewohnheit uns scheinen mag, so kann man doch im III. Theil des Arztes S. 319 Exempel von mehrern Nationen auch im Orient lesen, bey denen dieselbe auch angenommen gewesen.

Die Korecken in dem Nordwestlichen Theile von Kamtschatka geben ein besonders Exempel, wie die nemliche Nation auf die nemliche Sache ganz widrige Sätze annehmen könne, einige von ihnen haben feste Sitze, andre wohnen in beweglichen Horden, wie die Araber. Diese Wanderer sind äußerst eifersüchtig und bestrafen den Ehebruch an beyden Theilen mit dem Tode, ja sie richten ihre Weiber manchmal aus bloßem Verdacht hin. Die Festsitzenden bewirthen einen Fremden niemals, ohne ihm ihre Weiber und Töchter anzubieten: Diese Höflichkeit auszuschlagen wird von ihnen für ein solches Verbrechen angesehen, daß es mit dem äußersten Haß und wol mit dem Tode bestraft wird; wenn man der Bescheeibung des Krascheninikof von Kamtscharka trauen darf.

Wir halten kleine Ohren für eine Schönheit. Die Wilden in Oronoque pralen mit großen Ohren, machen also den Kindern einen Ring von Palmzweigen hinein, um sie zu erweitern.

Die

Die Abanischen Frauen durchbohren die Ohrlappen ihrer Töchter, und erweitern die Oeffnung, so wie das Kind wächst, mit einem Instrumente, so daß die Lappen die Gestalt eines großen Ringes bekommen, darin man ein Ey legen kann, V. *Gumilla* L'Oronoque p. 195.

Columbus nannte eine Küste Orega, weil die Einwohner so große Löcher in den Ohren hatten, daß man mit einem Ey durchfahren konnte.

In Calicut, wo man große Ohren für eine besondere Schönheit hält, zwinget die Königinn und die vornehmsten Frauenzimmer die Ohren, daß sie bis auf den Hals heunter hangen; sie bohren sich in die Ohrlappen Löcher, daß man mit der ganzen Faust durchfahren kann. Die Vornehmern, welche ihre Noblesse ausmachen, tragen sie länger als der gemeine Mann, bey denen sie nicht über drey Finger breit lang seyn dürfen.

In Guajana durchbohren die Einwohner Nasen, Lippen und Ohren, und hängen gläserne Schellen, oder Stücke von Kupfer hinein.

Das Abschneiden der Haare wird bey uns als ein nothwendiges Stück des Staats angesehen, ja einige geistliche Orden müssen mit glatt geschornen Köpfen gehen; Die Indianer in Quito sehen es als die größte Beschimpfung, Beleidigung und Strafe an.

Wir Europäer suchen einen Staat in zierlichen Händen, und schönen wohlabgeschnittenen Nageln; In andern Weltgegenden läßt man sich die Nagel wachsen, um bemerklich zu machen, daß man keine schwere Arbeit verrichte und vornehm sey.

Alle sonst bekannte Völker bezeigen ein Mitleiden und Ehrerbietung gegen ihre Todten. Die Kamtschа-

schadalen wissen nichts von dieser menschlichen Gesinnung: Sie binden dem nackten Leichnam des verstorbenen einen Riemen um den Hals, ztehen ihn damit aus der Hütten, und werfen ihn den Hunden zum Futter vor; davon geben sie zur Entschuldigung an, daß diejenigen, welche von Hunden gefressen würden, in der andern Welt mit guten Hunden fahren werden.

Wir packen die Leichen der Verstorbenen in kostbare Särger ein; In Italien werden sie frey und öffentlich zu Grabe getragen.

Unsere Frauenzimmer pflegen, wenn sie in große Gesellschaften oder Schauspiele gehen, wo sie von vielen beschauet werden, ihre besten Kleider anzulegen, und sich mit Edelgesteinen und andern Arten von Schmuck auszuzieren, um sich ein Ansehen zu geben, und andrer Augen auf sich ziehen; Wenn sie hingegen in die Kirche gehen, bleiben sie im Nachtzeuge und im größten Negligе; Da sie doch daselbst mehrere Stunden lang von dem größten Haufen gesehen, und von oben bis unten genau betrachtet werden; Indem viele wol gar die ganze Zeit über zu nichts anders anwenden, als um die Auszierungen und Kleidungsstücke ihrer Nachbarinnen zu untersuchen, und Anmerkungen zu sammlen, welche sie nach der Kirche ihren Freundinnen mittheilen wollen.

Wenn eben getrauete Eheleute zu Bett gebracht werden sollen, so entkleiden wir den Bräutigam in Ceremonie, und führen ihn im Nachtzeuge zu der Braut ins Bette. Die Geschichte erzählen als eine merkwürdige Ceremonie aus dem sechszehnten Jahrhunderte, daß Churfürst Joachim der II. bey seiner Vermählung mit Sophien, der Tochter des Königs von Polen, Sigismund, sich in der Hochzeitnacht

ganz

ganz geharnischt und bewafnet zu der jungen Braut ins Bett gelegt hat.

Die Weiber in Angola haben den besondern Gebrauch, daß sie dem neuen Mond den Hintern zukehren, um ihre Verachtung zu bezeugen, indem sie ihn als den Uhrheber gewisser monatlichen Schwachheiten ansehen. V. Le Voyageur françois.

Eben daselbst beschreibt man auch einige Völker von Brasilien so grausam, daß ihnen nichts angenehmer sey, als das Fleisch weißer Menschen; wenn sie also deren gefangen nehmen, so mästen sie solche nicht allein, um ihrem Fleische einen angenehmen Geschmack zu geben, sondern damit sie auch besser zunehmen mögen, so wird ihnen eine Weibsperson zur Wartung zugegeben; und der Herr des Gefangenen hat gar kein Bedenken, seine Schwester oder Tochter dazu herzugeben, welche ihn bis zu dem, ihm verborgen bleibenden, Tage der Hinrichtung bestens verpfleget, und unterhält. Wenn er hingerichtet wird, ist diese Wärterinn die erste die zuläuft, sich auf seinen Körper wirft, und einen Augenblick weint, da der todte Körper von andern Frauen mit heißem Wasser abgebrühet, in Stücken zerhauen, und zur Speise zugerichtet wird. Wird eine solche Wärterinn davon schwanger, so wird auch das Kind, wie es auf die Welt kommt, gegessen.

Nach andern Erzählungen haben die alten Einwohner von Brasilien sich vor andern Nationen einen Vorzug angemaßt, weil sie nicht ihre Feinde sondern die nächsten Blutsfreunde fräßen, welche an Krankheiten sterben, oder vom Feinde erschlagen werden. Denn sie halten schicklicher, daß die abgelebten in ihren Magen vergehen, und ihnen wieder zur Nahrung dienen,

als wenn sie sonst verfaulen, oder von den Würmern gefressen werden. Was sie von einem Körper nicht verzehren konnten, verbrannten sie und mischten die Asche unter ihr Getränk, ihre Liebe dadurch anzuzeigen; deswegen nur die nächsten Anverwandten davon genoßen.

Wir fürchten und verabscheuen tolle Leute; Die Mahomedaner in Egypten haben nach dem Pokocke für sie eine Ehrfurcht, und sehen sie für eine Art von Heiligen an, welche von dem Geiste Gottes getrieben würden: Das Volk küßt ihnen die Hände, wenn sie auch ganz nackend oder in wunderlicher Kleidung umher gehen.

In Canada auf dem Lande ist der Gebrauch, daß wenn der Mann Besuch von vornehmen Gästen erhält, und sich mit ihnen zu Tisch setzt, so muß die Frau sich hinter ihnen stellen, und ihnen aufwarten. Die Frauen in den Städten maßen sich jedoch dort die Herrschaft schon mehr an.

Bey uns setzen sich die vornehmsten Gäste gemeiniglich neben der Wirthinn, oder bitten sie zu ihnen zu kommen. In einer bekannten Reichsstadt wird der Platz neben der Wirthinn für den schlechtesten gehalten, und keinem der ersten Gäste gestattet, sich bey der Wirthinn zu setzen, wenn sie gleich artig und angenehm wäre, und ein jeder Gast bey ihr zu sitzen wünschen würde.

Wer in Philadelphia mit einem Frauenzimmer auf der Straßen spatzieren geht, läßt ihr jedesmal die Seite nach dem Hause zu, wegen des an der Gassenseite zu befürchtenden Besprützens, daher nimmt der Führer, so wie die Straßen abwechseln, bald die rechte bald die linke Hand.

Wenn an dem Fluße Ganges der Körper eines verstorbenen Ehemanns verbrannt wird, so stürzt sich die junge Witwe mit in die Flamme, damit ihr kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie den Mann überlebt habe; Eine Gewohnheit, die vielleicht ihre guten Absichten hat, um nemlich die Frauen zu bewegen, daß sie desto mehr Sorge für die Gesundheit und das Leben der Männer nehmen müssen, und nicht etwa wagen dürfen, ihren Tod zu befördern.

Wir Europäer glauben, daß wir das geringste uns von andern erzeigte Unrecht, auf das heftigste rächen müssen; läßt sich ein anderer nur ein Wort entfallen, wovon wir einiger Maaßen glauben, daß es uns zum Nachtheil ausgelegt werden mögte; sieht uns ein andrer nur scheel an, so verfolgen wir ihn auf das äußerste, und man würde sich beständigen Vorwürfen aussetzen, wenn man in solchen Fällen gleichgültig bleiben wollte; In America giebt es Nationen, welche wild und rauh genug sind, daß sie für gesetzte und vernünftige Menschen ein leicht unwillig werdendes Naturel, und die Fertigkeit, bald in Zorn und Hitze zu gerathen, unanständig halten. Sie verlangen, daß man Herr über die Leidenschaft seines Zorns, und wenigstens über die äußern Beweise des Unwillens seyn müsse, und gewöhnen ihre Jugend von Kindheit an, dasjenige, was wir höhnische Ausdrücke, Sticheireden, Ungunst, oder Beschimpfung nennen, mit Gedult anzuhören und zu ertragen. Sie wissen also fast nichts von Zank und Streit, und schlagen sich doch wol, wenn sie besoffen sind, todt. S. Hamb. Magaz. T. XXIV. S. 466.

Wir fahren geschwind auf, wenn wir beleidiget werden, und rächen uns bald. Ja wir erlauben

nicht, ein geschehenes Unrecht lange nachzutragen: Die Accawan Indianer, eine Nation in Guiana in America, rächen sich nicht eher, als wenn die Beleidigung schon längst vergessen gehalten wird. Anfangs stellen sie sich dagegen ganz unempfindlich, und erwiedern sie wol gar mit Dienstbezeigungen und Aeußerungen von Freundschaft, bis sie ihrem Gegner alles Mistrauen und Besorgniß vor Gefahr genommen haben, und ihn so treuherzig machen, daß er zu ihnen kommt, und mit ihnen trinkt; da sie denn ein zuvor zubereitetes starkes und feines Gift unter ihren Nägeln, welche sie sehr lang tragen, oder sonst zu verbergen und heimlich in das Getränk zu bringen wissen, welches einen unvermeidlichen Tod nach sich zieht. Siehe Naturgeschichte von Guiana S. 166. Der Verfasser macht dabey die schon oben angeführte Anmerkung; daß dergleichen Vorfälle selten wären, und daß zu verwundern sey, daß sie nicht öfterer in einem Lande vorfallen, wo keine obrigkeitliche Bestrafung der Verbrecher, noch sonst eine andre Genugthung für die Beleidigung Statt findet, außer denen, welche man sich eigenmächtig verschafft.

Bey uns geloben Mann und Frau bey der Trauung auf das feierlichste und mit vielen Ceremonien einander treu zu bleiben, und obgleich alle Ausschweifungen scharf verboten sind, hört man doch öftere Klagen darüber. Bey den Indianern in Guiana ist die Vielweiberey nicht verboten, dagegen findet man selten, daß ein Indianer Mann von mehr als einer Frau ist, die erste muß denn sehr alt und heßlich werden, und alsdenn nimmt er eine ganz junge Person von ungefehr sieben bis acht Jahren zu sich, welche bey der erstern wohnt, und ihr in allen häuslichen Verrichtungen

gen an die Hand geht, bis sie mannbar wird, welches in diesem Clima zwischen dem zehnten und eilften Jahre geschiehet. Ihre ganze Heirathsceremonie bestehet in einem Sauf-Feste. Eben das. S. 198. Bancroft macht dabey die Anmerkung, daß ungeachtet die Religion ihre eheliche Treue nicht in Schranken hält, gleichwol der Ehebruch unter ihnen nicht so gewöhnlich als bey gesitteten Völkern sey. Die Natur sey bey den Indianern das einzige Gesetz der Liebe, und Beständigkeit das Gebot der Natur. Eine andre Anmerkung schäme ich mich fast zu wiederholen, daß man nemlich diese Unschuld und Mäßigung nur noch von denen Wilden sagen könne, welche in einiger Entfernung von den Europäern leben, und durch deren Sitten noch nicht verderbt sind; diejenigen, welche Umgang mit denen gesitteten Europäern hätten, lernten von ihnen die Völlerey und Unmäßigkeit.

Ein besonderes Exempel, wie weit die Einwohner in Berlin im vierzehnten Jahrhundert die Eifersucht getrieben haben, erzählt Lockelius: Unter der Regierung des Churfürsten Otto von Bayern begegnete ein Schreiber des Bischofs von Magdeburg, als er zu Berlin in die öffentlichen Bäder gehen wollte, auf der Straße einer jungen Bürgersfrau, und that ihr aus Scherz den Vorschlag, sich mit ihm zu baden. Die Frau befand sich durch diesen Antrag beleidigt, das Volk lief Haufenweise zusammen, und die Bürger zu Berlin, welche keinen Spaß verstunden, schlepten den armen Schreiber an einen öffentlichen Ort, wo sie ihm ohne weitern Proceß den Kopf abschlugen. Es ist ein Glück für manche, wie ein großer Schriftsteller bey Erzählung dieser Geschichte anmerkt, daß man jetzt nicht mehr so gewissenhaft ist.

In Spanien und Portugal darf man nichts gegen die catholische Religion sprechen; ein einziges Wort kann schon zum Feuer verdammen; In Italien hat man eine Ceremonie in den Fasten, daß ein Capuciner Mönch auf öffentlicher Straße auf eine Tribüne tritt, und Christum vorstellet; Ein anderer in einen Soldaten verkleideter, den Teufel vorstellender, Pfaff, muß Christum verachten und als einen Betrüger ausschimpfen, bey welcher Gelegenheit er die größten Blasphemien und Gotteslästerungen hervorbringt, und sich um desto größeres Lob erwirbt, je stärker er im Lästern ist, bis endlich Christus böse wird, und seinen Widersacher von der Tribüne herunterprügelt. Dies sieht man als ein sich für die Fasten schickendes Stück des Gottesdienstes an.

Wir beklagen und beweinen unsere Todten; die oben (§. 21.) erwehnte Secte bestattet ihre gestorbene, oder nach ihrer Redensart, eingegangene Todte mit Musik und Freudenzeichen zur Erden, und es wird denen hinterbleibenden nicht gestattet, zu weinen.

In einem Dorfe im Amte Harburg ist die Gewohnheit, wenn die Leichenbegleiter nach Beerdigung eines Todten zurückkommen, so lassen sie bey großen Leichenbegängnissen wol Musik kommen; Hat der Hauswirth eben die Frau verlohren, und ein anderer will aus Unwissenheit den Tanz eröffnen, so wird dieser von dem Witwer weggestossen mit den Worten: meine Frau ist todt, mir gehört der Ehrentanz.

Unsre Geistliche verwerfen gemeiniglich das Tanzen, und man sieht als unanständig an, wenn Geistliche in einer großen Gesellschaft mittanzen wollten. In einer bekanten Stadt in unserm Lande ist noch vor wenig Jahren der Gebrauch gewesen; daß die Predi-

ger

ger bey ihren Hochzeiten nicht allein Musik gehabt haben, sondern die gesammte anwesende Geistliche mußten in ihrem völligen geistlichen Ornate die ersten Ehrentänze unter Pauken- und Trompetenschall anfangen. Ein Vorzug, der niemanden als ihnen und den Rathsherrn der Stadt erlaubt war.

Unsere Geistliche müssen sich eines ehrbaren Wandels befleißen, dürfen nicht leicht ein Nebengeschäffte treiben, vielmehr müssen sie gegen Ueppigkeiten und Ungezogenheiten predigen. In England sind Geistliche, welche gar schlechte Pfarren von kaum zehn Pfund jährlicher Einkünfte haben, und nicht leben können, wenn sie nicht ein Nebengeschäffte oder eine Pachtung oder Wirthschaft mit übernehmen; Diese sollen zu Zeiten gar die Musik in ihrem Kirchspiel mit pachten, und zu öffentlichen Gelagen ordentlich aufspielen.

In Indien leben einige Secten der Braminen als die Sanjaßi und vornemlich die Avadoutas so strenge, daß sie Frau, Kinder, ja alle Güter verlassen, ganz nackend gehen, den Leib mit Kuhmist beschmieren, und ohne ein Wort zu sprechen, blos mit Ausstrekkung der Arme zu erkennen geben, wenn sie hungrig sind, oder wol gelassen erwarten, bis ihnen jemand etwas bringt; Zugleich maceriren und peinigen sie ihren Leib auf ganz unglaubliche Arten. Z. E. daß sie sich über ein einen dicken Dampf gebendes Feuer bey den Beinen aufhängen lassen; blos in der Absicht, um sich bey dem abergläubischen gemeinen Mann eine gewisse Achtung zu erwerben, welche denn die Frauen so weit treiben sollen, daß sie jene Braminen zum Zeichen einer gewissen Andacht sehr andächtig auf Oerter küssen, welche wir uns zu nennen schämen.

Der Kayser von Mexico soll ehedem bey Antretung der Regierung eidlich versprochen haben, daß so lange er regieren würde, zu rechter Zeit Regen auf die Erde fallen, die Flüsse aber durch Ueberschwemmungen keine Verwüstung anrichten, die Erde vielmehr ihre Schätze jedesmal in Ueberfluß hervorbringen, mithin das Reich nie durch Miswachs heimgesucht werden; die Menschen auch nichts durch die üblen Einflüsse des Himmels oder der Sonne erleiden sollten. S. Histoire de la Conquête du Mexique T. III.

Am Hofe des Kayfers von Marocco ist die Stelle des Oberaufsehers über den Kayserlichen Nachtstuhl eine der ersten am Hofe. Wie unsre gekrönte Häupter in Europa unter Trompeten und Paukenschall zur Tafel zu gehen pflegen, so muß dorten der Aufseher des Nachtstuhls denselben unter Trompeten und Paukenschall öffentlich auf dem Kopf vor dem Kayser hertragen, vier andre der vornehmsten Herren folgen, so lange der Kayser sich seiner Gemächlichkeit bedient, läßt sich die Musik hören, wenn er fertig ist, ruft alles Volk zu dreyen Malen: alla Mahometh. Als ein Kayser von Marocco eine verwitwete Prinzeßinn von Conti in Frankreich heirathen wollen, hat er in dem Anwerbungsschreiben derselben angeboten: „Ja „ wir wollen sie auch des allergrößten Merkmahls „ der Kayserlichen Würde theilhaftig machen, daß „ sie nemlich unter Trompeten und Paukenschall zu „ Stuhl zu gehen die Ehre haben soll ꝛc.“ S. *Lunigs* Theatrum ceremoniale T. II. p. 1471.

Bey uns hält man viel auf die Gelehrsamkeit, und auch das schöne Geschlecht thut sich darin hervor. In Indien hält das Frauenzimmer für sich schimpflich, wenn sie Lesen lernen sollten, welches in ihren Gedan-

ken nur für die Sklavinnen gehört, die in den Pagoden singen müssen. S. Lettres edifiantes XII Recueil p. 80. Hierauf gründet sich vielleicht das Sprichwort: Le plus grand éloge, qu'on puisse faire d'une femme, est, de dire, qu'elle n'est point savante. *Haukion Choaan.* T. IV.

Bey uns bemüht sich ein jeder, sich vor andern hervorzuthun, und Ruhm zu erwerben. In Ephesus jugen die Einwohner den tugendhaftesten von ihren Mitbürgern weg, weil sie wollten, daß keiner vor den andern etwas voraus haben sollte, und wenn sich jemand dieser Art finden würde, mögte er, an einem andern Ort berühmt zu werden, trachten. *Cicer.* Tusc. *Qu.* LV.

Zu Lacedemon durfte man nicht allzu fett und ausgefüttert aussehen; Man strafte den Spartaner hart, der einen allzugroßen Bauch hatte. Lycurgus wollte nemlich seine Landesleute an die Mäßigkeit gewöhnen, und machte daher die strengsten Einschränkungen. Man durfte nichts als die einfachsten Speisen zu Tische bringen, und reichte den Tischgenossen nicht mehr, als zu Erhaltung des Lebens nothwendig war. Ja es wurden die Kinder bereits von der zärtesten Kindheit an hart, strenge und rauh erzogen. Sobald ein Knabe gebohren war, ward er an einem gewissen Ort von dem Aeltesten des Stamms untersucht; die schwachen, welche keine starke und dauerhafte Gesundheit versprachen, wurden gleich zum Tode verdammt und eingerodet; die Gesunden wurden von dem Augenblick der Geburt an den Händen ihrer Eltern entrissen, und der Aufsicht besonderer zu ihrer Erziehung gesetzter Personen übergeben; Man zwang sie ohne Schuh und Strümpfe zu gehen, alle sonst

der Jugend erlaubte Ergötzungen und Lustbarkeiten waren ihnen entzogen; Man ließ sie jedesmal nur eine kleine und leichte Mahlzeit thun, die kaum zu ihrer Nahrung hinreichend war. Dabey wurden alle Kinder jährlich auf einem Feste, daß man der Diana zu Ehren gab, auf dem Altar dieser Göttin bis auf das Blut mit Ruthen gestrichen, unter dem Vorwande, sie anzugewöhnen, daß sie den Schmerz ohne Ungedult ertrügen. Die Ceremonie geschahe in Gegenwart der ganzen Stadt, unter den Augen der Väter und Mütter; die, wenn sie ihre Kinder mit Blut und Wunden bedeckt, und der Entseelung nahe sahen, dieselben nur ermahnten, die auszuhaltende Anzahl von Streichen zu ertragen, ohne Zeichen von einem Schmerz zu geben, noch in ein Geschrey auszubrechen. Ja man war so gar unempfindlich, wenn man auch einige über dieser grausamen Ceremonie sterben sahe. An gewissen Tagen im Jahr mußte die Jugend in zwo Banden gegen einander aufziehen, und auf das heftigste zusammen schlagen, sie stießen sich mit Fäusten und Füßen, bissen einander aus allen Kräften, zerkratzten sich die Augen, und jeder Trupp wendete alle Mühe an, den andern zurück zu treiben, und in das, das Schlachtfeld umgebende, Wasser zu stürzen. Wenn eine Mutter zu Sparta die Zeitung vernahm, daß von ihren Kindern in einem Treffen geblieben wären, so bemühete sie sich öffentlich zu zeigen, daß diese Zeitung bey ihr eine Art von Freude und Vergnügen erwecke.

Mehrere dergleichen fast unglaublich scheinende Einrichtungen, auch wie grausam dadurch die ganze Nation geworden, und was vor üble Folgen aus einer so harten und pedantischen Lebensart geflossen sind, ver-

verdienen nachgelesen zu werden in des Goguet Untersuchungen von dem Ursprunge der Gesetze, Künste, und Wissenschaften, Th. III. S. 182. Vornemlich ist merkwürdig, wenn man aus dem folgenden Capitel die Lebensart der Athenienser dagegen hält, wie nemlich bey diesen eine weichliche, willkürliche, freie Lebensart ohne alle Einschränkung sie zu einem gelinden, leutseligen, wohlthätigen, groß- und edelmüthigen, tapfern und kriegerischen Volk gemacht; Wissenschaften, Handlung und Künste empor gebracht, und den Staat reich und mächtig gemacht hat.

Bey den heutigen Einwohnern von Egypten würde ein vornehmer Mann, von dem man sich eine Gewogenheit erbittet, als eine Beleidigung ansehen, wenn man ohne Geschenke käme, oder nicht wenigstens solche verspricht. Bey uns pflegen edel denkende Große als eine Beschimpfung anzunehmen, wenn man ihre Wohlthaten durch Geschenke erkaufen will. S. Pokockes Reisen Th. III. S. 181.

Bossu (*Voyages aux indes occidentales*) beschreibt uns die Alkamkas in Amerika als ein zwar wildes, aber im Frieden sanftmüthiges Volk; Im Kriege hingegen sind sie grausam. Wenn sie ihren Feind schlagen, so ziehen sie den erschlagenen die Haut von der Hirnschädel mit den Haaren ab, und nehmen solche als Siegeszeichen mit; Wenn sie Gefangene nach Hause bringen, werden solche stark gebunden, und schwarz angestrichen; und die zu Hause gebliebene Weiber entscheiden das Schicksal dieser Unglücklichen; Diejenigen Weiber, welche in dem Kriege ihre Männer oder Söhne verlohren haben, haben das Recht unter den Gefangenen auszusuchen, um den Platz

von jenen zu ersetzen: die übrigen, welche nicht das Glück haben, daß eine Wahl auf sie fällt, werden mitten im Dorf mit einem kleinen und langsamen Feuer verbrannt, nachdem man ihnen erst die Haut vom Kopf abgezogen, und sie an Pfähle festgebunden hat. Diese stehen die grausamste Pein aus, ohne sich zu beklagen, oder einen Schmerz zu bemerken. Sie singen vielmehr, bis ihnen der Athem ausgeht, und rufen, daß sie noch rechtliche Kerls wären, und weder Feuer noch den Tod scheueten. Sie halten sich noch wol dazu über ihre Henker auf, daß sie noch nicht recht die Kunst verstünden, wie sie peinigen müßten; wenn sie ihnen in die Hände gefallen wären, wollten sie sie ganz anders gehandhabet haben.

Die Hottentotten schmieren sich die Haut mit Butter oder Hamelfett und Talg; mit dieser Salbe beziehen sie auch ihre Kleidung, und wer bey ihnen nach der Weise seyn will, muß recht schmierig und stinkend seyn.

Nach den alten Reisebeschreibungen sind die Einwohner in Canada überein gekleidet gewesen, so daß man kaum Männer und Weiber von einander unterscheiden können. Zenoe wollte zu seiner Zeit, daß Männer und Weiber überein gekleidet seyn sollten. Nach des Tacitus Bericht beklagte sich Tiberius in einem Briefe an den römischen Senat, daß die beyden Geschlechter zu frech würden, da sie die Kleidungen von einander annehmen. Das göttliche Gesetz nennet diese Gewohnheit vor Gott sogar ein Greuel. 5 Buch Mos. 22, v. 5.

de la Morhe warnet also schon zu seiner Zeit gegen diese Unordnung, so wie gegen alles übrige, welches

ches gegen die Wohlanständigkeit stößt. Man mögte diese Warnung zu unserer Zeit wiederholen.

Fast von den ältesten Zeiten her finden wir Spuren, daß kleine Füße für eine Schönheit gehalten worden: Die schönen Füße der Judith verblendeten den Holofernes: Bey den Griechen nannte man ein schönes Fußwerk Sicyonisch: **de la Motthe** eifert dagegen, daß zu seiner Zeit die Menschen vorsetzlich sich mißstellen, und eine Zierlichkeit darin suchen wollen, um die Füße ein Viertel länger als sie von Natur sind, zu haben, oder wenigstens so scheinen zu machen; so daß man die Schuh um vier Finger breit länger gemacht habe, als es nöthig gewesen wäre; wodurch sie nicht allein einen Mißstand erhielten, sondern auch unbequem zum Gehen würden.

In Deutschland pflegt man zu großen Gastgeboten Mann und Frau zusammen einzuladen: In einigen Städten Italiens würde man unanständig halten, zur Zeit mehr als einen der Ehegatten zu bitten.

In dem Leben des **General Mannsteins** wird als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß zu den Zeiten **Peter des ersten** stark bey Hofe getrunken worden; die **Kayserinn Anna** aber habe es abgebracht; Dennoch, um eine so schöne Gewohnheit nicht ganz abkommen zu lassen, so wäre der 29te Jenner alten Styls, als der Gedächtnißtag ihrer Besteigung des Throns dem Bachus gewidmet geblieben, und ein jeder der Hofleute wäre verpflichtet gewesen, vor Ihro Majestät niederzuknien und einen großen Pocal mit ungarschen Wein auszuleeren. Es hätten auch ehedem an andern großen Gallatägen alle Hofleute und Officiers von der ganzen Garde, wenn sie die Ehre

hat-

hatten, der Kayserinn ihr Compliment zu machen und die Hand zu küssen, von derselben ein Glas Wein auf einem Teller zugereicht erhalten.

Noch gedenkt er einer andern russischen Gewohnheit, nach welcher ein Ehemann, der in Gegenwart seiner Frau Besuch erhielt, die zu ihn kommende Gäste bitten müssen, der Frau einen Kuß zu geben, diese hätten dagegen begehrt, er mögte ihnen zeigen, wie man es mache, und so wäre die Frau von der ganzen Gesellschaft geküßt worden. Diese hingegen, wenn sie Besuch erhielt, müsse zu trinken anbieten; des Morgens Brantewein, des Nachmittags aber Wein und andre Getränke; Bedankte sich gleich der Gast, so nöthigte die Frau so lange, bis er sich bedächte, würfe sich auch wol gar für ihm auf die Knie.

Von den Saporagischen Kosacken merkt er an, daß sie gar keine Frauen bey sich dulden, wenn also einer, der sich zu ihrer Zunft hält, sich verheirathen will, so darf er seine Frau nicht zu sich nehmen: sondern sie muß sich in der Nachbarschaft aufhalten, wo er sie zwar besuchen darf, aber auch dieses muß heimlich ohne Vorwissen der Vorgesetzten geschehen. Diese Kosacken erlauben nicht einmal, daß ein Fremder seine Frau in ihre sogenannte Stadt mitnehmen darf. Einstmal ist ein russisches gegen die Türken marschierendes Corps durchpassirt, und ein russischer Officier, dem dieser Gebrauch unbekannt war, hat seine Frau bey sich gehabt. Alsobald haben sich die Kosacken versammlet, sein Haus bezingelt, und verlangt, daß das im Hause befindliche Frauenzimmer ihnen ausgeliefert werden sollte, damit ein jeder seinen Theil davon nehmen könne. Der Officier hatte alle Mü-

he,

he, sie mittelst Austheilung einiger Tonnen Brantewein zu besänftigen, und mußte die Frau sofort wegschicken.

Bey eben diesen Kosacken ist merkwürdig, daß da sie gegen Fremde Erzräuber sind, sie so heilich halten, daß keiner unter einander dem Cameraden das mindeste entwenden darf, sonst wird er auf das strengste bestraft; Man bindet den Dieb an einem öffentlichen Ort an einen Galgen, legt neben ihm einige Stöcke und dabey eine Flasche Brantewein nebst einem Stück Brodt: Nun darf jeder vorbeygehender ihm einige Schläge geben, bis etwa ein Mitleidiger kommt, und ihm etwas Brodt reicht, oder ihn mit einem Schluck Brantewein labet. In diesem elenden Zustande muß er vier bis fünf Tage zu Zeiten zubringen, nachdem seine Richter es gut finden, er stirbt auch wol gar darin.

Ich könnte noch viel mehrere dergleichen uns nach unserer Verfassung besonders vorkommende Gewohnheiten beybringen, zweifle aber, ob den Reisebeschreibern jedesmal völliger Glauben beyzumessen sey.

Mehreres hieher gehörendes findet man in der bekannten Abhandlung unsers würdigen **Herrn Zimmermanns, vom Nationalstolz**, welcher auch zeigt, daß verschiedene Nationen eben einen Vorzug in ihren besondern Gewohnheiten suchen.

Man kann auch die Streitschriften des **Po** und **Pernetty** über die Americaner nachlesen.

Insbesondere aber *Le Voyageur françois ou la Connoissance de l'ancien & du nouveau monde*, par Mr. l'Abbé de la Porte, wovon bereits 24 Theile in Paris

ris heraus gekommen sind, und die Fortsetzung noch erfolget *).

Vingt têtes, vingt avis, nouvel an, nouveau gout;
Autre ville, autres moeurs; tout change, ou detruit tout
Examine pour toi, ce que ton voisin pense:
Le plus beau droit de l'homme est cette independance.

Etrennes du Parnasse.

*) Man kann auch noch hieher rechnen:

Les Moeurs des sauvages d'Amerique, comparées aux Moeurs des premiers tems, par Lafiteau. à Paris 1724. 4 Desgleichen Les Conformités des Ceremonies modernes avec les anciens. à Paris 1667. 8.

Histoire des différans peuples du Monde, contenant les ceremonies religieuses & civiles &c. par Mr. Content. à Paris 1770. gr. 8.

Voyages d'un Philosophe ou Observations sur les moeurs & sur les arts des Peuples de l'Afrique, de l'Asie & de l'Amerique. à Yverdon 1768. 12.

Eilfte Abtheilung.

Das Verhalten bey Gefahren, und insbesondere im Kriege.

Isthuc est sapere, non quod ante pedes modo est videre.
Sed & illa, quæ futura sunt, prospicere.

Terent.

§. 182.

Ich habe schon oben §. 152 und 160 erinnert, daß man sich nicht über solche Vorfälle ängstigen soll, welche nicht von uns abhangen: desto nothweniger ist, bey jeder Gelegenheit zu erwegen, ob uns etwa eine Gefahr droht, der wir durch eine kluge Vorsicht vorbauen können?

Wir nennen eine **Gefahr**, wenn wir aus den gegenwärtigen Begebenheiten schliessen, daß andere Vorfälle folgen werden, welche unsern Absichten zuwider sind, und unsere Umstände verschlimmern werden.

Ist der gegenwärtige Vorfall schon wirklich uns zuwider, so daß wir ihn nicht weiter vermeiden können, so nennen wir es ein **Schicksal** une fatalité; haben wir den Vorfall gar nicht voraussehen können, oder hat er einen Einfluß auf unsere übrigen Umstände, so nennen wir es **ein Verhängniß** Le destin, oder **einen Unfall** Un inconveniant, wenn wir den dadurch veranlaßten Schaden nicht sehr empfinden:

Eine

Eine **Widerwärtigkeit**, un Revers, wenn wir den Schaden zu ersetzen hoffen können; **Ein Unglück** aber, un malheur, wenn unsere Umstände sehr verschlimmert werden, so daß wir solche entweder gar nicht, oder nur durch Zeit und Mühe herstellen können.

Wie wir uns in wirklich erlittenen Unglücksfällen trösten und beruhigen sollen, davon habe ich im ersten Stück des dritten Theils gehandelt; Hier ist also vornemlich die Rede von solchen Vorfällen, die uns ein besonders Unglück befürchten lassen, dem wir ausweichen können und wollen. *Voltaire* sagt zwar: Les grandes pertes nous accablent par un coup imprévu, & resserrant les facultés du coeur, en ferment pour toujours l'entrée aux plaisirs bruyans, & nous portent à la retraite, de là à la meditation, de la meditation à la sagesse; de la sagesse, il n'y a qu'un pas au bonheur. Ich zweifle aber, ob viele wünschen werden, durch große Verluste eben klug und glücklich zu werden.

Wir Menschen suchen gemeiniglich, gleich den Epicurern, uns alles mögliche, und uns nur bekannte Vergnügen zu verschaffen, und setzen darin die größte Glückseligkeit; Haben wir uns nun dazu einen Plan gemacht, werden wir durch einen Zufall darin eine Aenderung zu machen bewogen, oder wird bey uns ein Zweifel erregt, ob unser Wille werde erreicht werden; so wird eine unangenehme Empfindung erweckt, welche wir den **Verdruß** La Peine nennen, und welche der nächste Grad zu einem **Mißvergnügen** und **Gram** Le Chagrin ist, wenn wir wirklich drückende Unfälle erleiden.

§. 183.

Eine jede Gefahr setzt also voraus:

1) Gegenwärtige Begebenheiten.

2) Eine genaue Erwegung derselben.

3) Eine in der Erfahrung gegründete Vermuthung derer bevorstehenden Folgen.

4) Einen gefaßten Muth.

5) Eine Möglichkeit, der Gefahr auszuweichen.

6) Die Wahl derer besten dazu führenden Mittel.

Wenn wir eine Gefahr befürchten, ohne daß die gegenwärtigen Vorfälle solche zu vermuthen Anlaß geben, so ist es eben so viel, als wenn wir ein Gespenst zu sehen glauben.

Wenn wir ohne hinlänglichen Grund oder aus falschen Gründen eine Gefahr vermuthen, so ist es ein **Wahn**, une Reverie.

Wenn wir aus den gegenwärtigen Vorfällen ohne ordentliche Erwegung und Ueberlegung eine Gefahr vermuthen, so verleitet uns die **Einbildung**, La fantaisie.

Um aber aus dem gegenwärtigen mit Sicherheit beurtheilen zu können, ob uns eine Gefahr bevorstehe oder nicht? wird schon eine Erfahrung vorausgesetzt; Wir werden sonst ohne Grund eine Gefahr befürchten, oder aber eine uns bevorstehende nahe Gefahr übersehen.

Wer nie zu Wasser gewesen ist, wird bald bey jeder Bewegung des Schiffs sich fürchten, daß das Schiff umschlagen, oder daß er herausfallen möge; bald aber auch unempfindlich bleiben, wenn das Schiff wirklich in Gefahr ist, unterzusinken.

Wenn wir auch nicht wissen, wie die Begebenheiten in der Reihe der Dinge auf einander folgen, so sehen wir zu Zeiten Vorfälle als gefährlich an, welche uns eben von Gefahr retten. Z. E. wenn in einer heftigen Krankheit eine starke Crisis den Patienten noch schlimmer zu machen und die Gefahr zu vergrössern scheint, da eben die Krankheit dadurch gebrochen wird. Bey dem allen wird also ein gesetzter Muth erfordert, um die Folgen recht prüfen zu können. Denn sobald glauben wir nicht, daß uns eine Gefahr bevorsteht, so pflegt solches einen widrigen Eindruck in uns zu veranlassen, den wir **Schrecken** L'Epouvante, nennen. Glauben wir, daß die Folgen uns sehr unangenehm seyn werden, so entstehet eine **Furcht** la Terreur, können wir uns wegen derer zu nehmenden Maaßregeln nicht entschließen, so erfolgt eine **Angst** L'Angoisse. Eine Angst wird von einer **Zaghaftigkeit** L'Apprehension begleitet, wenn wir von mehrern Seiten drohende Gefahren zu sehen vermeinen, wo keine sind, oder wenn wir sie größer halten als nöthig wäre. Alsdenn pflegen wir das Wählen zu versäumen, oder aufzuschieben, oder wir wählen gemeiniglich unrecht; **Ein gesetzter Muth**, Le Courage, lehrt allein die Gefahr recht prüfen und abzuwenden; Er hilft aber wenig, wenn die Gefahr schon zu nahe und nicht mehr zu vermeiden ist.

Fehlt der Muth; wissen wir nicht, wozu wir greifen sollen, so gerathen wir in **Bestürzung** und **Verlegenheit**, en bredouille, deren höchster Grad ist, wenn wir uns gar nicht weiter besinnen können, perdre la tramontane; Ein mitler Grad hingegen, wenn wir **verzagen**, desesperer; wenn wir nemlich befürchten,

daß

daß eine längere Reihe von widrigen Begebenheiten folgen werde, denen wir nicht ausweichen können. Stellen wir uns die Gefahr gar zu groß vor, daß auch in der Folge keine Hülfe mehr Statt finde; geben wir alles verlohren; so erfolgt die **Verzweifelung**, Le desespoir.

Ein Mann von gesetztem Muth wird nicht leicht verzweifeln, er wird aber gemeiniglich am ersten in Bewegung gebracht, und am mehrsten gerührt; „Le Philosophe le plus sage sent ébranler comme malgré lui tous les fondemens de la sageſſe; Les plus forts sont les plus susceptibles du chagrin.“ *Essai du Bonheur* T. III. p. 2.

§. 184.

Man kann gemeiniglich einer Gefahr auf verschiedene Weise ausweichen.

1) Durch eine Vorbeugung §. 185.
2) Durch die Abwendung §. 186.
3) Durch die Entfernung §. 187.
4) Durch eine Ausweichung §. 188.
5) Durch eine Bedeckung und andere Gegenmittel §. 189.
6) Durch eine Verminderung §. 190.
7) Durch Anwendung der widrigen Vorfälle zu unserm Besten §. 191.

Wir können nicht jede Gefahr auf einerley Weise vermeiden; oft haben wir mehrere Mittel, um eine Gefahr zu entfernen, die Erfahrung lehrt auch, daß der Mensch oft, indem er einer Gefahr vorzubeugen trachtet, sich eben einer größern Gefahr aussetzt.

Ich werde dies weiter auseinander setzen.

§. 185.

1) Da eine Gefahr zukünftige Vorfälle voraussetzt, welche vermieden werden können, (§. 183.) so ist der erste und sicherste Grad, um sich zu sichern, wenn wir die gegenwärtigen Vorfälle so einleiten, daß die befürchtete üble Folgen entweder gar unterbleiben, oder daß sie doch uns nicht nachtheilig werden. Dies nenne ich einer Gefahr **vorbeugen**, prévenir. (§. 184.)

Z. E. Ein Arzt merkt an dem Pulse, daß das Blut im höchsten Grade schleimigt und verdickt sey, er sieht also voraus, daß daraus eine schwere und tödtliche Krankheit erfolgen werde; so sagt er, man muß dem Uebel bey Zeiten vorbeugen, ehe es wirklich eintrit; dadurch, daß die erforderliche Flüßigkeit im Blute durch dienliche Mittel hergestellt, der schädliche Schleim aber daraus getrennt und abgeführt wird.

Man läßt den Hunden den Tollwurm nehmen, um vorzubeugen, daß sie wütend keinen Schaden thun können.

Wenn ich im Frühjahr bey Säung des Sommerkorns eine Dürre befürchte, welche die Saat in Gefahr setzen könnte, so muß ich bey Zeiten vorbeugen, und die Bestellung darnach einrichten, daß die Dürre der Saat weniger nachtheilig seyn könne.

Wenn ich auf einen schlechten Grund ein Gebäude aufführe, also befürchten muß, daß es in der Folge sinken oder gar einstürzen werde, so baue ich der Gefahr vor, indem ich pilotiren und ein Schlingwerk unter dem Grunde legen lasse.

Wenn ich einen steilen Berg herunter fahre, und befürchte, daß der Wagen in ein Schurren gerathen mögte, so lasse ich die Räder hemmen.

Wer

Wer einen bösen Hund oder ein beißendes Pferd hat, legt ihm einen Maulkorb an, um das Beißen zu verwehren.

Wer in dem Wege eine tiefe Gleise erblickt, wo die Räder und Axen stecken bleiben mögten, beugt der Gefahr vor, wenn er die tiefen Löcher vorher mit Steinen ausfüllt.

§. 186.

2) Können wir den nachtheiligen Vorfällen nicht mehr vorbeugen, müssen sie wirklich erfolgen; so überlegen wir, ob wir nicht die daher entstehende Gefahr **abwenden** können, detourner. (§. 184.)

Wenn ich ein zu Ueberschwemmungen ausgesetztes Feld habe, und dem Zufluß des Wassers dahin nicht vorbeugen kann, so ziehe ich um mein Feld einen Graben, und leite das Wasser ab.

Ich kann nicht vorbeugen, daß nicht ein Gewitterstrahl in einen Thurm fahre, aber ich kann den Blitz abwenden, wenn ich neben dem Thurm einen Drath herunter leite.

Wenn ein böser Hund mich anfallen will, so kann ich die Gefahr abwenden, wenn ihm ein Stück Fleisch vorwerfe, wodurch er angelockt, und das Beißen zu vergessen bewogen wird; auf mein Drohen aber wird er nicht zurück bleiben, sondern eher vergrellter werden.

§. 187.

3) Steht es nicht in unserer Macht, die künftigen Vorfälle zu verhüten oder zu ändern, so suchen wir zu Zeiten einen andern Ort, wo wir uns sicherer glauben, und vermeiden die Gefahr, indem wir uns **entfernen**, s'éloigner. (§. 184.)

Z. E. Ich wohne an einem großen Fluß, ich sehe, daß das Wasser anschwellet, ich fürchte, daß die an meiner Seite des Ufers befindliche schwache Deiche der Gewalt des Wassers keinen Wiederstand leisten, sondern durchbrechen mögten; So werde ich erst versuchen, ob nicht meine Ufer und Deiche daran bey Zeiten hinlänglich befestigen, und dadurch dem befürchteten Durchbruch vorbeugen kann. Ist es dazu zu spät, so überlege, ob etwa das Wasser oben her abgeleitet und vertheilt werden kann, damit dessen ganze Gewalt nicht an meine Deiche falle: Ist aber auch dieses nicht möglich, sehe ich, daß die Deiche wirklich durchbrechen werden, und daß ich alsdenn in großer Gefahr gerathen, oder gar ersaufen könne; so werde ich die Gefahr nicht abwarten, sondern mich bey Zeiten an eine Anhöhe entfernen, oder wenigstens ein Schiff dazu in Bereitschaft halten.

Wenn in einer Gegend ansteckende Seuchen zu herschen anfangen, so entfernt man sich gern in eine gesunde Gegend.

Wer Beschwerden auf der Brust empfindet, und an einem Ort wohnt, wo eine dicke stickhafte Luft ist, welche sein Ende befördern könnte, entfernt sich in eine Gegend, wo die Luft dünner ist.

Wenn wir einen Regen aufsteigen sehen, und nicht gern naß werden wollen, so entfernen wir uns, und suchen Schutz unter einem Dache, ehe der Regen kommt.

Wenn wir ein altes, einen Einsturz drohendes, Haus bewohnen, so ziehen wir heraus, ehe es in einander fällt, um nicht darunter begraben zu werden.

Eine Entfernung in Gefahren ist oft ein bedenkliches Mittel, denn wir sichern uns vielleicht für unsere

Person,

Person, entfernen aber dadurch nicht die gefährlich scheinende Vorfälle, und indem wir uns davon zu entfernen glauben, so laufen wir vielleicht dieser oder einer größern Gefahr mehr entgegen.

§. 188.

4) Ein geringerer Grad der Entfernung ist, wenn wir blos der Gefahr **ausweichen**, Eviter; (§. 184.) Wenn wir zwar in der Nähe bleiben, aber uns doch so stellen, daß wir uns sicher glauben, damit uns die Gefahr nicht treffe.

Wenn das Austreten eines großen Flußes befürchtet wird, so werden einige sich so weit entfernen, daß sie freilich von dem Wasser nichts zu befürchten haben; sie könnten aber eben so sicher seyn, wenn sie nur auf die nächste Anhöhe gewichen wären. (§. 187.)

Bey einer überhand nehmenden Krankheit braucht man sich nicht weit zu entfernen, man sucht aber der Krankheit auszuweichen, indem man die davon angesteckte Häuser meidet, zu keine Kranke geht, und die nöthigen Verwahrungsmittel nimmt. (§. 187.)

Wenn neben uns in einem Walde ein Baum gehauen wird, so können wir uns zwar für dessen Fall sichern, wenn wir uns weit genug davon entfernen; wir werden aber noch sicherer seyn, wenn wir nahe bey dem Stamm bleiben, und, so wie er fällt, nur um ein weniges nach der Seite ausweichen.

Wenn wir uns neben einem schlagenden und hauenden Pferde befinden, so ist genug, wenn wir uns vor oder neben dasselbe stellen, damit es uns nicht treffen könne; wir haben nicht nöthig, gleich davon zu laufen, und in der Entfernung Sicherheit zu suchen.

Wenn uns ein böser, an der Kette liegender Hund anfallen will, so müssen wir ihm so weit ausweichen,

daß er uns nicht erreichen kann; wir brauchen uns aber nicht weiter zu entfernen, als seine Kette reicht.

Wenn ein Reuter mit dem Pferde einen gefährlichen Fall zu thun befürchtet, so läßt er bey Zeiten die Steigbügel fallen, und wirft sich wol gar vom Pferde vorsetzlich herunter, um einer größern Gefahr des Schleifens zu entgehen.

§. 189.

5) Können wir einer Gefahr nicht weiter ausweichen, und sie noch weniger entfernen, so suchen wir uns dagegen zu decken, se mettre à l'abri. (§. 184.)

Ein Reuter legt den Cüras an, damit die ihn treffende Kugeln drauf abprallen, weil er nicht ausweichen darf, sondern auf den Feind loshauen muß.

Wenn wir bey einer strengen Kälte uns in die freie Luft wagen müssen, so bedecken wir den Körper mit Pelzen und Ueberröcken, damit uns der Frost nicht schade.

Wenn wir in einem harten Winter befürchten, daß zarte Pflanzen Schaden nehmen mögten, so bedecken wir sie.

Wir führen Wälle, Graben und Mauren auf, um uns bey einem feindlichen Ueberfall dadurch schüzzen zu können.

Wir decken uns durch Hüte und Schirme gegen die uns beschwerlich fallende Sonnenstrahlen.

Wenn ein Imker bey seinen Bienen arbeiten soll, so deckt er sich gegen deren Stich durch Kappen und Handschu.

Wenn ein Reiher bey der Beitze von einem Falken verfolgt wird, so sucht er sich gegen dessen Stoß zu decken, indem er den Kopf auf den Rücken legt, und-

den Schnabel gerade in die Höhe hält, damit der Falke sich darauf spieße.

Wenn ein Tachs in seiner Grube von Hunden verfolgt wird, und so viel Zeit behält, so scharrt er geschwind eine Röhre hinter sich zu, um die Hunde abzuhalten.

Wenn ich in einem Schachspiele merke, daß mein Gegner eine Attaque nach einer Seite zubereitet, so suche ich mich durch einige vorgezogene Steine gegen seine Anfälle zu decken, und ihn zu zwingen, daß er die Steine, welche mich zugleich anfallen sollen, vertheilen muß.

§. 190.

6) Können wir widrig-Vorfälle gar nicht abwenden, und denselben auch nicht ausweichen, so bleibt übrig, darauf zu denken, wie wir den daher entstehenden Schaden so gering als möglich machen und die Gefahr **vermindern** mögen, adoucir. (§. 184.)

Die Pocken sind eine Krankheit, der fast jeder Mensch unterworfen ist, und woran viele sterben, wenigstens die mehrsten zu sterben befürchten müssen; Man hat also angefangen, die Pocken einzuoculieren, weil die Erfahrung lehrt, daß sodann selten einer daran stirbt, und daß die Menschen das Uebel ungleich leichter ausstehen, und weniger üblen Folgen unterworfen sind.

Wenn unsere Felder und Wiesen einmal überschwemmt sind, so dürfen wir es nicht dabey bewenden lassen, sondern wir müssen suchen, das Wasser sobald immer möglich ist, abzuzapfen, weil sodann der dadurch veranlaßte Schade weniger empfindlich seyn wird.

Wenn eine gefährliche an einem Arm oder Bein erhaltene Wunde befürchten läßt, daß der Kaltebrand zuschlagen und den Todt verenlassen möge, so nimmt der Feldscheer lieber den beschädigten Theil ab, um das Leben des Menschen zu retten.

Eben da ich dieses schreibe, haben wir einen merkwürdigen hieher gehörenden Vorfall; Wir haben schlechte Ernten gehabt, es fehlt das nöthige Brodtkorn, und man befürchtet daher eine Hungersnoth. Alle Patrioten, oder die dafür angesehen seyn wollen, bemühen sich daher, Vorschläge zu thun, wie man die vermeintlich befürchtete Gefahr vermindern, und der Noth vorbauen soll; Die Wichtigkeit der Materie hat mich bewogen, ihr eine eigene Abhandlung zu widmen. (§. 214.)

§. 191.

7) Erleiden wir endlich wirkliche Widerwärtigkeiten, Unfälle oder Unglück, die nicht weiter zu ändern sind; so müssen wir nicht gleich unterliegen und verzweifeln, sondern ein gesetzter Muth zeigt sich eben dadurch am besten, wenn er auch aus widerwärtigen Vorfällen Nutzen zu ziehen, und solche bestens anzuwenden weiß. (§. 184.)

Il faut savoir tirer partie de tout, sagt der Franzose.

Es gehört hieher das im I. Stück S. 22 gegebene Exempel.

Ich habe jemand gekannt, dem der rechte Arm, mit dem er schlecht geschrieben hatte, abgenommen werden mußte; Er wendete also die Zeit, bis er völlig hergestellt war, an, um mit der linken Hand schreiben zu lernen, und schrieb nachher eine recht zierliche und schöne Hand, hatte auch in dem linken

Arm eine besondere Geschicklichkeit, so daß er mit demselben allein recht gut vorschneiden, essen, auch in Karten spielen konnte.

§. 192.

Da es nun an der einen Seite oft leicht ist, einer Gefahr zu entgehen; (§. 184.) an der andern Seite aber vieles an Wählung der rechten Verwahrungsmittel liegt, so kann man nicht aufmerksam genug seyn, um, wo uns eine Gefahr bevorsteht, bey Zeiten voraus zu sehen, und die rechten Mittel dagegen frühzeitig und mit einer Zuverläßigkeit zu prüfen und zu ergreifen.

Ein jeder bemühet sich, oder soll sich wenigstens bestreben, daß er den Namen eines **weisen Mannes** d'un Sage verdient, und dieser gebührt uns nur in so weit, als wir die Ordnung im Ganzen übersehen, mithin erkennen, wie eine Begebenheit aus der andern fließt; welche Maaßregeln man ergreifen soll, um seinen Endzweck zu erreichen; und wie man sich helfen könne, wenn uns in unserm gemachten Plan etwas in den Weg gelegt wird.

Wenn ein Weiser bevorstehende Fälle mit einer Zuverläßigkeit voraus sieht, und was dabey zu thun sey, vorher erwegt, so sagt man, er sey **vorsichtig** prévoyant: **klug** un homme eclairé ou d'Esprit, nennt man ihn aber, wenn er sofort die nächsten und besten Mittel unter mehrern mit Gründen zu wählen weiß, um die Ordnung im Ganzen zu befördern und seinen Endzweck zu erlangen.

Hingegen nennt man den einen **Thoren** un Etourdi ou Fou, der in den Tag hinein lebt, ohne auf die Folgen und auf die Ordnung im Ganzen Acht zu geben, und wir sagen, er handle **unbedachtsam** sans re-

reflexion, wenn er seine Handlungen nicht vorher prüfet, ob sie auch die Ordnung im Ganzen befördern werden; oder gar **unbesonnen**, temeraire, wenn er eben das Gegentheil von demjenigen vornimmt, was ein Weiser thun würde. Ein **Tollkühner** un hazardeux rennt mit Vorsatz in sein Verderben.

So kann man einen Schachspieler **weise** nennen, wenn er den Lauf aller Steine genau übersieht, alle damit zu erlangende Vortheile und die zu legende Fallen kennt; und also seinen Gegner auf die sicherste Art, und nach einen entworfenen Plan matt setzt. **Vorsichtig** spielt er insbesondere, wenn er keinen Stein zieht, ohne vorher das ganze Spiel des Gegners und die Absicht eines jeden Steins zu untersuchen, und wenn er sofort entdeckt, als der Gegner ein gewisses Vorhaben hat. Ein **kluger** Spieler weiß, wie er das Vorhaben seines Gegners vereitlen, und seinen Plan gegen alle ihm gemachte Hinderungen ausführen, auch den Mitspieler von dessen schwächsten Seite anfallen, und ihn entweder überwinden soll, oder wenn er ja einen nicht voraus gesehenen Verlust leidet, wie er denselben wieder herstellen, und, wenn er mit einem stärkern Gegner zu thun, sich gegen denselben so tapfer und lang als möglich wehren, und ihm den Sieg recht sauer machen könne.

Ein Ackersmann ist **weise**, wenn er einsieht, wie die Feldarbeiten auf einander folgen und am besten eingetheilt werden; auch wie er seinen Acker gehörig beackern und bestellen soll; und wie er das geerndtete am besten nutzen und versilbern könne; **vorsichtig** handelt er, wenn er auf den Lauf der Witterung und auf alle in den Ackerbau Einfluß habende Vorfälle Achtung giebt. Ein **kluger** Ackersmann thut nichts

ohne Ueberlegung, und richtet alle Arbeiten so ein, daß er von einem gewissen, seiner Absicht gemäßen, Erfolg sicher seyn, oder wenn ihm ja ein Unfall begegnet, sich wiederum helfen und erholen kann.

Ein kluger Schiffer verzagt nicht gleich, wenn ein Sturm kommt, sondern sucht alle Mittel hervor, um sein Schiff von dem Untergange zu erretten.

Ein kluger General wird seine Völker mit einer Vorsichtigkeit so stellen, daß er auf alle Bewegungen des Feindes Acht geben, und wenn derselbe einen Vorsatz hat, bald und ehe er ausgeführt wird, ihm zuvorkommen und seine Leute in Sicherheit bringen, auch, wenn er ja einen kleinen Verlust leiden sollte, solchen sofort herstellen kann, ohne gleich die ganze Armee verlohren zu geben.

Ein Tollkühner wird vielleicht mit einer Verwegenheit auf den Feind eingehen, aber ohne zu überlegen, ob er dadurch etwas ausrichten werde, und ob er nicht mit seinen Gefährten platterdings verlohren sey.

Ein unbedachtsamer Ackersmann glaubt genug zu thun, wenn er zu gewissen Zeiten mit dem Pfluge zu Felde zieht, damit die Erde umkratzt, und Samen hinein streuet, ohne sich zu bekümmern, ob und wie die aufgewachsene Saat gerathen werde, und ob er bey mehrerer angewandten Vorsicht, von seiner Ernte größern Nutzen zu erhalten hoffen können.

§. 193.

Um also als ein weiser Mann mit einer Vorsichtigkeit und Klugheit in allen Vorfällen sicher handeln zu können, wird erfordert, Erfahrung, Uebung und Ueberlegung.

Die Erfahrung muß uns lehren, wie gewisse Bewegungen auf einander folgen und einander ablösen? welche

welche Vorfälle wirklich gefährlich sind, oder nur gefährlich anscheinen? welche Mittel zu Beforderung unserer Absichten gereichen, oder uns hindern?

Ein Ackersmann lernt zwar bald, daß der Same, den er ausstreut, keimet und neue Pflanzen hervor bringt; Wie er aber seinen Acker eben so zubereiten soll, daß er ihm zuverläßig eine reiche Ernte gewähre, davon versichern ihn erst mehrere gemachte Versuche.

Wir empfinden bald, daß wir zu unser Erhaltung Speisen zu uns nehmen müssen; ob aber eine uns vorgesetzte Speise nahrhaft und heilsam sey; oder aber, ob sie für unsern Magen zu schwer oder unverdaulich, oder wol gar ein Gift sey? davon unterrichtet nur allein die Erfahrung.

Wer nun den Namen eines weisen Mannes verdienen will, kann nicht aufmerksam genug seyn, auf alle und jede Vorfälle, die um ihn geschehen, um sich zu bemerken, was für Folgen sie nach sich ziehen, und was er seiner Seits beytragen könne, um die guten Folgen zu befördern, die widrigen aber zu entfernen und zu vereiteln. Hat er davon aus der Erfahrung eine Erkenntniß, so muß er sich auch in denen Handlungen, die er beyzutragen hat, durch eine öftere Wiederholung üben.

Wenn ein Fechter oder Soldat sich nicht vorher übt, wie er den Hieb oder Stoß seines Gegners auspariren kann, so wird er getroffen seyn, ehe er sich zu einer Gegenwehr anschickt.

Wenn wir auf einem schmalen Stege gehen, und den Grund unter uns etwas entfernt sehen, so fangen wir schon an, uns zu fürchten; Ein Zimmermann lernt aus der Uebung, oben in der höchsten

Spitze eines Hauses oder Thurms auf schmalen, nicht einmal glatt behauenen, Balken herumgehen, und hüpft ohne alles Bedenken von einem Balken auf den andern.

Ein Linientänzer erlangt durch lange Uebung eine Fertigkeit, auf einem dünnen Drath eben so leicht und sicher herauf und herunter zu gehen, als wenn er auf einem ebenen Boden im Zimmer gienge.

Die Erfahrung lehrt, daß wir schwimmen können: Wie wir uns stellen und verhalten müssen, um uns auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, ohne unterzusinken, und dahin zu gelangen, wohin wir gedenken, dazu wird eine Uebung erfordert.

Einem Kinde muß durch die Uebung gewiesen werden, wie es sicher gehen soll, und wie es, wenn es ins straucheln geräth, sich aufrecht erhalten, oder aber die Hände so vorhalten könne, daß es im Fallen keinen Schaden nimmt; Oder auch, wenn es wirklich zur Erden liegt, wie es die Hände und Füsse stellen muß, um sich wiederum aufzurichten.

Wer blos die Erfahrung von einer Hirschjagd, und von andern kleinen Wildpret hat, und nur zahme Schweine kennt, wird nicht glauben, daß ein wildes Schwein auf der Jagd so gefährlich sey. Ein Jäger aber, der mehrmalen erlebt hat, daß ein angeschossenes wildes Schwein auf Menschen losgeht, übet sich, wie er geschwind auf einen Baum klettern und der Gefahr entgehen könne.

Wer wenig mit Schießpulver umgegangen ist, erkennt nicht, wie leicht man damit ein Unglück haben könne; Ein Feuerwerker aber, der die Erfahrung damit gemacht hat, übt sich in den Handgriffen, welche ihn sichern und die Gefahr entfernen.

§. 194.

Wenn wir nun Erfahrung haben, und auch genugsam geübt zu seyn glauben, so beruhet es gleichwol in jedem Vorfall auf eine Ueberlegung, was wir zu thun haben. (§. 193.)

Eine solche Ueberlegung muß sich auf gewisse aus der Erfahrung genommene Regeln und Grundsätze gründen.

In welchen Fällen müssen wir einen schleunigen Entschluß faßen, um uns zu helfen, in andern Vorfällen ist rathsamer, zu zaudern. Le plus courageux des hommes est celui qui persiste à faire son devoir, même aux perils, aux depens de sa gloire; ce sage & ferme Fabius, qui laisse parler avec mépris de sa lenteur, & ne change point de conduite, & non ce foible & vain Pompée, qui aime mieux hazarder le sort de Rome & de l'univers, que d'essuyer une raillerie &c. *Belisaire* p. 60.

In den dringendsten Gefahren bleibt uns selten so viel Zeit übrig, daß wir lange Ueberlegungen anstellen können, und ein gesetzter Mann kann sich alsdenn in seiner völligen Größe zeigen, wenn er in bedenklichen Umständen, und bey einer nahen sichtlichen Gefahr, die Gegenwart des Geistes, cette pointe d'esprit behält, daß er stehenden Fußes und ohne sich lange zu bedenken, die besten, ihn sichernden, Mittel erforsche, wähle und ergreife. (§. 202.)

Nach einem französischen Sprichwort heißt es: L'Homme vigilant profite de ce, qui se perd pour celui qui dort. Es veranlaßt jedesmal ein unangenehmes Andenken, wenn wir uns erinnern, daß vortheilhafte Vorfälle sich uns dargeboten haben, wir

haben

haben aber davon nicht so, als wir gekonut, Gebrauch gemacht.

Ich werde suchen, einige allgemeine Regeln zu geben, wornach man handeln muß.

§. 195.

I. Regel. „ Gebet auf alle euch betreffende „ Vorfälle Achtung.„

Ein Thor lebt in den Tag hinein, und giebt auf nichts Achtung. (§. 192.) Er ißt sich alle Tage satt, ohne sich zu erkundigen, woher die Speisen kommen, noch sich darum zu bekümmern, wie er sich etwa, wenn ihm die nöthige Nahrung fehlen sollte, helfen, und sich selber etwas kochen könne. Er sieht vielleicht einen ganzen Ort abbrennen, ohne sich zu erkundigen, was für Mittel angewandt werden, um das Feuer zu löschen, oder dessen Ausbreitung zu hemmen. Es können mehrere vor seinen Augen versaufen, ohne daß er nachforscht, wie man sich in Wassersgefahr helfen, oder halb Ertrunkene wiederum lebendig machen könne. Er wird krank, und stirbt eher, als daß er nachdenken sollte, wie er die Gesundheit herstellen können.

Das Auge eines Weisen sieht aber nachforschend auf alles, was um ihn vorgeht, und macht daraus auf ähnliche Fälle allgemeine Schlüsse.

§. 196.

II. Regel. „ Erweget nicht allein die gegenwärtigen Vorfälle, sondern erforscht insbesondere die Folgen, und ob solche gut oder böse „ sind.“

Ein Thor wird alles, was ihm vorgesetzt wird, essen, vornemlich, wenn es ihm gut schmeckt. Viele

pflegen zur Regel zu nehmen; Ich esse was ich mag, und leide was ich kann.

Ein Weiser wird, wenn er von einem zweifelhaften Gerichte ißt, Achtung geben, ob ihm solches gut oder übel bekommt; findet er das letztere mehrmalen, so wird er sich hüten, daß er sich durch fernern Gebrauch der Speise nicht der Gefahr aussetze, krank zu werden. (§. 195.)

Wenn ein Weiser bey einer Feuersbrunst gewisse gute Anstalten beobachtet, so wird er sich solche bemerken, um bey einem ähnlichen Unglück guten Rath und Hülfe ertheilen zu können.

Wer sich bey einer gewöhnlichen Krankheit durch ein gewisses Mittel einmal erleichtert findet, und überzeugt ist, daß die Genesung von dem Mittel gewirkt sey, wird sich dieses anmerken, wenn er anderweitig in die Umstände kommen sollte.

Wird ihm hingegen ein Mittel verordnet, von dem er gar keine Wirkung verspürt, so wird er auch andere davon abrathen.

§. 197.

III. Regel. „ Man suche den Grund und „ die wahre Ursache zu erforschen, warum die „ Folgen so und nicht anders sind.“

Wenn zwo Begebenheiten gleich auf einander folgen, so pflegen wir gar zu gern die erste als die Ursache der letztern anzusehen, und eine Verbindung zwischen beyden zu glauben, wenn gleich kein Zusammenhang da ist; Erwägen wir aber einmal ordentlich den Zusammenhang aller Dinge, und wie nach beständigen Regeln eine Begebenheit aus der andern folgt, so werden wir uns nicht so leicht irre machen lassen.

Wenn ein Mensch krank wird, und er hat kurz vorher eine weniger gesunde Speise genoßen, so soll die Speise die Ursache der Krankheit seyn; Oder er ist kurz vorher in der freien Luft gewesen, so ist das Uebel durch eine Verkältung veranlaßt; Gleich wird die Speise als ungesund verdammt, und die kühle Luft als höchst gefährlich vermieden, ohne zu erwägen, ob nicht jene Krankheit schon longe vorher in dem Körper zubereitet worden, und eben jetzo nur sehr von ungefähr zum Ausbruch komme.

Wenn ein Kranker die von einem geschickten Arzt vorgeschriebene Mittel gebraucht, und endlich ungeduldig wird, daß dieselben etwa nach Beschaffenheit der Krankheit keine schleunige Hülfe leisten können, also seine Zuflucht zu einem Marktschreier oder zu einem andern ihm vorgeschlagenen Hausmittel nimmt, und darauf geneset; So wird er das letztere gemeiniglich als die Ursache seiner Genesung ansehen, und dessen Gebrauch auch andern anempfehlen, ohne zu erwägen, ob bey andern mit dem Gebrauch des Mittels nicht schon eine Gefahr verknüpft seyn könne, und ob nicht bey ihm die Genesung nach dem Genuß des Mittels blos zufälliger Weise erfolgt sey, da eben der Zeitpunct gewesen, wo sich die Krankheit ohnehin gebrochen haben würde, oder wo die vorher genommene Mittel erst wirken können, oder wo blos seine gute Natur von sich selbst die Krankheit überwältiget hat?

Wenn wir in einer unbewohnt geglaubten Kammer ein Gepolter hören, so ist unnöthig, wenn wir deswegen befürchten, von Gespenstern beunruhigt zu werden. Wenn wir eine genaue Untersuchung an-

stellen, so wird sich finden, daß das Gepolter seine natürliche Ursache gehabt habe.

Ich kann noch ein Exempel anführen, welches bey uns verschiedene Schriften und Dispüte veranlaßt hat: Nach der Ernte von 1770 befielen in einer gewissen Gegend viele Einwohner von der sogenannten Kribbelkrankheit; Man vermuthete, daß das Uebel von dem geernteten frischen Rocken herrühre; Man untersuchte solchen, und fand darin viele schwarze Mutterkörner *), oder wie sie andere nennen, Vaterkörner, Todtenköpfe, Rankkorn, Kornmutter, Rockenmutter; Gleich glaubte man in diesen Mutterkörnern die Ursache der Krankheit entdeckt zu haben, und die Einwohner wurden in mehrern Ländern durch öffentliche Ausschreiben für dessen Genuß gewarnet, ohne zu untersuchen, ob der Grund der Krankheit nicht vielmehr in den übrigen unvollkommen gebliebenen Rockenkörnern, oder in einer andern zufälligen Ursache liege; Zumalen da sich die Mutterkörner alle Jahr unter dem Rocken, auch mehrmalen in ziemlicher Menge finden, also alle Jahr kribbelsüchtige seyn müßten. Weitere angestellte Versuche haben auch bestätigt, daß die Mutterkörner als eine Art, über der Erde und an einer Pflanze gewachsener, Trüffeln ohne alles Bedenken und ohne Gefahr gegessen werden können. S. §. 290.

Es ist ein Grad des Aberglaubens, wenn wir falsche Ursachen von gewissen Wirkungen annehmen, und uns dabey beruhigen; ich habe dagegen schon mehrmalen gewarnet, z. E. oben im ersten St. S. 47. und im I. Theil S. 155.

§. 198.

*) S. Hausv. I. Theil S. 330.

§. 198.

IV. Regel. „ Man muß vorher bey sich Ue„ berlegungen anstellen über mögliche Fälle, und „ Plane machen, wie man sich verhalten soll, „ wenn wir in diese bedenkliche Umstände kom„ men, oder Gefahren befürchten mögten.“

Wenn uns ein Unfall oder eine Gefahr ganz unerwartet zustößt und überrascht, so werden wir uns nicht so leicht finden und einen Entschluß fassen können, (§. 194.) als wenn wir uns diesen oder ähnliche Fälle vorher als möglich vorgestellt, und vorbereitet haben, wie wir uns bey einer solchen Gelegenheit helfen könnten. Wenn wir dieses unterlassen haben, so gerathen wir gar leicht bey einer Gefahr in Bestürzung, und nehmen solche Mittel zur Hand, welche die Gefahr keines Weges entfernen, sondern vergrößern.

Daher gerathen im Wohlstande lebende Personen, welche nie widrige Zufälle erlebt haben, leicht in Bestürzung, und verzagen, wenn ihnen nur das mindeste Unglück begegnet; weil sie sich nicht einmal die Möglichkeit davon vorgestellt, also gar nicht darauf gefaßt haben.

Wer in einer großen Stadt wohnt, und eher Feuersgefahr ausgesetzt ist, thut wohl, vorher zu überlegen, was er bey einer plötzlich überhand nehmenden Feuersbrunst am ehesten retten und in Sicherheit bringen müsse; auch die Papiere und Kleinodien, woran ihm am mehrsten gelegen ist, so zu legen, daß er solche geschwind zusammen raffen und fortschaffen kann, damit es ihm in einer wirklichen Gefahr nicht gehe, wie dem Burgermeister in einer vor einigen Jahren abgebrannten kleinen Stadt, welcher, nachdem er lange hin und wieder gelaufen war, und dem Ansche in

nach gesucht hatte, was er retten könne, endlich ein großes Bauer mit ein paar Lacheltauben aus dem Hause schleppte, und unterdessen das ganze Archiv verbrennen ließ, welches nicht allein alte, die Gerechtsame der Stadt betreffende, merkwürdige Urkunden, sondern auch andere die Geschichte und Verfassung des Landes erläuternde schöne Nachrichten enthielte.

Eine alte Frau gerieth, da die Flamme ihr Haus ergriff, in die äußerste Bestürzung, suchte lange, was sie wol retten könne, und ergriff endlich ein schweres Unterbett, mit dem sie sich kaum durch die Thüren drengen konnte. Eine andere rettete mit vieler Mühe einen Canarienvogel.

Ein Geitziger blieb bey einer andern Gelegenheit so weit bey sich selber, daß er seinen Mammon retten wollte; Er ergriff aber ein paar Beutel mit alter stehen gebliebener schlechter Silbermünze, vermuthlich weil sie ihn in der Bestürzung als die größten noch am mehrsten in die Augen fielen, schleppte solche von einem Ort zum andern mit großer Mühe und unter vielem Stöhnen, und ließ unterdessen mehrere kleine Beutel mit vielen Tausenden an Golde, die er leichter in der Tasche fortbringen können, von der Flamme verzehren, oder von andern wegrauben.

Wer ein großes Vermögen besitzt, wird sich nicht so sehr betrüben, wenn er auch den größten Theil davon verliert, wenn er vorher überlegt hat, wie er sich allenfalls auf ein ganz geringes einschränken könne.

Wer öfter erwegt, daß wir Menschen alle sterblich sind, und daß wir oft diejenigen, die uns am liebsten sind, am ehesten verlieren, aber gegen eine höhere Vorsicht nicht murren dürfen, (III. Th. S. 7)

der

der wird sich eher in den Verlust eines geliebten Freundes fassen.

Ein Spieler, der sein Spiel unüberwindlich hält, wird leicht in Bestürzung gerathen, wenn er solches durch einen Zufall dem ungeachtet verliert, und er wird gar außer sich kommen, wenn er den Verlust durch einen Fehler muthwillig veranlaßt hat. Hat er hingegen die Möglichkeit vorher überlegt, und wie er sich helfen könne, wenn es ihm allenfalls verkehrt gienge, so wird er eher ein Spiel herstellen und gewinnen, das alle Mitspieler verlohren glaubten.

Indem ich aber rathe, daß man sich zukünftige Fälle als möglich vorstellen soll, so muß zugleich auch warnen, daß man die möglichen nicht gleich als gewiß bevorstehend voraus setze.

Einige Menschen nähren sich gern mit der Vorstellung, daß ihnen etwas schlimmes bevorstehe, und daß sie einen weit entfernten Unfall als unvermeidlich glauben. Diese nennen wir **feig** oder **verzagt** des Poltrons. Statt, daß sie auf Mittel denken sollten, wie sie etwa einem Unfall vorkommen mögten, hangen sie stets traurigen Vorstellungen nach, martern sich damit ab, und der geringste unerwartete Vorfall setzt sie in Bestürzung, woraus sie sich nicht ziehen können.

Ein verzagter Spieler quält sich in jedem Spiel mit der ängstlichen Vorstellung vom Anfange an bis zu Ende, daß er solches verlieren werde, und versäumt die rechten Augenblicke, da er sich helfen könnte; Ihm ist bey jeder Karte, die er zieht, bange, daß er etwas versehen werde, darüber unterläßt er, zu überlegen, wie er sich etwa gegen den Verlust sichern kann.

Ehegatten unter einander, oder Eltern, welche Kinder haben, die sie außerordentlich lieben, quälen sich oft mit der Vorstellung, daß wenn sie einmal in dem Gesichte des geliebten nicht die nemliche muntere Farbe oder heitere Gesichtszüge zu bemerken glauben, dieses gleich eine tödtliche Krankheit anzeige.

Eine zaghafte Mutter wagt nicht, ihr Kind allein gehen zu lassen, aus Furcht, daß es fallen und sich Schaden thun werde; Sie bedenkt nicht, daß ein kleines Kind, indem es geführt wird, länger ungeschickt zum Laufen bleibt, und wenn es einmal einen Schritt allein thut, eher in der Folge einer Gefahr ausgesetzt ist, als wenn es vom ersten Anfange an lernt, sich die nöthige Hülfe allein zu geben. (§. 193.)

Eine, einen schwachen Magen habende, Mutter ist in beständigen Sorgen, daß ihr Kind den Magen überladen werde; Sie läßt also dasselbe entweder hungern, und verhindert, daß der Körper die Theile nicht in gehöriger Stärke bilden könne; oder sie entzieht doch dem Kinde Fleisch und gewisse andere Speisen, und reicht aus übertriebener Vorsicht nur Mehl- und süße Speisen, die seinem zarten Körper noch zu stark sind, und den Magen eben verschleimen: Oder aber, indem sie dem lieben Kinde nichts versagen darf, so überladet sie dessen Magen mit gar zu vielen und mancherley Speisen.

Ein Geitziger bringt manche Nacht schlaflos zu, indem er sorget, ob auch jedes Capital sicher genug belegt sey, oder daß Diebe ihm einen Theil seiner Schätze rauben mögten. Unterdessen fährt er fort, sein Geld unsicher auszuleihen, wenn er nur Hoffnung zu einem beträchtlichen Gewinnst sieht, oder wenn ihm nur ein hohes pro Cent versprochen wird.

Statt

Statt daß er seinen Vorrath in einen eisernen Kasten schliessen sollte, wo ihn so leicht Niemand rauben kann, sticht er die Beutel lieber hie und da verborgen im Hause herum, wo sie leicht jemand finden kann, damit er nur Gelegenheit hat, sich beständig mit Sorgen zu quälen.

Ein Furchtsamer im Fahren ängstigt sich ohn Unterlaß im Wagen, daß solcher umfallen werde, wenn er auch auf ebener Erde fährt; oder daß die Pferde durchgehen werden, wenn er auch von alten, matten, steifen Pferden gezogen wird.

Einem bangen Reuter ist gleich angst, wenn das Pferd nur die mindeste Bewegung macht, daß er herunter failen werde; Er versäumt daher, das Pferd zu rechter Zeit anzuhalten, oder reißt es zu sehr ins Maul, oder hebt sich selber aus dem Gleichgewicht.

§. 199.

V. Regel. „ Prüfet vorher alle gegen eine „ Gefahr anzuwendende Mittel, und erweget, „ welche die nächsten und sichersten sind.“

Wenn wir eine Gefahr befürchten, und insonderheit, wenn uns solche übereilet, so pflegen wir nicht selten solche Rettungsmittel anzuwenden, welche uns eben einer grössern Gefahr aussetzen.

Es geht uns wie den Gänsen, welche, wenn der Fuchs sie verfolgt, fortlaufen, und wenn sie einen auf sie losstossenden Geyer sehen, sich erheben und fliegen, da sie sich für den Fuchs retten würden, wenn sie flögen, der Geyer aber ihnen nichts thun könnte, wenn sie auf der Erden blieben.

Die Tauben könnten geruhig sitzen bleiben, wenn sie einen Habicht von ferne erblicken, weil er alsdenn

keine von ihnen erhaschen würde: so aber fangen sie gleich an zu fliegen, wenn ihnen nur die Stimme einer Krähe die Ankunft eines Habichts von ferne ankündigt, ehe sie ihn selbst erblicken: Sie würden noch keine Gefahr laufen, wenn sie sich nur dichte in einen Haufen zusammen hielten, so aber muß bald eine oder die andere, damit der Habicht desto leichter eine Beute erhaschen kann, sich einfallen lassen, von dem großen Haufen sich zu entfernen; entweder weil sie klüger seyn will, als die übrigen, oder weil sie der Schrecken übernimmt.

Eben so übernimmt uns Menschen auch leicht der Schrecken in einer Gefahr, so daß wir uns nicht weiter besinnen können.

Wenn ein Gewitter aufsteigt, pflegt man gleich bedacht zu seyn, allen Zug der Luft zu vermeiden; Thüren und Fenster werden fest verschlossen, und man begiebt sich von einem dem Zuge ausgesetzten Ort weg; da doch der Blitz von oben herniedersfällt, und sich nicht nach dem Zuge richtet, auch eher ein verschlossenes Zimmer als einen offenen freien Ort im Hause berührt; wir laufen auch mehr Gefahr, blos vom Dampf zu ersticken, wenn der Blitz durch ein verschlossenes Zimmer fahren sollte, ohne uns unmittelbar zu treffen.

Wenn ein feiger Mensch befürchtet, in einem Wagen umgeworfen zu werden, so pflegt er sich zu heben und mit beyden Händen anzuhalten, auch die Füße von sich zu strecken, als wenn er dadurch dem Wagen das Gleichgewicht geben, und den Fall verhüten könnte; Auf solche Weise lauft er, wenn der Wagen fällt, eben Gefahr, unglücklich zu seyn, und Arm und Bein auszusetzen, oder zu zerbrechen; Hingegen wür-

de er nichts wagen, wenn er sich mit unter einander geschlagenen Armen fest in eine Ecke druckte, und gelassen den Fall erwartete, indem er sodann mit dem Wagen umgelegt wird, ohne dessen Stoß zu empfinden.

Wenn die Pferde flüchtig werden, so pflegt das erste zu seyn, daß man aus dem Wagen springt, und unter hundert ausspringenden wird kaum einer davon kommen, ohne wenigstens einen Arm oder Bein auszusetzen und zu zerbrechen, oder gar geschleifet und tödtlich verwundet zu werden; Bleibt man hingegen geruhig sitzen, so bleiben die Pferde gemeiniglich bald stehen, und unter hunderten wird kaum einer Schaden nehmen, falls der Wagen endlich auch zerbrechen oder umschlagen sollte; wenn wir uns nur ohne Furcht und ohne uns anzuhalten geruhig in eine Ecke drucken.

Wenn ein Pferd muthig wird, und anfängt zu springen, so pflegt ein zaghafter Reuter, statt daß er ihm den Zügel auf den Hals werfen, und lieber ein paar Sporren geben sollte, ihm mit dem Zaum ins Maul zu reißen und zu veranlassen, daß es sich noch mehr bäumet, und wol gar überschlägt, oder doch von denen ihm verursachten Schmerzen erst recht wild wird.

Wenn man einen steilen Berg geschwind herunter lauft, so pflegt man sich rückwärts überzubiegen, um das Gleichgewicht zu erhalten, und geräth dadurch eben ins Stolpern, da man sicher und langsam herunter gehen könnte, wenn man sich vorne überlegte.

Wer so tief ins Wasser kommt, daß er sich durch Schwimmen retten, und dazu die nöthige Hülfe nur geben sollte, sucht immer noch mit den Füßen festen Grund, und geht darüber unter.

Wenn jemand halb todt aus dem Wasser gezogen wird, so pflegt der gemeine Mann ihn auf den Kopf zu stellen, in dem Wahn, daß das Wasser aus dem Halse herauslaufen sollte, und man bedenkt nicht, daß er eben dadurch vollens ersticken muß, wenn er auch noch nicht einmal ganz todt wäre.

Wenn ein Schornstein in den Brand geräth, so pflegt man solchen durch hineingegossenes Wasser löschen zu wollen, da eben dadurch die Gefahr größer werden kann; Denn wenn der Schornstein nicht gut verwahrt, und die Glut darin stark ist, so springt er fast allemal von dem eingegossenen Wasser, und alsdenn schlägt die Flamme leicht durch die entstandenen Ritzen und ergreift Feuer fangende Materien; Statt daß man das Feuer leicht brennen lassen, und bald stöhren kann, wenn unten auf dem Heerd ein gutes Feuer gemacht, und mit einigen Hände voll gestossenen Schwefel bestreuet wird; vornemlich, wenn man darauf den Schornstein von oben zustopft, von unten aber allen Zugang von frischer Luft sperrt, dadurch, daß alle Thüren und Fenster verschlossen gehalten werden.

Wenn ein Haus in Brand geräth, so pflegt man das angebrandte Holz aus einander zu reißen, da doch das Feuer weniger gefährlich ist, wenn man ein Haus still in einander fallen läßt, und nur dazu beförderlich ist. Ein Caminfeuer brennt heller, jemehr man daran rührt.

§. 200.

VI. Regel. „ Bemerkt euch jeden Fall, da
„ ihr eine Gefahr ohne Grund befürchtet habt,
„ oder da zu Abwendung einer Gefahr unrechte
„ Mittel angewandt worden.“

Wenn

Wenn wir erkennen, daß wir uns ohne Ursache gefürchtet haben, so pflegen wir uns vor uns selber zu schämen, und dadurch werden wir mit der Zeit beherzter; so wie uns ein einmal gehabtes unerwartetes Unglück zu Zeiten in der Folge furchtsam macht, wo wir vorher beherzt waren.

Ich habe gesehen, daß jemand, der sich sonst nie im Fahren gefürchtet hatte, nachdem er einmal, wiewol ohne Schaden zu nehmen, umgeworfen war, dennoch davon so feig ward, daß er, sobald der Wagen nur etwas schief gieng, anfieng zu schreien, und ausstieg, um der Gefahr zu entgehen, wo keine war.

Ein anderer war bisher bey den stärksten Gewittern gleichgültig gewesen, nachdem aber der Blitz in einem Sommer nicht weit von ihm einen Menschen tödtete, und ein anders mal an dem nemlichen Ort ein Haus in Brand steckte, so fieng er an, im folgenden Jahr bey Anfang des Frühlings sich schon für die Gewitter, welche kommen könnten, zu ängstigen, und so wie er jeden Morgen im Sommer aufstand, war seine erste Frage, ob man auch wol den Tag über ein Gewitter haben würde.

Nachdem beyde ein paar Jahr lang sich umsonst gefürchtet hatten, so giengen sie endlich wieder in sich, schämten sich, und ziereten sich nicht weiter.

Wer nicht gewohnt ist, über schmale Stege zu gehen, wird sich vielleicht zum erstenmal fürchten; wenn er aber sieht, daß mehrere ohne Bedenken daher gehen, und ihn auslachen, so wird er nach gerade Muth fassen, und nach wiederholten Versuchen endlich gar nicht begreifen können, wie ein anderer sich davor fürchten möge.

Ein Reuter, der auf einen Sattel noch so gut und fest sitzen kann, aber nie auf einem losen Pferde gesessen hat, wird, wenn er zum erstenmal ohne Sattel und Steigbügel reiten soll, entweder herunter fallen, oder sich außerordentliche Mühe geben, um sich fest zu halten. Ein kleiner, von Kindheit an daran gewohnter, Bauren-Junge jägt auf losen Pferden, so, daß er Arme und Beine bewegt, ohne sich im mindesten anzuklammern, und läßt sich gar nicht einfallen, daß er herunterfallen könne.

Wenn man zum erstenmal auf einem großen Schiffe die Botsknechte in den Masten und Thauen herum klettern sieht, so daß der Leib ganz überliegt, und sie sich oft nur mit einem Bein anhangen, so kann uns die Vorstellung, daß sie alle Augenblick herunterfallen würden, schon übel und schwindlich machen.

Wer nicht gewohnt ist, auf dem Eise zu gehen, trippelt, fürchtet sich, will dadurch das Gleichgewicht halten, daß er sich gerade, und die Knie steif hält, auch still steht, und liegt am ehesten über den Haufen; Geht er aber zum zweytenmal mit krummen beweglichen Knien auf das Eis, und nimmt sich in Acht, daß er nicht still steht, und dreist fortgeht, so wird er bald merken, wie er sich ohne Ursache gefürchtet habe.

Vornehmere, die gewohnt sind, täglich auf gewächsten Boden zu gehen, finden es gar bequem und keine Gefahr dabey: Man heiße aber einen Bauren mit glatten neuen Schuhen darauf gehen, oder laufen, so wird er nicht fortkommen können, und bald fallen.

Das mehrste beruhet darauf, wie man einen Feigen überzeuge, daß er ohne Grund eine Gefahr befürchte?

fürchte? Lacht man ihn aus, oder will man ihn durch Gründe überzeugen, so ist solches selten von Wirkung, insonderheit, so lange die vermeinte Gefahr noch anhält. Mancher fürchtet sich vielleicht noch mehr, wenn er sich in Gesellschaft eines Wagehalses sieht. Es ist mir selber begegnet, daß ich in einer Gesellschaft von furchtsamen Damen fuhr, und dieselben auslachte, weil nicht den mindesten Anschein zum Umfallen entdecken konnte; Es wurde mir aber eine starke Strafpredigt gehalten, daß man eben am ehesten gestraft werden könnte, wenn man eine Gefahr verachtete, und darüber gar Gespött triebe.

Auf eine ähnliche Art erinnere ich mich, daß einigen Frauenzimmern bey einem Gewitter gar Angst wurde, weil sie in der Gesellschaft einen ruchlosen Spötter entdeckten, und sich jetzt noch mehr fürchteten, daß alle Augenblick ein Blitz kommen und ihn verzehren würde; blos weil er sie aus physicalischen Gründen überzeugen wollte, daß sie sich nicht fürchten mögten, weil der Blitz seine natürliche Ursachen habe, und alle gebrauchte Vorsichten sie doch nicht sicherten, sondern in dem dicht verschlossenen und verfinsterten Zimmer nur einer größern Gefahr aussetzten.

Wenn man gar feige Personen neben sich hat, so ist oft nöthig, daß man sie in der Einbildung unterhalte, und sich noch ängstlicher stelle; so werden sie sich faßen, und beherzt werden. Da man sie denn zu einer andern Zeit von ihrer übel angewandten Furcht vielleicht überführen kann.

Sonsten ist aber in wahren Gefahren eine nöthige Vorsicht, daß man seine gerechte Furcht andern geschickt zu verbergen wisse, um sie nicht feig zu machen.

c'est une espece de courage, que de savoir cacher adroitement sa crainte. *Mon Coup d'oeil* p. 318.

§. 201.

VII. Regel. „ Wir müssen uns oft einer „ geringen Gefahr aussetzen, um eine größere „ zu vermeiden.“

Mancher Mensch hat für das Aderlassen eine ängstliche Furcht; er hat vielleicht einmal gehört, daß ein ungeschickter Feldscheer die rechte zu öffnende Ader nicht gekannt, und eine Arterie geschlagen, oder die Ader abgestochen, oder eine Sehne mit getroffen, oder die Lancette in der Ader abgebrochen habe; oder aber daß ein zur Ader gelassener Mensch mit einem ungesunden Körper viele Wochen lang daran liegen, und wol gar den kalten Brand befürchten müssen. Ein solcher furchtsamer verfällt jetzo in eine schwere Krankheit, wovon ihn ein Aderlaß nur allein retten kann, so wird er lieber der Gefahr des Aderlasses sich aussetzen, als gar sterben.

Wer sich die Pocken inoculiren läßt, lauft Gefahr, daran zu sterben, er entgeht aber einer noch weit grössern Gefahr, die ihm drohet, wenn er wartet, bis er die natürlichen Pocken erhält, und welche sich ohngefähr gegen jene verhält, wie tausend gegen eins.

Im Gegentheil aber müssen wir uns hüten, daß wir uns nicht einer größern Gefahr aussetzen, indem wir eine geringere zu vermeiden gedenken: Es ist schon ein altes Sprichwort: *Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.*

Wenn die Pferde flüchtig werden, so stellt man sich das sitzen bleiben gefährlich vor, da gar keine Gefahr dabey ist, man springt also aus dem Wagen, und setzt sich muthwillich einer größern Gefahr aus. (§. 199.)

Ein für seine Gesundheit besorgter schwächlicher Mensch befürchtet, daß der den Körper noch stärkende und erhaltende Wein schädlich seyn mögte, schafft also denselben ab, und erwegt nicht, daß sein Körper bey dem Genuß des bloßen kalten Wassers, woran er nicht gewohnt ist, noch schwächlicher und hinfälliger werden müsse.

Wer eine schwache Brust hat, pflegt sich leicht zu fürchten, daß die freie Luft ihm schaden könne, und er sollte bedenken, daß eine dumpfigte eingesperrte Luft ohne Abwechselung ihm noch nachtheiliger seyn, und sein Ende befördern werde.

Ein anderer enthält sich alles Fleischessens, da der Körper von Jugend auf daran gewohnt, und auch stark genug ist, ferner Fleisch zu verdauen, auch leichter einem üblen Zufall wiederstehen würde, wenn er bey der gewöhnlichen Kost bliebe.

§. 202.

VIII. **Regel.** „ Wenn wir in eine Gefahr
„ kommen, so müssen wir nicht zu vorsichtig
„ seyn, und zu lange mit Faßung eines Ent-
„ schlußes zaudern.“

Es entgeht uns sonst die beste Zeit und Gelegenheit darüber, um uns sicher zu stellen.

Schwerlich wird ein Spieler viel gewinnen, der gar zu vorsichtig spielt; der gar kein Spiel eingeht, wenn er nicht von dem Gewinst sich sicher glaubt; der, wenn ihm eine Gefahr droht, erst alle mögliche Fälle genau ausrechnet und nachdenkt, mithin über jede Karte, die er zieht, sich viertel Stunden lang bedenkt.

Ein General, der erst gar zu genau die Stärke und Schwäche des Feindes erforschen, und versichert

seyn will, ob seine Truppen auch sämmtlich so gestellet sind, daß er des Sieges gewiß seyn könne, wird indessen von dem Feinde überrumpelt und geschlagen werden. Die Bataille bey Minden würde für uns verlohren seyn, wenn der Herzog von Broglio nicht gezaudert hätte, um die Stärke und Stellung unsrer Armee zu genau zu erforschen, und seines Unternehmens recht sicher zu seyn.

Ein Jäger, der nicht eher losdrücken will, bis jedes Stück Wild ihm nahe genug und recht zu Schuß ist, wird mehr fehlen, als ein anderer, der mit einer Dreistigkeit bald losschießt.

Ein Arzt, der die Krankheit des Patienten erst gar zu genau erforschen will, und vorher verschiedene Vorbereitungsmittel giebt, um den Sitz des Uebels zuverläßig zu erforschen, wird nicht so sicher curiren, als ein anderer, der mit einer Ueberlegung und Zuverläßigkeit zu rechter Zeit heroische Mittel anzuwenden weiß.

Es ist aber nicht einem jeden gegeben, in einem jeden ihn in Verlegenheit setzenden Vorfall alsobald einen Entschluß zu fassen, und sich schnell zu finden, insonderheit, wenn er sich in einer Verlegenheit sieht. (§. 194.)

Wir pflegen an gewissen Menschen zu bewundern, welche sofort eine passende, scherzhafte, oder beißende Antwort, Replique, geben können; da wir andere als schwache Geister ansehen, welche leicht durch eine nicht viel bedeutende, aber unerwartete Anrede verwirrt und bestürzt werden, also erst einige Zeit haben müssen, um sich zu fassen. Wir sagen in Niedersachsen; er läßt sich verblüffen, decontenancer. So wie wir einen, der seinen Weg gerade verfolgt,

ohne

ohne sich durch geringe Gegenstände irre machen zu lassen, **herzhaft**, courageux, oder nach Beschaffenheit der Umstände, **kühn**, hardi, **frech**, fier, **dreiste**, resolu, und **gesetzt**, determiné, oder gar einen **Held**, heros, nennen *).

§. 203.

IX. Regel. „ Wenn ein Unglück nicht weiter abzuwenden ist, so suchen wir uns durch „ einen Trost aufzurichten. “

Der **Trost** ist eine geschöpfte Hoffnung, daß künftige Vorfälle den Schaden, den wir jetzo leiden, ersetzen, oder weniger empfindlich machen sollen.

Eine **Beruhigung** ist ein geringerer Grad von Trost, und entsteht, wenn wir bey weiterm Nachdenken zu finden vermeinen, daß der uns betroffene Unfall uns nicht so nachtheilig seyn werde, als wir oder unsere Freunde es Anfangs geglaubet haben.

Es ließe sich ein ganzes Buch schreiben, von den besondern Trost- und Beruhigungsgründen, welche die Menschen, wenn sie einen Unfall leiden, sich ausdenken.

Der beste Trost pflegt zu seyn, wenn man sieht, daß es andern noch übler geht. Jener Weltweise sagte: Wenn alle Menschen ihr Unglück auf einen Haufen tragen, und sich ein neues heraus greifen sollten, so würde ein jeder doch lieber nach dem seinigen

*) Hieraus entsteht die **wahre Tapferkeit**, la veritable bravoure, wenn man die Gefahr völlig kennt, und wohl vorher siehet, ihr aber getrost entgegen geht, blos in der Absicht, um seine Schuldigkeit zu beobachten; ja selbst das Leben zu wagen, und den Tod nicht zu scheuen, ohne einen weitern Ruhm noch Belohnung zu gewärtigen, als die Beruhigung, daß man das gemeine Beste befördert habe.

fassen, als sich der Gefahr aussetzen, ein noch schlimmeres Unglück zu erhalten. Manche beruhigen sich mit dem Gedanken: Sie wären nicht die ersten, und würden auch nicht die letzten seyn. Ein paar Exempel von besondern Trostgründen habe ich schon im III. Theile S. 22. angeführt.

Ein Weiser hütet sich, daß er zu der Beruhigung keine seichte und falsche Gründe nehme, und sich dadurch einschläfere. Wir müssen uns vielmehr einen jeden Fall zur Warnung einprägen, um künftig mehr auf unsrer Hut zu seyn.

Einige suchen sich bey einer drohenden Gefahr, und vornemlich bey einem erlittenen Unfalle damit zu helfen, daß sie solchen sich aus dem Sinne schlagen, und damit keine verdrießliche Gedanken, des perceptions facheuses, bey ihnen aufsteigen mögen, allerley Zerstreuungen hervor suchen. Kayser **Friedrich der Dritte** soll an die Wand seines Zimmers geschrieben haben: Rerum irrecuperandarum summa felicitas obliuio; Wenn wir aber einen Vorfall blos vergessen, so gereicht er uns in der Folge nicht zur Warnung.

Noch weniger ist zu rathen, daß wir unsere Leidenschaften gar einschläfern sollen, denn diese erhalten uns in einer beständigen Bewegung; ohne solche gleicht der Mensch einem vor Anker liegenden Schiffe; mit den Leidenschaften fährt er hingegen mit vollen Segeln, und es liegt nur daran, diese vorsichtig zu richten.

§. 204.

Es wird sich nicht besser offenbaren, ob dasjenige, was ich von dem Verhalten in Gefahren gelehrt habe, in der Ausübung sich anwenden lasse, und Nutzen haben könne, als wenn ich davon eine genauere Anwendung auf solche beson-

dre

dre Vorfälle mache, wo wir uns der größten Gefahr ausgesetzt sehen; und so werde ich mein erstes Augenmerk auf den Krieg richten.

Nirgends sind wir öftern, stärkern und mehrerley Arten von Gefahren ausgesetzt als im Kriege, wo unser eigenes Leben und Gesundheit, unser Vermögen und Güter, das Leben unsrer besten Freunde, das Wohl ganzer Länder, und alle unsre Mitbürger ohne Unterlaß angefochten und beunruhiget werden.

Wir nennen einen Krieg, wenn eine Nation die andere mit Gewalt in ihrer Ruhe und in ihren glücklichen Umständen zu stöhren; ihre eigene Umstände hingegen zu verbessern trachtet.

Es kommen also zwey Theile in Betracht, der Angreifende und der sich Wehrende. Gemeiniglich hält der angreifende Theil sich schon vorher beleidigt, und daher zu Anfangung des Krieges berechtigt, will also nur als der wehrende Theil angesehen seyn. Oft aber sucht der Angefochtene sich dahin zu rechtfertigen, daß er durch einen unverschuldeten Angriff beleidigt sey, um desto eher bey andern Nachbaren Mitleiden zu erwecken, und Beystand zu erlangen.

Genug, ein jeder der streitenden Theile sucht, so lange der Streit dauert, dem andern Abbruch zu thun, und seine Umstände zu verbessern.

§. 205.

Wenn irgend etwas in der Welt ist, das die Benennung eines nothwendigen Uebels verdient, so ist es der Krieg.

Man streitet sich, ob ein wahres Uebel in der Welt sey? so daß, wenn man solches ganz entfernen und zernichten könnte, überhaupt im Ganzen mehr Ord-

nung seyn würde. Man kann aber den Krieg mit Recht ein **Uebel** nennen, weil er viele Menschen aus ihren guten Umständen setzt, und unglücklich macht; **Nothwendig** nenne ich ihn, nachdem so lange als die Welt steht, Kriege gewesen sind, **Gott** auch solche selber geheißen und begünstigt hat; Zudem, wenn der Krieg einige unglücklich macht, so werden andere dadurch empor gehoben, und es wird schwerlich erwiesen werden können, daß in der Welt mehr Ordnung seyn, und daß wir Menschen überhaupt weit glücklicher seyn würden, wenn gar kein Krieg jemalen entstanden wäre, sondern eine jede Nation fortgefahren hätte, an dem einmal eingenommenen Orte die Erde nach einer von ihnen beliebten willkührlichen Methode umzuwühlen. So wenig als es zu der Ordnung im Ganzen gehört, daß jeder einzelner Einwohner mit seinen Mitbürgern in beständiger Ruhe und Frieden leben müsse; noch weniger ist es möglich, daß ganze Völker stetsweg in ununterbrochener guten Harmonie zusammen leben sollen.

Wenn daher zwo Nationen in einen Krieg verwikkelt werden, so muß ein jeder dazu gehörender Mitbürger nicht gleich verzagen, und alles verlohren geben, sondern vielmehr sich in die Gefahr schicken lernen, und überlegen, in wie weit er die ihm drohende Gefahr vermeiden, und seine Umstände verbessern könne. (§. 209.) Denn eben dadurch wird die Absicht des Gegners vereitelt, welcher uns unterdrücken wollen.

§. 206.

Wenn wir die Folgen eines Krieges untersuchen wollen, so müssen wir unterscheiden:

1) Die beyden über jede Nation herrschende und eigentlich den Krieg anfangende Regenten.

2) Die

2) Die Heere, welche sie von beyden Seiten stellen, um gegen einander zu fechten.

3) Die dadurch in Krieg verwickelte Nationen überhaupt.

4) Der den Krieg veranlassende Vorwurf.

Die beyden den Krieg anfangenden Regenten leiden dadurch am wenigsten, und kommen bey gegenwärtiger Abhandlung am wenigsten in Betracht, weil sie gemeiniglich dem Kriege von Ferne zusehen, und die Folgen in guter Ruhe erwarten: wenn sie gleich sonsten als die Hauptpersonen anzusehen sind, welche den Krieg anfangen, auch wiederum, wenn es ihnen gefällt, Frieden schließen.

Die beyden fechtenden Heere laufen zwar die mehrste Gefahr, indem sie gegen einander kämpfen, und sich einer den andern todt schlagen müssen: Nachdem sie sich aber einmal dazu widmen, so bedauren wir sie nicht weiter, sondern glauben vielmehr, daß sie dazu erschaffen und bestimmt sind, um Ungemach zu leiden, und es kommt auf eine Geschicklichkeit an, wer den andern am besten überwältigen kann.

Ich richte also mein Augenmerk hier auf die übrigen Mitglieder zwoer streitender Nationen, welche selber nicht mitfechten, sondern zu Hause den Ausgang des Krieges zwar gerne geruhig abwarten wollen, aber durch die eigentlich streitenden Heere zu Zeiten mit beunruhiget und in Gefahr gesetzt, also wider ihren Willen Antheil an dem Kriege in so weit zu nehmen gezwungen werden, daß sie auf ihre eigne Rettung und Sicherheit bedacht seyn müssen. Denn selten sind sonst unter den gesitteten Völkern ganze Nationen, so als die wilden in America gegen einander erbittert, welche mit Frauen und Kindern an dem Kriege

Antheil nehmen, und ihre Nachbaren mit Stumpf und Stiel auszurotten trachten. Oft sind die kriegende Nationen unter sich die besten Freunde, blos ihre Regenten führen den Krieg, um ihre Macht zu erweitern, oder sich wegen einer Privat-Beleidigung Genugthuung zu verschaffen. Nicht allemal betrifft die Veranlassung zum Kriege das wesentliche Beste eines ganzen Landes; jede Nation aber kann sich eher helfen und Schaden abwenden, wenn sie die wahre Veranlassung zum Kriege weiß.

§. 207.

Mehrentheils werden die Kriege durch einen Neid, den die Ausbreitung der Handlung wirket, veranlaßt.

Selten werden, wie der Herr Abbt sagt, Kriege zu unmittelbarer Vertheidigung eines Staates unternommen.

Wenn es auch gleich den Namen hat, daß man den Krieg anfange, um sich wegen einer zugefügten Beleidigung Genugthuung zu verschaffen, so werden es doch deswegen beyde Theile schwerlich zu einem Friedensbruch kommen lassen, wenn nicht der angreifende Theil befürchtet, daß der Gegner, in Ansehung der Handlung zu viel Vorzüge erlangen, oder sonst mit der Zeit zu mächtig und gefährlich werden mögte; oder wenn man nicht hoffet, seiner Seits während des Krieges die Handlung auszubreiten.

Die Fälle sind selten, daß ein Eroberer auftritt, und eine Armee anrücken und fechten läßt, blos in der Absicht, um neue Eroberungen zu machen, nemlich die Bewohner von fremden Ländern und Oertern zu zwingen, daß sie ihn als ihren Befehlshaber erkennen,

kennen, sich hinführo seine Unterthanen nennen, und seinen Befehlen gehorsamen müssen. Dergleichen Eroberer, Conquerans, deren Absicht nur habsüchtige Wünsche sind, rechnet der Herr Abbt (vom Verdienste S. 244.) gar unter das Diebesgeschlecht; Ein Ausdruck, der mir zu hart scheint. Freylich verfolgen wir einzelne geringe Menschen, welche durch Gewalt, List, Klugheit, Verwegenheit oder Tapferkeit das Vermögen anderer an sich bringen, ohne ein Recht daran zu haben: Wir loben aber einmal große und tapfere Helden, welche Heere zu Hülfe nehmen, um, wenn sie auch im mindesten nicht dazu befugt oder gerufen sind, ganze Nationen zu verfolgen, zu unterdrücken, große Länder zu verwüsten, auch viele tausend Menschen umzubrigen, und, wo nicht hinzurichten, doch arm, elend und zu Krüppel zu machen.

Man nennt dergleichen Eroberer Homicidas privilegiatos, privilegirte Erwürger; Sie können aber ihre geheimen Staatsursachen haben, welche ihr Verfahren berechtigen. Vielleicht sind wir Menschen also in unsern Urtheilen zu Zeiten zu voreilig.

Ich kann also auch nicht die Anmerkung des Verfassers von der *Ecole de l'homme* billigen: Entre un heros & un coquin il n'y a souvent de difference, que les occasions, le lieu ou le tems. Besser gefällt mir der Ausspruch des *Panard*: Guerrier, ton metier fait honneur, mais je n'en veux point être.

§. 208.

I. Anmerkung. Wenn dannenhero zwo oder mehrere Nationen, es sey aus welcher Absicht es wolle, in einen Krieg verwickelt werden, so steht es einzelnen Mitgliedern nicht weiter zu, die Rechtmäßigkeit des Krieges zu beurtheilen,

sondern sie müssen sich in die Folgen, welche der Krieg veranlasset, schicken.

Diese gegenwärtige Abhandlung zu entwerfen, bin durch die Anmerkungen veranlaßt worden, welche ich in dem letztern Kriege zu machen Gelegenheit hatte, der von 1757 an, bis zu dem am 10ten Febr. 1763 geschlossenen Hauptfrieden, ganz Deutschland sechs Jahre lang der äußersten Gefahr aussetzte, und uns den gänzlichen Untergang zu drohen schien, wenn wir nicht auf eine ganz wunderbare, und alle Erwartung übersteigende Art errettet worden wären.

Die Franzosen fällen von diesem Kriege selber das Urtheil, daß er der merkwürdigste unter allen sey, die man jemals erlebet habe: Theils wegen der außerordentlichen Menge von Schlachten, welche darinn geliefert worden; Theils weil die Anführer eine vorzügliche Geschicklichkeit erwiesen, und die Armeen in einer beständigen, vorhin nie gesehenen Wirksamkeit erhalten, auch alles geleistet haben, was die Kriegeskunst jemals wunderbares ausdenken können: par l'activité des armées & le talent des Generaux, par les prodigues en tout genre que l'art militaire y enfanta. Dieser Krieg schien für uns Niedersachsen um so gefährlicher zu seyn, da niemand kannte und wußte, was ein Krieg war, nachdem wir seit dem dreyßigjährigen Kriege, also in länger als hundert Jahren, keinen Feind gesehen hatten. Man glaubte nicht einmal, daß es möglich sey, daß in einer so armen und unfruchtbaren Gegend, als die unsrige war, sich Armeen halten, fortkommen und Krieg führen könnten; Es schien noch weniger wahrscheinlich, daß Frankreich so weit ganze Armeen zur Schlachtbank schicken, und seine besten Leute aufopfern würde, wo

es gar keine Eroberungen zu machen Hoffnung hatte, also unsägliche Kosten umsonst anwenden mußte; bis wir uns auf einmal von einem fremden zahlreichen Heer überzogen und überwältigt sahen, da wir einen Ueberfall kaum als möglich ansahen, und uns auf eine Gegenwehr zu schicken nur eben anfiengen. Es fehlte uns also noch an Leuten, an Lebensmitteln, an Artillerie, an Ammunition, und — — — an allen, weil wir bis dahin hofften, daß wenn wir als ehrliche Leute handelten, uns geruhig hielten, und keinen beleidigten, so würden auch wir von Niemand in unserer Ruhe gestöhrt werden, und Niemand dürfte wagen, uns unschuldiger Weise anzufechten, indem sodann alle unsere Freunde und Nachbaren sich unfehlbar unserer annehmen, uns gegen die Gewalt eines Eroberers mit vereinbarten Kräften beschützen, und das bisher mit so vielem Eifer verfochtene Gleichgewichts-System aufrecht erhalten helfen würden.

Die Vorsicht aber wollte, daß wir, was ein Krieg sey, erfahren, und der Nachwelt ein Exempel hinterlassen sollten, welches allemal Verwunderung erwecken, und kaum glaublich scheinen wird; Wie nemlich ein kleiner muthiger Haufen unter den Befehlen eines tapfern unerschrocknen Anführers, denen zahlreichen Armeen einer mächtigen, aller Orten Beystand und Hülfe findenden, und mächtige Alliirte habenden Krone beynahe sechs Jahr lang Wiederstand leisten, alle deren fürchterliche Anstalten vereiteln, und ganz Deutschland von denen ihm gedroheten und unvermeidlich scheinenden Banden befreien können.

So glücklich wir nun auch am Ende unter dem Schutze einer höhern Hand allen Gefahren entronnen sind, so litten wir doch durch diesen Krieg, insonderheit

derheit im Anfange, mehr als wir nöthig gehabt hätten, weil wir den Krieg gar nicht kannten; also uns mehr fürchteten als nöthig war, an der andern Seite aber noch nicht verstanden, von denen Vortheilen, welche die übrigen Umstände uns darboten, Gebrauch zu machen.

Denn Anfangs bildete sich ein jeder ein, daß nun alles verlohren sey; Es würde alles ausgeplündert, und ein jeder von Haus und Hof gejagt werden; Viele bereiteten sich zum Tode, und glaubten, daß sie, wo nicht todt geschlagen werden, doch todt hungern würden. Andere entfernten sich an Oerter, wo sie sicher zu seyn glaubten: Andere schickten ihre Habseeligkeiten, wer weiß wie viel Meilen weit weg, wendeten an deren Transport und Verwahrung mehr Kosten, als sie kaum werth waren, und erhielten sie am Ende beschädigt wieder: Andere verscharrten und versteckten ihr Geld, und kamen darum, da sie es sicher bey sich liegen lassen können: Andere vergruben ihre Obligationes und besten Papiere in die Erde und liessen sie verfaulen: Gar viele grämten und ängstigten sich ungesund oder gar zu Tode: Kaufleute wollten weiter keine Waaren verschreiben, und bestellten die schon verschriebenen wieder ab. Einige Haushälter, deren Felder einmal abfuragirt waren, bedachten sich, ob sie solche das folgende Jahr bestellen wollten, weil sie befürchteten, daß gar keine Ernten seyn würden. Die Einwohner von ganzen Dörfern liefen, wenn sie fremde Soldaten ankommen sahen, davon, flüchteten mit ihrem Vieh und besten Habseeligkeiten in die Hölzer und Brücher, und gaben alle in den Häusern zurück gelassene Furage und Hausgeräthe dem Feinde Preis.

All-

Allgemählig lernten wir, daß wir mit einem billig denkenden Feinde zu thun hatten, daß ein jeder, der sich nicht feindseelig bezeigte, geruhig bey dem Seinigen bleiben konnte, und daselbst für sich und seine Habseeligkeit mehr Sicherheit fand, als wenn er flüchtete; daß wenn gleich hie oder da Korn abfuragirt und niedergetreten ward, dennoch das mehrste uns übrig blieb; daß wenn gleich durch die Hinzukunft einer zahlreichen Armee eine stärkere Consumtion veranlaßt werde, dennoch kein Mangel entstehe, weil mehr für die Zufuhr gesorgt wird, und andere sich mehr einschränken; (§. 226.) daß dem Feinde zu Beförderung seiner eigenen Subsistenz zu viel daran gelegen sey, daß er einen jeden, der sich nicht feindseelig bezeigt, ungestöhrt lasse; daß, indem bey dem Kriege zu Unterhaltung der Armeen mehr Geld ausgegeben und in den Umlauf gebracht wird, alsobald auch mehr Verkehr entsteht, auch Handel und Wandel befördert wird, so daß Kaufleute alsdenn in einem Tage mehr absetzen, als sonst in einem Monat; daß alle Einwohner zugleich Gelegenheit erhalten, leichter Geld zu lösen, und ihre Producte eher los zu werden; daß also überhaupt die Indüstrie befördert wird, und mehr Leben entsteht; daß wenn gleich einige, die es nicht verschuldet hatten, durch den Krieg unglücklich und in die traurigsten Umstände gesetzt wurden, dennoch zugleich mehrere andere ihre Umstände verbesserten, sich empor brachten, reich wurden, neue Arten von Indüstrie und Handlung erlernten, bessere Wirthschafter wurden, und neue Anlagen machten.

§. 209.

II. Anmerkung. Wenn ein Krieg ein nothwendiges Uebel ist, (§. 205.) so müssen die Einwohner

wohner dabey keine größere Gefahr sich vorstellen, als wirklich vorhanden ist.

Wenn Gott einen Ort oder ein Land durch böse Seuchen, Ueberschwemmungen, Miswachs, Hungersnoth, Feuersbrünste oder sonst heimsuchen will, so hilft alles ängstigen nicht; Alle zu nehmende Vorsichten decken uns nicht gegen die über uns verhängten göttlichen Strafgerichte. Soll also im Kriege jemand unglücklich werden, so wird er seinem Schicksal schwerlich entgehen, wenn er sich auch noch so sehr vorher abängstigt. Er wird vielmehr weniger wagen, wenn er sein Schicksal mit einer Herzhaftigkeit und Dreistigkeit gelassen erwartet, und sich vorstellt, daß ihn die Vorsicht am ersten strafen und heimsuchen werde, wenn er ihr nicht genugsam trauet.

Ich habe angemerkt, daß verschiedene, welche sich durch Flüchten in Sicherheit setzen wollten, das mehrste Ungemach ausgestanden haben; wenn ich auch nur erwege, daß sie in der Entfernung für das zurückgelassene, und um das Schicksal der ihrigen in beständigeu Sorgen waren, und zuletzt fast nirgends einen sichern Ort fanden, wenigstens mehrmalen ihren Aufenthalt mit Beschwerde ändern mußten, da sie ohne alle Gefahr zu Hause bleiben können.

Andere verlohren ihre besten weggeschickten Sachen, und was sie mitten unter dem Feinde bey sich behielten, blieb unangetastet.

Einige klagten über ausgestandene Kriegsdrangsalen, und wenn man ihre Klagen recht untersuchte, so hatten sie nichts auf sich.

Daß man auch in dem Kriege sich so gern ängstigt, hat vielleicht nur ein Vorurtheil zum Grunde: Diejenigen, welche sich zum Streiten im Kriege widmen,

und

und unter dem Namen der Soldaten begriffen werden, wissen nicht anders, als daß sie einmal ihr Leben verkauft haben; (§. 206.) Es wird also nichts daraus gemacht, wenn auch viele tausende brave unschuldige Leute auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, oder doch wenigstens krum und lahm geschossen, oder elend verwundet und geplündert werden. Wir bedauren sie nicht, wenn sie mit Zusetzung ihrer Gesundheit, und ihrer Bagage eine ganze Campagne über Hunger und Kummer leiden, und öfter bey der strängsten Kälte, oder unangenehmsten Witterung ganze Nächte ohne Bedeckung unter freiem Himmel wachen oder auf dem Marsche zubringen müssen; Sie erzählen nachher selber den ausgestandenen Kummer lächelnd.

Wenn aber jemand, der sein weichliches Leben zu Hause in Ruhe fortsetzen wollen, darin beunruhigt wird; wenn er etwa einige Tage hungern muß; wenn er eine Zeitlang nicht seine gewöhnliche leckere Kost haben kann; Wenn ihm sein weiches Bett genommen, und er genöthigt wird, sich mit einem harten Lager zu behelfen; Wenn er seine prächtige Wohnung durch die Flamme verliert, oder andern wider seinen Willen zu überlassen gezwungen wird; Wenn er einen Theil seines Vermögens, mit dem er wucherte, einbüßt; Wenn er allerley Drangsalen und Bedruck ausgesetzt wird; So erweckt solches gleich Aufsehen und Mitleiden.

So wenig aber die Soldaten, welche für den beleidigten Theil fechten, also rechtmäßige Sache haben, deswegen jederzeit glücklich streiten können, ohne jemals ein Unglück auszustehen; Noch weniger ist es möglich, einen Krieg so zu führen, daß keiner

von

von denen übrigen Landeseinwohnern dabey einiges Ungemach auszustehen habe, oder ins Elend gerathe.

Gehen wir auch recht auf den Grund, so werden wir entdecken, daß die mehrsten durch ihr Betragen sich selber ihr Schicksal zugezogen haben.

Ein recht denkender Feind wird bald erkennen, daß er, wenn er Eroberungen machen, und sich in einem Lande erhalten, auch sicher leben, und Gemächlichkeiten genießen will, die Einwohner auf alle Weise schonen und sich ihr Zutrauen und Freundschaft erwerben muß. Dies erlangt er, wenn er ihr Elend so gering als möglich macht, und sie ohne Noth nicht plagt. So lange die Einwohner Lebensmittel behalten, wird er auch nicht hungern, und wenn mit einer Verschwendung alles einmal ausfuragirt und aufgezehrt worden, so leidet in der Folge die Armee noch mehr als die Landeseinwohner.

Wie Menschlichkeit und Mitleiden vornemlich bey einem Feinde gelobt zu werden verdienen, so muß ich hier insbesondere das Exempel, des bey mir in unvergeßlichem Andenken stehenden tapfern Generals **Grafen von St. Germain** gedenken, welches andern zur Nachfolge angemerkt zu werden verdient, und wofür ihn annoch öffentlichen Dank abzustatten mich schuldig erachte.

Dieser kam im Jahr 1759 mit einem abgesonderten Corps hart an meinem Gute zu stehen. Sein erstes Bestreben war, sich bey den Einwohnern Zutrauen zu erwerben, und alle Furcht zu benehmen; Er ließ sich die nöthige Furage und Lebensmittel liefern, und erlaubte dagegen seinem Corps nicht, zu furagiren, oder nur die mindeste Unordnung anzufangen. Er ritt also stets umher, sprach vertraut mit allen Bau-

ren,

ren, ermahnte sie, ihre Arbeiten ungestöhrt fortzusetzen, und nicht zu thun, als wenn ein Feind da wäre, so sollte auch keiner gekränkt werden. Es wurde also zunächst am Lager von den Einwohnern geackert und geerntet. Er nahm sein Lager vorsichtig unmittelbar neben einem besäeten Acker so, damit ja der Saat kein Schaden zugefügt würde; Ja er gestattete nicht einmal den Soldaten durch das Korn Fußsteige zu machen: Wenn die vor der Linie zwischen dem Korn ausgestellte Vorposten abgelöset wurden, so mußten sie einen weiten Umweg um den Saatacker nehmen, um kein Korn zu zertreten.

Sein Lager ward also gleich des andern Tages ein förmlicher Markt, wohin alles zum Verkauf gebracht ward, so daß das Corps an nichts Mangel hatte, die Einwohner aber löseten Geld, und befanden sich wohl, weil ihnen alles baar bezahlt ward; Anstatt daß ihnen zu einer andern Zeit von Freunden alles umsonst genommen, und ihnen noch wol dazu mit harten Worten und Drohungen begegnet war.

Ich habe daher oft mit einem Widerwillen bemerken müssen, daß die Einwohner, wenn sie von den Feinden sahen, sich mehr willfährig erzeigten, und hingegen mehr Widerwillen bezeigten, wenn sie von den befreundten Truppen ankommen sahen, und derer ihnen von solchen vorhin zugefügten Drangsale sich erinnerten.

Statt daß sich sonst der commandirende General das beste und bequemste Quartier zu nehmen pflegt, so wollte oberwehnter rechtschaffener **Graf St. Germain** das Quartier auf meinem Gute nicht nehmen, damit ich keine Unruhe haben, und keinen Schaden leiden sollte. Seine Vorsorge gieng so weit, daß er nicht einmal, wenn

er selbst nicht zugegen war, seine Officiers meinen Garten zu besehen beurlauben wollte, weil er fürchtete, daß sie Unordnungen anfangen, und Schaden zufügen mögten.

Der Graf nahm sein Hauptquartier in einem elenden, eine einzelne Stube enthaltenden Bauerhause; die Stube war an einer Seite von einem Webertau, und an der andern Seite von der Arbeitsbank des Wirths, welcher ein Tischer war, angefüllt: des Grafen Bediente wollten diese, um Raum zu gewinnen, hinauswerfen; er erlaubte es aber nicht, und es durfte überhaupt im Hause nichts beschädigt und verrückt werden; Er ernährte die Bewohner, und da die offne Diele sein Eßsaal war, so freuete er sich, wenn ein paar im Hause vorhandene junge Ziegen auf den Tisch sprangen, oder die Hüner über den Köpfen wegflogen; die gleich darneben an der Seite stehende Pferde und Kühe aber mit ihren Köpfen zwischen den Menschen herdurch guckten, und blöckten.

Den Grafen lösete der Marquis von Besewald mit einem andern Corps ab; auch von diesem könnte ich ebenfalls besondere Merkmale von Höflichkeit anführen, welche ich von einem Feinde nimmer erwartet hätte, und die mich gewisser Maaßen beschämt machten; ich fürchte aber, daß deren Wiederholung meinen mehrsten Lesern nicht interessant genug scheinen mögte.

Bey mir ward dero Zeit ein solches edelmüthiges Betragen eines Feindes um desto merkwürdiger, wenn ich dagegen die Erzählung anhörte, wie andere Truppen, insonderheit von der Reichsarmee, sich in freundschaftlichen Ländern betragen haben; Unter andern ist mir noch der Eindruck gegenwärtig, den ein junger Officier eines gewissen Corps erweckte, welcher, da er die Gesellschaft mit denen tapfern Verrichtungen unterhielte, denen er beygewohnt hatte, unter andern großmüthig wie-

derholte, daß das Corps, bey welchem sein Regiment detachirt gewesen sey, auf einem Marsche bey einer gewissen Stadt zu stehen gekommen wäre, so hätte die Stadt eine Deputation an den commandirenden Officier geschickt, um zu bitten, daß er seine Position doch so nehmen und solche Ordres ausstellen mögte, daß die Gärten und Saatfelder geschont würden; Eine Gefälligkeit, die man von einem Freunde ungebeten erwarten sollen. Der General habe sie aber ausgelacht, und schon des andern Morgens wären die Gärten und Felder ausgeleert gewesen; da denn die Einwohner aus der Stadt gekommen wären, und die Verwüstung mit weinenden Augen angesehen hätten. Ein jeder prüfe sich hier selbst, ob nicht empfindlich seyn muß, durch ein freundschaftliches Corps, welches gekommen ist, um zu beschützen, alles in einer Nacht verschleudert zu sehen, wovon man ein ganzes Jahr mit Frau und Kindern zu leben gedachte.

Nachdem jenes feindliche Corps in die dritte Woche gestanden hatte, konnte man an denen unmittelbar neben dem Lager gewesenen Gärten nicht erkennen, daß ein Feind da gewesen war; Hier wünschte man also dem Feinde für seine Menschlichkeit Seegen.

Ein anders selbst erlebtes Exempel muß ich gleichfalls zur Dankbarkeit und andern zur Beschämung anführen: Als die französische Armee sich im Jahre 1758 über der Weser zurück zog, und das Hauptquartier in Hameln war, der Armee aber die Furage fehlte, ward auf meinem Gute zweymal furagirt. Man wollte mich damit gern verschonen, weil ich als Geißel bey der Armee war, und viele Freunde fand; Man verlangte also, daß ich andere Oerter in der Nähe nennen sollte, wo sie Furage finden könnten, indem sie keine weitere Wissenschaft hätten, als daß ihnen verrathen wäre, daß meine Scheu-

ren noch voll von ungedroschener Frucht lägen, welche ich mit Willen so liegen lassen, in der Hoffnung, daß ich das Korn im Stroh eher retten, und da man nach dem Abzuge der Armee eine Hungersnoth befürchtete, alsdenn den armen Einwohnern damit dienen wollte. Ich hätte leicht andere Oerter anweisen können, wo genug Furage vorhanden war, ich konnte mich aber nicht überwinden, einen andern in Schaden und Unglück zu bringen, um dadurch einen Schaden von mir abzuwenden, erlitte also lieber das Furagiren geduldig, und beruhigte mich dabey, daß der Feind meine Gelassenheit und Bescheidenheit billigte und rühmte; daß ich das hergegebene als ein Mittel ansehen konnte, um das Land vom Feinde zu befreien, (unmittelbar darauf mußte er Hameln räumen, und sich bis über den Rhein zurück ziehen) und daß ich übrigens ein Augenzeuge gewesen war, wie man mit einer Ordnung furagiren, und den Schaden so gering als möglich machen könne; denn einige hundert, zum Hauptquartier und Train gehörende, Knechte in Ordnung zu erhalten, hätte ich sonst unmöglich gehalten. Durch die weise Anstalten des **Herzogs von Randan**, der sich durch seine Menschenliebe und Mitleiden ein unsterbliches Andenken bey uns gestiftet hat, ward angeordnet, daß der Graf de Vance mit einem Detachement regulairer Soldaten voran kommen, und alle Thüren und Abgänge besetzen mußte, damit keiner von den Furageurs ausweichen, und Unordnung machen konnte; Noch mehr, der Graf de Vance kam zu mir, und verlangte, daß ich ihm alle Thüren und Abwege zeigen, und ja offenbaren mögte, wenn auch an einem Ort etwas verborgen wäre, oder ein Schade befürchtet werden könnte; bloß die eine schon besetzte Scheure müßte ich ihm Preis geben, so wolle er vor allen übrigen Scha-

den

den und Unordnung gut seyn. Ueber eine kleine Weile kam er noch einmal wieder mit dem Antrage, er sehe noch alles Federvieh auf dem Hofe umher laufen, ich sollte es also gleich eintreiben lassen, so wolle er Posten davor stellen, und sorgen, daß kein Stück entwendet werde. Bis dahin mußten die Furageurs vor dem Hofe im Felde warten, und von umher reitenden Husaren wurde Achtung gegeben, daß ja keiner abstreufen mögte. Hierauf wurden sie nach einander in die Scheure geführt, und einige hundert Menschen schnürten ihre Furagebunde, und bepackten so viele hundert Pferde, ohne daß übrigens der geringste Schaden zugefüget, oder das mindeste verruckt wäre. Statt meinen Schaden zu bedauren, mußte ich die gute Ordnung loben und bewundern, welche so weit gieng, daß da bey dem ersten Furagiren ein Unterofficier von meinem Bedienten im Hause ein paar Stück Federvieh erbeten und willig geschenkt erhalten hatte; dieses aber von seinen Cameraden verrathen seyn mußte, so wollte der Graf, als er zum zweytenmal wieder kam, verlangen, daß ich für diese elende Hüner, von denen ich nicht einmal etwas erfahren, und die man dem armen Menschen gern gegönnt hatte, Geld annehmen sollte.

§. 210.

III. Anmerkung. Wenn es auch im Kriege einigen Personen recht übel geht, so müssen wir bedenken, daß gewisse Unglücksfälle überhaupt nicht ganz zu vermeiden sind, und daß deswegen die Menschen nicht gleich alle leiden; noch weniger, daß die Welt gleich untergienge.

So sehr wir die Feuersgefahr zu entfernen bemüht sind, so erfolgen doch ab und an Feuersbrünste, und viele Menschen werden dadurch unglücklich mit dem Verlust des ihrigen; deswegen wird sich aber nicht ein jeder

Mensch ohn Unterlaß grämen, und mit der Vorstellung quälen, daß dieses Unglück ihn betreffen werde; Ein Einwohner in der Stadt kann sonst keine Nacht geruhig schlafen, weil leicht ein unvorsichtiger Nachbar durch seine Wahrlosigkeit ein Feuer veranlassen kann.

Es werden jährlich Menschen durch ansteckende Seuchen hingerafft, deswegen wird aber nicht gleich ein jeder, der unpas wird, untröstlich seyn, daß er nothwendig an der Seuche sterben müsse.

Es geschehen oft Diebstähle, und dabey werden Menschen jämmerlich zugerichtet u. erbärmlich umgebracht.

Durch Ueberschwemmnngen, Miswachs und Theurung wird mehrmalen ein beträchtlicher Theil der Einwohner in die erbarmungswürdigste Umstände versetzt.

Was geschehen nicht alle Jahr für Unglücke auf der See, und wie manche tausend Menschen kommen auf die elendeste Art um.

So ist es auch im Kriege nicht zu vermeiden, daß nicht viele Menschen, welche an dem Kriege keinen Antheil nehmen wollen, doch darunter leiden, unglücklich werden, und wol gar Gesundheit und Leben auf eine jämmerliche Art verlieren; Deswegen, kann man aber nicht sagen, daß ganze Länder eben durch den Krieg unglücklich werden. Vielmehr wird man einige Zeit nach dem Kriege, wo nicht das ganze Land, doch viele von dessen Einwohnern in bessern Umständen finden. Der Krieg macht die Einwohner aufmerksamer, fleißiger, hurtiger, lebhafter und sparsamer; er lehrt besser wirthschaften, sich kümmerlicher behelfen, und allerley Umschläge machen. Die Handlung und allerley Gewerbe werden mehr ausgebreitet; Viele erhalten Gelegenheit, sich durch Lieferungen und Handlungen zu bereichern; Müssiggänger, welche sonst nicht arbeiten mögen, finden bey der Armee

Gelegenheit, durch allerley Arten von Verrichtungen und Bedienungen Lebensunterhalt zu erwerben; die Armuth und Bettler nehmen ab.

Wenn man eine genaue Balanz und Vergleichung anstellt, so werde nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß ein feindlich überfallenes Land oft (ich sage nicht allemal) weniger leidet, als das andere Land, dessen Herr unglückseeliger Weise den Entschluß faßt, seinen Nachbaren zu bekriegen; der also den arbeisamsten und rührigsten Theil seiner Einwohner zum Lande hinaus schickt und aufopfert, zugleich aber so viele Millionen baaren Geldes aus den Händen seiner Unterthanen und aus dem Umlauf zieht und entfernt. Die Vorsicht aber will oft, daß ein Land einen Krieg anfangen, und dadurch so viele Einwohner verlieren, auch die Schätze, welche es seit mehrern Jahren von seinen Nachbaren an sich gezogen hat, wiederum von sich geben muß; weil es sonst endlich zu mächtig werden, und alle Nachbaren verschlucken, oder doch sich zinsbar machen würde. Oft wird eben in dieser Absicht ein Land in einen Krieg verwickelt, der ihm eigentlich nichts angeht.

Genug, die übrigen Einwohner können einen Krieg nicht veranlassen auch nicht abwenden, und müssen also das Schicksal, welches gemeiniglich durch die interessirte oder ehrgeitzige Absichten einzelner Personen über sie verhängt wird, geduldig erwarten. Der Krieg setzt nicht alles in Gefahr, sondern vermehrt und verdoppelt nur die Gefahren und Unglücksfälle, denen wir ohnehin vorerwehnter Maaßen ausgesetzt sind, und die wir nicht durch eine ängstliche anhaltende Furcht abwenden, sondern denen wir mit einer gewissen Dreistigkeit, Herzhaftigkeit und Beständigkeit entgegen gehen müssen. Wir thun wohl, wenn wir auch hierunter eine gewisse Art von

Verhängniß glauben, dem wir nicht entgehen können. Ein jeder, der gegen den Feind fechten soll, wird allen Muth verlieren, wenn er ohn Unterlaß der Gefahr nachdenkt, der er sich aussetzen muß, und wenn er sich das Bild unglücklich blessirter, und deren Leid und Elend vorstellt, auch sich damit ängstigt, daß es ihm eben so gehen werde. Wir zeigen einen Heldenmuth, La Valeur, wenn wir der Gefahr getrost und beherzt entgegen gehen, und uns damit beruhigen, daß uns ohne eine höhere Zulassung nichts übles begegnen könne, und daß, wenn diese uns heimzusuchen und zu strafen gut findet, alle unsere Sorgen umsonst sind.

Ich erinnere mich die Erzählung gehört zu haben, daß ein Soldat in einer Canonade von einer außerordentlichen Furcht überfallen sey, und sich gar nicht mäßigen können; er habe also in einem alten darneben gestandenen Thurm sich sicher geglaubt; so wäre aber gleichwol eine Canonkugel durch eine Schiesscharte herein geflogen, und habe ihn im Zurückprallen zerschmettert.

Im übrigen habe ich die Anmerkung gemacht, daß man zu Anfange des Krieges sich für den ankommenden Feind ausnehmend fürchtet; der Name des Feindes kommt uns fürchterlich vor, und in der Folge hat man oft von den befreundten Truppen, insonderheit wenn es Auxiliair-Völker sind, die uns zu Hülfe gekommen sind, mehr Ungemach und Drangsalen auszustehen. Denn da diese, indem sie uns helfen und beschützen, ihr Leben und Gesundheit wagen, so glauben sie auch von uns mehrere Gefälligkeiten und Aufwartsamkeit nicht allein erwarten, sondern auch mit Ungestüm fordern zu können, und brauchen oft weniger Behutsamkeit und Achtung als der Feind, welcher allemal in gewissem Grad furchtsam bleibt, weil er weiß, daß ihm alles entgegen ist.

Noch mehr hat man von einer geschlagenen sich zurück ziehenden Armee zu befürchten, welche der erlittene Stoß unzufrieden und verdrießlich macht; die also selbst ihren eignen und denen mit ihnen verbundenen Mitbürgern mehr Drangsale zuzufügen pflegt, als der sie verfolgende Feind.

§. 211.

IV. Anmerkung. Es liegt viel daran, wenn wir uns durch ein aufrichtiges Betragen des Feindes Achtung und Zutrauen erwerben.

Hier ist ein Unterschied zu machen, ob wir mit einem billigen Feind zu thun haben, der Vorstellungen annimt, und nachdenkt; oder ob der Feind ergrimmt, wild, und wütend ist, und also gleich einem wilden Tartaren zur Regel annimmt: Schlag ihn nebst seinem Vieh und Kindern todt, so kann er dir und deinen Kindern nicht weiter schaden. Wird eine Nation von einem so denkenden Feind überfallen, so bleibt nichts übrig, als daß sich alle Einwohner, selbst Frau und Kinder nicht ausgenommen, gegen ihn zur Wehr stellen, und wenn sie ihn nicht länger abhalten können, alles selbst vorher verheeren, und sich zurück ziehen, damit der Feind nirgends Unterhalt findet; Wie denn auf diese Art der Krieg gegen die streifende Tartaren geführt wird.

Hat hingegen der Feind Billigkeit und Nachdenken, so wird er bald aus der Erfahrung erkennen, wie sehr ihm daran gelegen sey, diejenigen, welche ihm nicht feindlich begegnen, zu schonen, und bey seinen Soldaten die strengste Mannszucht zu erhalten. Es ist ein seltnes Exempel, daß eine Armee, bey der Ausschweifungen und Unordnungen zugelassen werden, dennoch brav fechtet.

Ich bin in dem letztern Kriege auf meine Landesleute durch ihr Betragen etwas stolz geworden, indem sie un-

erachtet dessen, daß ihnen nach den Umständen ein ziemlicher Grad von Freyheit gestattet werden mußte, dennoch in allen und jeden Vorfällen vor denen übrigen ihnen zu Hülfe gekommenen Truppen eine vorzügliche Tapferkeit gezeiget, und von der Freyheit weniger Misbrauch gemacht haben, als andere; Vielleicht würden meine Landesleute auch noch ordentlicher gehandelt haben, wenn sie nicht zu Zeiten das Exempel und die Verführung von andern vor sich gehabt hätten.

Hat nun ein Befehlshaber so viele Ursachen, daß er seine unterhabende Mañschaft in guter Ordnung erhält, wenn er anders in einem besetzten Lande sicher u. mit Gemächlichkeit seyn, und seine Armee nicht in Mangel und Elend stürzen will, so wird er noch mehr der überwundenen Nation schonen, wenn er ihren guten Willen sieht.

Ich habe in der Ausübung ziemlich schwer gefunden, ein Mittel zu treffen, daß man dem ankommenden Feind dasjenige, was er als Feind fordern und erwarten kann, nicht zu schwer macht, ohne gegen ihn eine ungebührliche und unziemliche Willfährigkeit zu bezeigen, noch ihm beforderlich zu seyn, und die Mittel an Hand zu geben, daß er sich desto eher in einem fremden Lande festsetzen und Progressen machen kann.

Ein jeder wird billig, wenn ein Feind ankommt, alles vermeiden, was dessen Eindringen befördern kann, und eine gewisse Geneigtheit gegen denselben zu erkeñen giebt: Wenn er sich aber einmal eingeschlichen, und festen Fuß gefaßt hat; wenn diejenigen, welche die Vertheidigung des Landes übernommen haben, ihn nicht weiter abhalten können, so müssen auch die übrigen keine Waffen führen: den Landeseinwohner sich in ihr Schicksal schicken, u. den Feind als ihren Eroberer und Bezwinger ansehen, dessen Befehlen sie sich auf einige Zeit unterwerfen sollen. Der

Feind

Feind kann sodann verlangen, daß man ihn sichern Aufenthalt gewähre, und beförderlich sey, die nöthigen Lebensmittel herbeyzuschaffen.

Wir haben erfahren, was daran gelegen sey, wenn man sich sodann gleich bey dem Feinde ein gewisses Zutrauen erwirbt, und ihn von Anfang an überzeugt, daß man aufrichtig und ehrlich mit ihm zu Werke gehe, und keine heimliche Griffe gebrauche: Vielmehr ihm dasjenige, was er zu fordern die Macht in Händen hat, und welches zu geben wir uns nicht weiter wehren können, mit einer Ordnung liefert.

Wir hatten das Glück, dieses Zutrauen bey der französischen Generalität zu erlangen, als sie 1757 diese Lande besetzte; die erste von uns gefaßte gute Meinung hat uns den ganzen Krieg über Vortheil gebracht; Indem der größte Theil der Feinde mit uns Mitleiden hatte, unser unglückliches Schicksal bedauerte, auch öfters Vorstellungen annahm, und Nachsichten gebrauchte, welche ein anderer Feind vielleicht nicht gehabt haben würde.

Muß hingegen der Feind eine jede Kleinigkeit erst durch Drohungen und Zwangmittel beytreiben; sieht er aus der Erfahrung, daß ihm vieles ohne Noth schwürig gemacht worden, und daß man seine Umstände schlimmer vorgestellt, oder mehr zurück gehalten hat, als man wirklich Ursache hat: So wird er ein ander Mal auf unsere gerechte Klagen gar nicht passen, und nur desto mehr Strenge und Härte gebrauchen, alle Höflichkeit aber bey Seite setzen, auch mehr fordern, als er haben will.

Wollen die Landeseinwohner sich gar feindselig bezeigen, und wirklich an den Feind vergreifen oder Hand anlegen, es sey durch plündern, oder verrathen, oder gar durch heimlich todtschlagen, so wagen sie nicht allein alles für ihre Person, sondern setzen auch alle ihre Mitbür-

ger

ger der größten Gefahr aus; Es ist schon gefährlich den geringsten Schein zu geben, woraus der Feind dergleichen Verdacht schöpfen könne. Blos ein solcher Verdacht hat veranlaßt, daß mancher Ort geplündert und in Brandt gesteckt worden, oder daß man die Einwohner auf die unbarmherzigste Art gemishandelt hat.

Hingegen muß einem Feinde gefallen, wenn man ihn lobet, und zeiget, daß man das Gute, welches man ihm zu danken hat, erkennet; Ich habe wenigstens mehrmalen bemerkt, daß man bey einem Franzosen alles auszurichten vermogte, wenn man seine Ehre wach machte, und ihn rühmte. Die Nation besitzt überhaupt mehr Menschlichkeit und Mitleiden gegen Fremde, wenn solche auch gleich unter einander in eine Eifersucht ausbricht.

Hat man auch mit einem härtern Feinde zu thun, so werden wir gegen denselben nicht so viel gewinnen, wenn wir uns feig gegen ihn stellen, und ihm zu sehr die weiche Seite geben, als wenn wir ihm mit einer Dreistigkeit und unerschrocknem Muth begegnen, und ihm bey jeder Gelegenheit zeigen, daß wir zwar aufrichtig zu Werke gehen, und ihn als unsern Ueberwinder erkennen, mithin seine Befehle auszuüben beflissen sind, im übrigen aber uns für seine Drohungen nicht fürchten, keine Gefahr scheuen, und desto weniger uns bewegen, jemehr er pocht und drohet; denn alsdenn wird er bald nachgebender werden.

Die Franzosen waren zu Anfange ziemlich ausgelassen, und beobachteten bey dem ersten Einfall eine schlechte Mannszucht; Als sie aber die Folgen davon sahen, und daß ihre eigne Armee darunter am mehrsten litte, so haben sie uns Deutsche nachher durch ihre gute Ordnung oft beschämt, und manchen Vorwurf veranlaßt.

§. 212.

§. 212.

V. Anmerkung. Alle Landeseinwohner müssen ja mit Aufmerksamkeit bedacht seyn, daß sie während des Krieges in Ansehung der Handlung nicht verlieren, sondern solche vielmehr erweitern, dem Gegentheil aber hindern, daß er seiner Seits uns nicht zuvorkomme und Abbruch thue.

Es wird, wie schon erwehnt, (§. 207.) schwerlich ein Krieg angefangen oder geführt werden, wenn nicht eine Eifersucht daran Theil hat, da der eine Theil, daß der Nachbar seine Handlung zu weit ausbreitet, und ihm Abbruch thut, mit neidischen Augen sieht, und also hofft, daß derselbe während des Krieges im Handel gestöhrt werden, und seine Kunden verlieren, oder doch dahin gebracht werden soll, daß er uns Zeit lassen muß, um uns zu erholen. Dieses ist wenigstens zwischen England und Frankreich der beständige Stein des Anstosses, und auch die erste Veranlassung zu dem letztern Kriege gewesen, welcher seit 1755 anfing sich anzuspinnen. Obgleich Frankreich in demselben einen unersetzlichen Verlust an Menschen und baaren Gelde erlitten hat, so ist derselbe meines Bedünkens nach für nichts zu rechnen, gegen den Schaden, den ihm die Engländer durch ihre Schiffe veranlaßten, da sie von Jahren zu Jahren den Handel mehr erweiterten, und endlich bald ganz an sich zogen, mithin dadurch Frankreich mehr, als durch die verlohrnen Bataillen unterdrückten.

Ein in einem Lande unterhaltener Krieg giebt oft Anlaß, daß blühende Fabriken sich von da wegbegeben, da denn billig Nachbaren aufmerksam sind, solche an sich zu ziehen; oder es werden von des Feindes Soldaten einige, welche gewisse Handthierungen verstehen, bewogen, sich bey uns häuslich niederzulassen und zu heirathen;

Oder aber unsere Soldaten, indem sie an fremde Orte kommen, lernen sich in gewissen Arbeiten üben, und setzen solche demnächst, wenn sie zu Hause kommen, fort. Ich will nur ein hieher gehörendes Exempel anführen; In dem alten brabandter Kriege heirathete ein Unterofficier von uns in Braband eine Knüplerinn, und läßt sich nach geendigtem Kriege mit derselben in dem Städtgen Liebenau nieder; die Frau fängt an zu knüppeln, und lehrt einige Kinder; allgemählig fangen alle junge Mädgens des Orts an zu knüppeln, und errichten eine kleine Spizzenfabrik, welche sich nunmehr über sechszig Jahr erhält, ein paar hundert Menschen beschäfftigt und ernährt, und an einem kleinen Ort jährlich ein paar tausend Thaler freind Geld in den Umlauf bringt.

In dem lezztern Kriege sind verschiedene gute Arbeiter bey uns geblieben.

§. 213.

VI. Anmerkung. Leiden also einzelne in einem Kriege, so wird ihnen noch allemal Gelegenheit übrig bleiben, sich zu trösten und zu erholen. (§. 203)

Da der leztere Krieg vornemlich die Gegend in Gefahr und Unruhe sezte, wo meine Güter lagen, so habe ich mich mehrmalen in denen Umständen gefunden, daß alles einzubüssen besorgen mußte; die nahe Gefahr erweckte nothwendig eine Unruhe und Nachdenken: Wenn ich aber bey mir überzeugt war, daß durch meine Vorsicht nichts abwenden konnte, sondern mich blos einer höhern Fügung überlassen mußte; so schien mir nichts übrig zu bleiben, als allerley Projecte zu machen, wie mich allenfalls, wenn noch unglücklicher würde, wiederum helfen könnte. Ich glaubte zu finden, daß mir noch allemal Mittel offen stünden, um mich damit wahrscheinlicher Weise des Hungers zu erwehren; dies war mir genug. Insonderheit

derheit fielen mir folgende Erzählungen ein, welche ehedem gehört hatte. Als im vorigen Jahrhundert die Franzosen schon einmal einen Einfall ins Osnabrückische gethan haben, und unvermuthet angekommen sind, ist eben ein reicher Bauer und Besitzer eines großen Meyerhofes in die Stadt Melle geritten gewesen, und hat im Wirthshause eine Flasche Wein getrunken; sein Knecht kommt ihm nachgejagt, und ruft ihm zu, er mögte doch eilends nach Hause kommen, die Feinde nehmen alles weg: Der Bauer frägt gelassen; Haben sie den Meyerhof schon weggenommen? der sich über solche laconische Antwort wundernde Knecht erwiedert, o Herr! den wollen sie euch wol lassen, aber sie furagiren die Scheuren leer. Ey nun denn, fährt der Herr fort, wenn sie mir den lassen werden, so gebt mir erst noch eine Flasche Wein her. Dieser Bauer, und die Vorstellung, daß mir Grund und Boden doch bleiben würde, haben mich mehrmalen in der größten Gefahr beruhiget.

Als das oben (§. 209.) erwähnte Besewaldische Corps bey mir stand, und unerwartet durch unsere Jäger attaquirt ward, daß eben mein mit Wall und Graben umgebenes Wohnhaus in der Mitten lag, so daß wenn canonirt worden wäre, die Kugeln solches passiren müssen, so sahe ich solches in Gedanken schon im Feuer aufgehen und in den Grund liegen, meinen Garten aber, der mir so viel Vergnügen gemacht hatte, verwüstet. Mir blieb nichts übrig, als in alle Winkel umher zu gehen, und mir alles recht einzuprägen, damit ich mich in der Folge doch noch wenigstens erinnern könnte, wie jeder Theil ausgesehen habe, und geordnet gewesen; Ich beschauete noch einmal alle schöne Gewächse, worauf seit funfzig Jahren gesammlet war, und machte Plane, wie künftig mich einschränken und ganz im Kleinen wieder

anfangen wollte. Dabey stellte ich mir lebhaft das Bild eines mecklenburgischen Edelmanns vor, dessen Gut während der Zeit, daß er in einem der ältern Kriege gewesen war, völlig verwüstet worden; der fast nichts nach Hause bringt, als ein Gewehr und etwas Pulver, und sich blos damit hilft, daß er ein Stück Wild nach dem andern schießt, und die erstern selbst auf einer Karre nach Rostock fährt, bis er allgemählig so viel Geld löset, daß er einen Knecht, ein paar Pferde, und etwas Ackergeräth anschafft, damit einen Theil seines Ackers bestellt, sich immer weiter ausbreitet, darauf anfängt zu bauen, und endlich alles vollkommen wieder herstellt, so daß er als ein bemittelter Mann verstorben ist.

Ein anders Exempel aus einem bekannten Geschlechte ist noch merkwürdiger; Der Eltervater derer jetzt noch lebenden Herren v. L. zieht als ein junger Mensch und der jüngste seines Hauses in dem dreyßigjährigen Kriege mit zu Felde, und will sein Glück im Kriege machen, als noch dreyzehn seines Geschlechts leben; Er bleibt einige zwanzig Jahr abwesend, und läßt in dieser Zeit nichts von sich hören, binnen welcher alle übrigen Vettern gestorben, folglich die gesammten ansehnlichen Güter auf ihn gefallen waren. Weil man ihn aber auch todt glaubt, so nehmen die verschiedenen Lehnsherrn die Lehngüter zu sich, und die übrigen Erbgüter verfallen in denen damaligen unruhigen und traurigen Zeiten ganz. Als er nach dem hergestellten Frieden nach Hause kommt, besteht sein ganzes im Kriege erworbenes Gut in einem einzelnen Pferde; Zu besondern Glück aber kommt zugleich einer seiner Unterthanen, eines Gastwirths Sohn, welcher auch als Lieutenant gedient hatte, zurück, und hat gleichfalls ein Pferd behalten; Sie spannen solche zusammen, und vereinbaren sich; am ersten Tage hilft der Gastwirth des

Junkers

Junkers Feld bearbeiten, am folgenden arbeitet der gestrenge Junker mit auf seines Unterthanen Felde, und so stehen sie sich wechselsweise einander bey, bis sie sich bald so viel erwerben, daß jeder zwey Pferde anschaffen, und seine Wirthschaft allein anfangen kann; da denn Jener nach gerade seine Güter wieder herstellte, die zerstreueten von den unrechtmäßigen Besitzern herbeyschaffte, die verwüsteten Gebäude von neuen aufführte, und in denen achtzehn Jahren, welche er annoch gelebt hat, ansehnliche baare Capitalien sammlete, folglich die annoch gezeugte drey Kinder in sehr guten Umständen verließ.

Es dürfte überflüßig seyn, noch mehrere Beweise anzuführen, daß ein gesetzter Mann bey einem großen Verlust und erlittenen Unglück nie verzagen soll.

Wenn ich aber jetzo nachdenke, daß mich während des Krieges mit Gedanken dieser Art beruhiget und mit solchen Träumen unterhalten habe, da vielleicht mit der Weile gleich andern mich bereichern und meine Umstände verbessern können; So mache mir zu Zeiten daher einen Vorwurf, ob nicht für die meinigen unverantwortlich gehandelt habe, daß nicht hurtiger und wachsamer gewesen bin, Geld zu sammlen. Wenn ich denn bey weiterer Prüfung doch finde, daß keine Gelegenheit versäumt habe, wo nach meiner Denkungsart, und so viel es die allgemeine Noth erlauben wollen, Geld sammlen können; daß also das wenige, was ich habe, mit einer völligen Beruhigung geniessen, und deswegen jedesmal Rechenschaft geben kann, ohne den mindesten Vorwurf oder Nachrede zu befürchten; so glaube doch gegen die meinigen verantworten zu können, wenn ihnen keine bessere Umstände hinterlasse. Vielleicht sind sie glücklicher damit, als wenn sie das zehnfache Vermögen erbten, und es ruhete ein Unsegen darauf.

Ich wünsche ihnen, daß sie bey Erinnerung derer in ihrer Jugend mit erlebten Unruhen, wie süß es sey, seiner Voreltern Gut in Ruhe zu genieſſen, empfinden, und nie in solche bedenkliche Umstände wieder gerathen mögen, worin ich mich mehrmalen befunden habe, und die ihnen Gelegenheit geben könnten, zu versuchen, ob meine Anmerkungen richtig sind, oder ob sie sich auf eine bessere und mehr sichere Art aus einer Gefahr ziehen können?

— — — — Multos in summa pericula misit
Venturi timor ipse mali: fortissimus ille
Qui promptus, metuenda pati, si cominus instent;
Et differre potest.

Lucan.

Zwölfte Abtheilung.

Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.

Chaque nation a ſes opinions particulieres; & ſi les préjugés les plus contraires à l'humanité, ont ſouvent régi des peuples entiers, faut-il s'étonner, que ceux, qui paroiſſent tendre à leur conſervation, ſoient ſi difficiles à déraciner — — — — — Ne prenons donc plus la forme pour le fonds.

Herbert.

§. 214.

Da ich eben von dem Verhalten eines Hausvaters in Gefahren handle, ſo muß beſonders annoch einer mehrmalen eintretenden Gefahr gedenken; Nemlich, wie man ſich verhalten ſoll, wenn eine **Hungersnoth** oder **Theurung** befürchtet wird? (§. 190.)

Die Menſchen haben ſich in Europa nunmehro zu ſehr vermehrt, als daß die in einem gewiſſen Bezirk wohnende ſich blos von demjenigen ernähren könnten, was der Erdboden in dieſem Bezirk willkürlich an Wurzeln, Kräutern und wilden Thieren hervorbringt: Wir müſſen unſere erſte Nahrungsmittel durch unſern Fleiß und Bemühung in größerer Menge und beſſerer Güte anzubauen trachten.

Die mehrſten Völker haben ſich nach gerade an eine gewiſſe Art von Korn gewöhnt, ſo daß ſie ſich ohne ſolches kaum ſättigen können, und in deſſen Ermangelung glauben, daß ſie Hungers ſterben müſſen.

Unter dem Namen von Korn begreifen wir solche Pflanzen, welche wir leicht in Menge anbauen können, und die einen Samen in reichlicher Menge bringen, welcher mit einer mehlreichen, unsrer Nahrung zuträglichen Substanz angefüllt ist.

Ein Engländer und Franzose verhungert, wenn er kein Weitzenbrod hat, Triticum *hybernum*; Ein Deutscher und die übrigen nordischen Völker entbehren dessen eher, wenn sie nur Rocken Secale *cereale* haben. In dem obern Theil von Deutschland ißt man viel den Speltz Triticum *spelta*; In magern Sandgegenden sättigt man sich mit Buchweitzen Polygonum *fagopyrum*: In Italien wird der Türkische-Weitzen Zea *mays* vorzüglich gebauet; Ein Türk hingegen und mehrere orientalische Völker kennen dies alles nicht, und essen Reiß Oryza *satiua*.

Wie wir Menschen uns nun gern überhaupt das schlimmste vorstellen, und, wenn das von uns selbst entworfene willkürliche Systemi nur einiger Maaßen verruckt wird, leicht alles verlohren zu seyn glauben; also geschieht es auch mehrmalen, daß wir Hungers sterben zu müssen befürchten, wenn der Erdboden neben uns, auch nur in einem Jahr, nicht genau so viel Korn trägt, als wir davon erwartet haben, und wir befinden uns eben, da ich dieses schreibe, in der Verfassung, daß ganz Deutschland von der Vorstellung einer solchen Gefahr in den beyden Jahren 1770 und 1771 die traurigsten Wirkungen empfunden hat; So daß über die deswegen zu nehmende Maaßregeln öffentliche Berathschlagungen angestellt worden, und in verschiedenen im Druck herausgekommenen Schriften zu Abhelfung des Uebels patriotische Vorschläge geschehen sind.

Da aber die Meinungen darüber getheilt sind, und mir sehr daran gelegen ist, überzeugt zu seyn, ob die Meinung, welcher ich beypflichte, wenn vermöge meines Amts mein Gutachten geben muß, gerechtfertigt werden könne; So werden meine Leser mir nicht übel nehmen, wenn ich in diese Materie etwas weiter hineingehe; Zumalen ohnehin ein jeder Hauswirth wissen muß, wie er sich in einer Gefahr am leichtesten und am zuverläßigsten sichern könne. Ich habe auch oben bereits im ersten Stück S. 61 erwehnt, daß ein jeder einzelner Hausvater Ursache habe, in ähnlichen Fällen vorsichtig zu seyn, daß er nicht etwa durch seinen falschen Rath, oder durch ungegründete Klagen, oder durch unzeitig geäußerte Besorgnisse, oder durch unrichtige Tadel diejenigen, denen die Besorgung der öffentlichen Anstalten anvertrauet worden, irre mache, oder gar verleite, den unrechten Weg einzuschlagen. Meine Absicht ist also nicht so sehr, andere, die anders denken, zu wiederlegen, oder eines Irrthums zu beschuldigen, sondern blos mich gegen andere zu rechtfertigen, welche mich etwa, weil ich ihnen nicht beyfallen und in ihre Absichten nicht hinein gehen kann, eines Eigensinns oder einer Halstarrigkeit beschuldigen mögten.

Alles, was ich sage, sind meine eigene Gedanken, und sie gründen sich auf die in einer dreyßigjährigen Erfahrung gesammleten Beobachtungen und Anmerkungen, und auf eine sorgfältige Ueberlegung. Indessen, da ich, nachdem mein Aufsatz entworfen war, nach meiner Gewohnheit nachlese, was andere darüber geschrieben haben, so finde zu meiner großen Beruhigung, daß meine Gedanken nicht neu, sondern großen Theils von andern bereits vorgetragen

sind; Man kann deswegen den **Herbert, Melon, Nickolls, Philippi, Reimarus,** und überhaupt die Schriften, welche die neue Einrichtung in Frankreich veranlaßt hat, und welche theils für, theils gegen den freien Kornhandel schreiben, nachlesen, und ich habe mich hin und wieder auf ihren Beyfall berufen.

Ich vermeine jedoch noch einige neue Beweisgründe hinzugefügt, auch alle übrige in einen genauern Zusammenhang verbunden, und zugleich alles mehr nach unsrer deutschen Verfassung eingekleidet zu haben. Das übrige überlasse der geneigten Beurtheilung meiner Leser.

§. 215.

Wenn wir an einem unentbehrlichen Stück Mangel zu leiden befürchten, so scheint, um sich gegen eine solche Gefahr zu sichern, das kürzste Mittel zu seyn, daß man

1) den annoch übrigen Vorrath möglichst zu Rath halte, folglich die Consumtion einschränke; Zugleich

2) sich in Sicherheit setze, daß dieser Vorrath uns nicht von andern entwandt werde; Anbey aber

3) bedacht sey, das sodann annoch fehlende herbey zu schaffen.

Daher ist man denn darauf verfallen, sobald als ein Mangel an dem benöthigten Korn eintritt, oder auch nur befürchtet wird, allerley Einschränkungen, Verbote, Sperrungen, Zuschläge und andere dergleichen gewaltsame Mittel einzuführen.

Zu Erläuterung des folgenden muß ich hier eine allgemeine Anmerkung einschalten: Es erhält alle

Staaten

Staaten und Länder in der genauesten Verbindung, und befördert eben die vortreffliche Ordnung im Ganzen, daß jede Gegend, jedes Land, nicht alles hervorbringt, was dessen Bewohner nöthig haben, oder daß sie sich doch nicht bey demjenigen einschränken lassen, was die von ihnen bewohnte Gegend anliefert.

Die Vorsicht billigt vielmehr, daß jedes Land viele aus entfernten Gegenden kommende und dort überflüssig werdende Producte als unentbehrlich ansieht, und, damit man dieser habhaft werden könne, bedacht ist, mit saurer Mühe, und unter Vergießung vielen Schweißes neue Werke des Fleißes hervorzubringen, welche an Ort und Stelle zwar überflüßig sind, hingegen von andern Nachbaren hinwiederum als unentbehrlich betrachtet werden, so daß sie, um solche zu erlangen, Fleiß, Kosten und Mühe anwenden: Kurz, die Bedürfnisse einiger Nationen, wenn sie auch nur eingebildet sind, und der Ueberfluß anderer, wenn sie auch erst dazu mit der größten Beschwerde, oder gar mit Lebensgefahr gelangen, setzen alle Völker in eine gewisse Verbindung, welche alle Staaten blühend und in einer beständigen Bewegung und Aufmerksamkeit erhält.

Es ist also nicht als ein Uebel oder als ein Unglück zu betrachten, wenn uns das nöthige fehlt. Es gereicht blos zu einiger Beschwerde, wenn uns dessen Erhaltung schwüriger gemacht wird; als vorhin; wenn wir uns damit nicht so gemächlich als gewöhnlich versehen können, sondern sie erst durch Umschweife aus entfernten Gegenden zu erhalten trachten, auch vielleicht das dreydoppelte dafür bezahlen, oder wol gar gewisser Stücke auf ein oder ein paar Jahr entbehren,

behren, und deren Abgang auf andere Weise zu ersetzen suchen müssen.

Wir Menschen aber sind gewohnt, alles aus einem engen Gesichtspuncte zu übersehen; unsere Einsichten sind eingeschränkt: Wenn nun der Erdboden bey uns nicht so viel Korn hervorbringt, als wir davon erwartet haben, so wollen wir gleich verhungern. Wir trauen der Vorsicht zu wenig zu; Wir sollten bedenken, daß solche so viele tausend Jahre lang regiert, und die Menschen am Leben erhalten hat; Statt dessen sehen wir nur gar zu gern Vorfälle, welche die Vorsicht vielleicht gar zu unsern Besten zuläßt, als Unglücksfälle an; wir wenden sie also nicht so wie wir sollten, zu unsern Nutzen an; und indem wir selber klüger seyn und die Folgen besser voraussehen wollen, strafen wir uns eben, und machen uns Vorfälle lästig und beschwerlich, von denen wir Vortheil ziehen könnten. Es trifft dabey die oben (§. 198.) überhaupt gemachte Anmerkung ein, daß wir bey einer vermeinten Gefahr zu deren Abwendung selten die rechten Mittel vorkehren, sondern daß unsere zur Hand genommene Vorkehrungen uns oft erst einer Gefahr und Mangel aussetzen.

Zwar ist anjetzt das Lieblingssystem, daß jedes Land nur in und aus sich selber leben, mithin daß man alle Producte der Nachbaren als überflüßig und zur Uepigkeit gehörend verachten, folglich seine Einwohner zur Frugalität gewöhnen, und sie mit wenigen sich zu behelfen lehren will; Man sieht es also als eine Strafe an, wenn wir in die Nothwendigkeit gesetzt werden, von Fremden etwas kommen zu lassen. Ich habe aber schon oben S. 266. §. 144. einige Bedenklichkeiten dagegen angeführt, und gleichwie alle Länder

der erst seit der im Großen eingeführten Schiffahrt und Handlung blühend, mächtig und volkreich geworden sind; diejenigen Länder auch für die mächtigsten gehalten werden, welche die weitläuftigste Handlung haben, und die mehrsten entbehrlichen Waaren bey sich absetzen; Also steht auch zu vermuthen, daß jenes Frugalitätssystem bald wieder in sich selber zerfallen, mithin daß die Staaten am größesten bleiben werden, welche sich am weitesten davon entfernen: Es wäre denn, daß jemand als ein Glück ansehen wollte, wenn wir wieder auf den alten Zustand zurück kommen, so daß jede Nation wie die Wilden in America für sich selber lebet, und sich mit demjenigen, was der Erdboden oder die Gewässer an seinem Ort liefern, ernähret *).

§. 216.

Da nun gewöhnlich ist, bey einem befürchteten Kornmangel Fruchtsperren zu machen, andere aber deren Zulässigkeit in Zweifel ziehen; So würde die zu beleuchtende Frage diese seyn:

*) Vielleicht wird diese Materie ein neues Licht erhalten, da von der Gesellschaft zu Orleans in Frankreich zur Preisfrage aufgegeben worden:

„ Was für Vortheil oder Schaden der Staat ha„ ben würde, welcher zuerst bey sich die Handlung „ völlig frey und uneingeschränkt giebt; Nachdem „ fast in allen Reichen von Europa die Handlung „ durch die mannigfaltigen bey der Einfuhr und „ Ausfuhr auf alle Landesproducte sowol als auf „ die Werke des Fleißes oft von beyden Seiten ge„ legte ansehnliche Rechte gehemmet wird?“

Daß ein solcher Staat ansehnliche Vortheile haben wird, kann auf mehrerley Weise erwiesen werden; die Erfahrung lehrt auch, daß kleine zwischen andern

Kann man sich gegen eine Hungersnoth verwahren, wenn die Ausfuhr des Korns gehenmt oder gar gesperrt wird; Oder hat man andere sichere und bequemere Mittel, um zu seinen Endzweck zu gelangen?

Alle Kornsperrungen gründen sich eigentlich auf ein allgemeines Vorurtheil, welches jetzt in vorangeführten öffentlichen Schriften genugsam wiederlegt ist, und dessen Ungrund wir in den verflossenen Jahren aus der Erfahrung am besten haben kennen lernen.

Man betrachtet nemlich den gemeinen Mann als den größten Haufen, welcher größtentheils vom Korn sich nähren, also am mehrsten ankaufen muß. Man glaubt also, daß dem gemeinen Mann ein rechter Dienst geleistet werden würde, wenn das Korn in geringem Preise erhalten wird; so daß diejenigen, welche dessen ankaufen müssen, das benöthigte in der Nähe, ohne Mühe, und wolfeil erhandeln können.

Daher ist in einigen deutschen Provinzen schon zur Gewohnheit geworden, daß man, wenn der Preis des Rockens nur um wenige Groschen steigt, sofort die Ausfuhr von allen Arten von Früchten verbietet, ohne

gesperrten Ländern liegende Freyörter weit blühender und glücklicher sind. Die alte Regel bleibt: Que la liberté est l'ame & le soutien du commerce & que la concurrence est le seul moyen d'établir le prix de toute marchandise au taux le plus avantageux au public. Oder wie ein Menschreund, der Marquis de Mirabeau sich ausdruckt: que le commerce est à l'exterieur ce qu'est la vivication à l'interieur; blos der auswärtige Handel muß einem Lande Leben und Kräfte geben. S. Hausv. III. Th. S. 105.

ohne zu erwegen, daß die Provinz mehr Korn liefert, als die Unterthanen selbst consumiren können.

Man vergißt, dabey in Betracht zu ziehen, daß der Bauer eigentlich der Fabrikant ist, und daß der Fabrikant allemal gewinnt, wenn seine Waare im Preise steigt.

Da einige Taglöhner Korn zukaufen müssen, so glaubt man, alle Bauren müßten Korn kaufen; Man sieht sie also blos als Käufer an, und will sich nicht überzeugen, daß die mehrsten Bauren eigentlich Verkäufer sind, so daß wenn gleich viele davon eine oder andere Art Korn zukaufen müssen, dennoch dagegen von ihnen andere Arten von Lebensmitteln zu Markte gebracht werden.

Weil bey theuren Preisen einzelne große Pächter, die Besitzer ansehnlicher Güter, und die Kornhändler zu Zeiten ansehnlich gewinnen, so urtheilt man, daß dieses nur die einzigen Verkäufer wären, und daß ihr Gewinnst mit dem größten Bedruck und zum Nachtheil des gemeinen Mannes gesammlet werde. Man erwegt nicht, daß das mehrste zu Markte kommende Korn von geringen Bauren zur Stadt gebracht, daß unter den Bauren der stärkste Kornhandel getrieben wird, und daß der Handel von jenen blos mehr in die Augen falle, weil er zur Zeit auf größere Summen geschlossen wird, da der Bauer seinen Vorrath nach und nach bey einzelnen Himten absetzt; So wie auch das Geld, was große Kornhändler lösen, nicht aus dem Zirkel kommt, sondern von den mehrsten größtentheils gleich wieder angewandt und in den Umlauf gebracht wird.

Es ist anbey zu bemerken, daß höhere Kornpreise auch die Preise von allen übrigen Victualien steigen machen,

machen, und veranlassen, daß diese mehr gesucht werden. Die Bauren also, welche kein Korn zu verkaufen haben, haben doch gemeiniglich Federvieh, Kälber, Schaafe, Schweine, Pferde, Butter, Eyer, Holz, Torf und dergleichen mehr zu verkaufen, und können alles dieses jetzt theuer loswerden, da es ihnen bey wohlfeilen Preisen Niemand abgenomuen haben würde, oder wenn sie es auch zur Stadt bringen wollen, der Weg ihnen kaum bezahlt wäre.

Daß also, um eine Hungersnoth abzukehren, ein Verbot der Kornausfuhr nicht hinreiche, hat der Herr D. **Reimarus** in seiner **Abhandlung von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides** kurz, deutlich und gründlich ausgeführt, daher ich mich vorläufig darauf nur berufe. Sein Urtheil muß um so unpartheyischer scheinen, da er in einer großen Handelsstadt wohnt, welche, wenn die Nachbaren sperren und eine Theurung veranlassen, dabey mehr gewinnt als verliert, also Ursache hätte, sie in der Verstockung zu erhalten.

§. 217.

Man pflegt aber die Frage gleich so zu faßen:

Wenn gleich überhaupt freilich bedenklich ist, die Ausfuhr des Korns zu verbieten; können nicht gleichwol besondere Umstände und politische Betrachtungen das Verbot anrathen, ja gar nothwendig machen?

Vielleicht werden viele Leser glauben, daß sich dieses von selbst verstehe, und daß eine weitere Untersuchung dieser Frage überflüßig sey; zumalen, wenn sie erwegen, daß fast in allen Ländern von Europa

bey

bey einem anscheinenden Kornmangel Zuschläge und Einschränkungen gemacht werden; ja daß viele Einwohner sofort dergleichen begehren und wünschen.

Bey genauer Erwegung wird man jedoch hoffentlich die nachfolgende Prüfung dieser Frage nicht ganz überflüßig finden.

Um mich deutlicher auszudrucken, werde ich sie in folgende Glieder fassen, und jedes besonders abhandeln.

I. „ Wer sind diejenigen, welche in dergleichen „ Fällen eine Fruchtsperre anzurathen pflegen?“ §. 218.

II. „ Was hat man für Gründe, um eine Fruchtsperre zu rechtfertigen?“ §. 219.

III. „ Da die Erfahrung die beste Lehrmeisterinn „ ist, und wir so viele Exempel haben, daß Zuschläge gemacht worden; ob die Folgen unserer „ Erwartung gemäß ausgeschlagen sind?“ §. 226.

IV. „ Ob andere sichere Mittel in Vorschlag gebracht werden können, um einen Kornmangel „ weniger empfindlich zu machen?“ §. 227.

V. „ Was bey denen übrigen Vorschlägen, wodurch andere einen Kornmangel abhelfen wollen, etwa zu erinnern ist?“ §. 243.

§. 218.

Es scheint der Mühe werth zu seyn, daß ich vorläufig eine Betrachtung anstelle:

I. „ Wer bey einem sich äußernden Kornmangel eine Kornsperre anrathe oder begehre?“ (§. 217.)

Denn wenn ein Vorschlag von Personen von Ansehen kommt, denen wir Einsicht und Unpartheilichkeit zutrauen, so hat er schon mehrere Vermuthung vor sich, und einen stärkern Eingang.

Viels

Vielleicht werden einige mir auch hier antworten, daß unnöthig sey, nachzufragen, ob einzelne Personen eine Fruchtsperre begehren; da bey eintretendem Kornmangel die Stimme des ganzen Volks einmüthig rufe: „Wird die Ausfuhr des Getreides noch „ nicht verboten werden? Will man denn noch nicht „ dem Frevel fremder Aufkäufer stöhren, welche uns „ unsere Nothdurft wegkaufen und vertheuren? „ Wird man dem Exempel der Nachbaren nicht bald „ nachfolgen? Soll das Branteweinbrennen noch „ nicht eingestellt werden? Will man uns nun gar „ Hungers sterben lassen? Ist denn Niemand im „ Lande, der sich unser erbarmet, und einer weisen „ Landesregierung die gemeine Noth vorstellet?“

Freylich hört man eine solche Sprache öfters genug, aber nie von allen, sondern nur von einzelnen, welche ein besonderes Interesse dabey haben, und denen man vielleicht antworten mögte, daß sie nicht wissen, was sie begehren, oder wie Herbert sagt; (Police des grains p. 37) La multiplicite des sentimens ne réunit pas toujours la plus grande quantité de bon sens.

Der gemeine Mann wird schwerlich überhaupt jemals Zuschläge anrathen, vielmehr den Bedruck, den er darunter leidet, nachdrücklich empfinden.

Wenn aber nur einzelne Personen Zuschläge begehren, so werden sich solche in folgende Klassen bringen lassen.

1) Werden vor allen Dingen furchtsame Hauswirthe dazu rathen; welche bey der geringsten Gefahr verzagen, und alles verlohren glauben, also ohn Unterlaß klagen, ohne vorher hinlänglich zu überlegen, ob sie rechtmäßige Ursache dazu haben, und ob sie

auch

auch auf die rechten Mittel zu Abwendung der Klagen verfallen. Diese sollten das vortreffliche Werk des *Pope* Essai sur l'homme nachlesen, darin er auf eine überzeugende Art lehrt, wie die Vorfälle, welche wir Menschen als böse und als ein Unglück ansehen, oft nichts weniger sind, und vielmehr zu unserm wahren Besten gereichen. Wenn ein starker Sturm und Ungewitter kommt, so geht unserer Meinung nach alles unter, und es folgt das fruchtbarste Wetter und reiche Ernte darnach: Wenn das Jahr das Feld nicht so viel trägt, als wir davon erwartet haben, so schreien wir gleich über Miswachs, ohne zu bedenken, daß in andern Gegenden die Ernten desto reicher sind, und daß sich unser Boden nur ausruhe und neue Kräfte sammle, um in der Folge desto ergiebiger zu seyn.

2) Gleiche Bewandniß hat es mit mitleidigen Obrigkeiten und Beamten, welche die ihnen anvertraueten Unterthanen gern aufhelfen und glücklich machen wollen, und in dieser Absicht deren Umstände bey den Obern kläglicher vorstellen, als sie wirklich sind; Also, um jenen zu helfen, die ersten die besten Vorschläge thun, ohne zu überlegen, ob durch deren Befolgung denen Unterthanen wesentliche Hülfe wiederfährt, genug, wenn sie nur den allgemeinen Vorurtheilen gemäß sind.

3) So haben auch Pächter und diejenigen, welche mit Korn handeln, verschiedene Ursachen, das Verbot der Ausfuhr anzurathen. Entweder, wenn sie zu ihrer Consumtion Korn ankaufen müssen, und in Angst sind, daß es ihnen von andern weggekauft oder zu sehr vertheuret werden mögte; Bald, wenn gescheute Kornhändler aus der Erfahrung schon wissen, daß

Zuschläge die Preise steigern, also ihnen Gelegenheit geben, ihren Vorrath theurer los zu werden, auch bey dem gehemmten Handel neue Vorräthe aufzukaufen, um sie demnächst mit guten Wucher abzusetzen. Manche Pächter können auch besondere Ursachen haben, den Mangel größer vorzustellen, damit ihr starker Gewinnst bey den theuren Preisen dem Herrn des Guts nicht so sehr in die Augen leuchte.

4) Andere, welche von Besoldung oder blos von baarer Geldeinnahme leben, und ihre Eintheilung so gemacht haben, daß sie bey gemeinen Jahren eben damit auskommen können, finden sich merklich beschwert, wenn sie bey theuren Jahren die nothwendigen Stücke um das doppelte bezahlen müssen. Sie hoffen also eine Erleichterung und wohlfeilere Preise, wenn sie einen Zuschlag anrathen.

5) Einige von diesen werden aus einem mitleidigen Herzen sich doppelt dazu berechtigt glauben, wenn sie von sich auf den gemeinen Mann schliessen, und urtheilen, daß diesen die Theurung noch mehr drükken müsse. Sie sollen aber dagegen bedenken, daß dieser eben derjenige sey, der ihnen die Sachen verkauft, und durch ihren Bedruck gewinnt; indem oberwehnter Maaßen mit dem Korn auch mehrere Lebensmittel im Preise steigen, also unter dem gemeinen Mann bey theuren Preisen jederzeit mehr Geld rullirt, und mehr Leben ist; Ein Taglöhner, der sein Korn alsdenn theurer bezahlen muß, kann auch eher, um solches einzukaufen, Tagelohn gewinnen, als wenn bey wohlfeilen Preisen ein jeder sich einschränkt, also alsdenn vielen eher Geld fehlt, um auch nur wohlfeil einzukaufen. Diejenigen, die etwa gar nicht kaufen können, finden leichter andere, die sie speisen.

6) So

6) So werden auch gestrenge Hausväter (I. St. p. 134) leicht Zuschläge anrathen, welche gewohnt sind, alles nach den redlichsten Absichten und mit einer wahren Menschenliebe zu beurtheilen, also daher schliessen, daß, wenn nur die Menge des Korns zu vermehren, und dessen Ausfuhr zu verhindern getrachtet würde, alsdenn auch zugleich allen Misbräuchen vorgebauet, und ein Ueberfluß befördert werde;

Das schlimmste dabey ist nur, daß die mehrsten Menschen nicht so redlich denken, und da viele mehr auf ihre Privat-Convenienz sehen, als bedacht sind, das gemeine Beste zu befördern, so helfen die besten Absichten nichts, wenn sie uns nicht wegen des Erfolgs sichern. Ich kann mich hier abermalen auf das Zeugnis des Herberts berufen; La Loix est donc vicieuse ou inutile, sagt er, si toutes les précautions que l'on prend pour son execution ne procurent pas les secours, qu'elle fait esperer, ou si la malice des hommes trouve le moyen de l'éluder. On ose même avancer, qu'elle est nuisible & contraire à l'abondance des denrées, *qui n'est jamais mieux entretenue, que par la liberté.*

7) Der größte Haufen, welcher sofort Kornzuschläge anzurathen und zu begehren pflegt, sind die Bewohner der Städte, welche gemeiniglich zu ihrem eigenen Nachtheil auch in andern Zweigen der Handlung Einschränkungen veranlassen.

Diese sehen auf ihren Privat-Vortheil; sie überlegen, wie viel sie zu ihrer Consumtion gebrauchen, und in welche Verlegenheit sie gesetzt würden, wenn sie ihre Bedürfnisse zu ungleich höhern Preisen kaufen müssen, oder wenn ihnen die Zufuhr gar fehlen sollte; Sie hoffen daher zu gewinnen, wenn sie durch

erbetene Einschränkungen die Anzahl der Käufer vermindern, und dadurch den Landmann zwingen, daß er seinen Vorrath zur Stadt bringen und um die von ihnen zu bestimmende Preise losschlagen müsse.

Die Erfahrung sollte sie belehren, daß die Einschränkungen mehr die Anzahl der Verkäufer als der Käufer mindere: denn man gebe nur einmal Acht, ob nicht, wenn die Furcht für einen Kornmangel bemerklich gemacht wird, ein jeder, der sonst noch wol Korn verkaufen würde, zurück hält, und antwortet:

„ Wer wollte jetzt wol Korn verkaufen? nach einigen
„ Monaten so wird erst ein Mangel eintreten und
„ so werden die Preise erst steigen; das jetzt von aus-
„ sen verschriebene Korn kommt im Einkauf schon so
„ hoch, und wird immer theurer werden, oder vielleicht gegen des gar nicht weiter zu haben seyn, und
„ alsdenn ist Zeit loszuschlagen; Wer jetzo schon ver-
„ kaufen wollte, muß ein schlechter Wirth seyn, oder
„ das Geld höchst nöthig haben.“

8) Letztlich kann ich diejenigen zu einer besondern Klasse rechnen, welche Zuschläge anrathen, blos aus Gewohnheit, weil sie sich erinnern, daß man in ähnlichen Fällen dazu geschritten sey, und weil sie hören, daß andere dergleichen schon verfüget haben.

Es geht damit, als mit manchen Moden, da, wenn deren Einführung bekannt wird, ein jeder gern der erste im Nachahmen seyn will, wenn sie gleich zu unserm Nachtheil gereichen.

Man sollte aber bedenken, daß es mit den Krankheiten des Staatkörpers oft die nemliche Bewandnis hat, als mit den Krankheiten des menschlichen Körpers. Gewisse Krankheiten werden viele Jahre lang von allen Aerzten auf die nemliche Art gehandhabet,

uns-

unerwartet aber treten neue Aerzte auf, erklären die bisherige Art zu curiren höchst gefährlich, ja wol gar tödtlich, und schreiben neue Mittel vor, welche die ältern als höchst nachtheilich verdammt haben würden. Frankreich kann hierunter am besten zum Exempel dienen. Es fehlte daselbst zu Zeiten an Korn; man schrieb den Mangel der starken Ausfuhr zu; Man glaubte für die Folge die besten Maaßregeln zu nehmen, wenn alle Kornausfuhr verboten würde *), so daß sie nachher nicht einmal weiter aus einer Provinz in die andere erlaubt wurde; ein jeder wollte nur für sich sorgen, darüber litten alle, und der Ackerbau kam in gänzlichen Verfall. Gleichwol kostete es die größte Ueberwindung, ehe man seinen Fehler einsehen wollte. Erst unterm 17ten Sept. 1754. wurde der Handel zwischen denen unterschiedenen Provinzen aufgegeben; und die größten Gelehrten und Staatskundige mußten alle Beredsamkeit zusammen fassen, um alle ihnen gemachte Schwierigkeiten zu wiederle-

*) Ich habe zwar irgendwo gelesen, daß die freie Kornausfuhr in Frankreich während der Ministerschaft des großen Sully schon gehemmt sey. In seinen Memoirs erinnere mich aber nichts davon gefunden zu haben. Ich zweifle auch daran, da Frankreich ihn als den Minister verehrt, welcher den Ackerbau erst wieder empor gebracht hat. Im Jahr 1607 soll auch noch ein Richter zu Saumür, welcher die Ausfuhr des Mehls verbieten wollen, nachdrücklich bestraft seyn; ich vermuthe also, daß Colbert, welcher die Manufacturen zu seinen Vorwurf genommen hat, erst im Jahr 1661 die Ausfuhr des Getreides verboten habe, damit der Unterhalt der Handwerksleute wohlfeil bliebe, und die von ihnen verfertigten Waaren um einen geringern Preis zu bekommen seyn mögten.

gen, und zu erweisen, daß Frankreich durch einen freien Handel gewinnen würde, ehe sie die Erlaubnis dazu durch das Arret vom 31ten Octob. 1768. auswirken konnten; Von dessen Nothwendigkeit nunmehro ganz Frankreich und seine Nachbaren überzeugt sind.

Wenn also die Fruchtsperren durch das Ansehen derer Personen, welche dazu rathen, nichts gewinnen, so ist weiter zu erwegen, ob sie durch besondere Gründe ein größers Gewicht erlangen?

§. 219.

Sehen wir II. auf die **Gründe**, womit man Fruchtsperren und Einschränkungen rechtfertigt, (§. 217.) so werden solche hergenommen:

1) Aus der Natur der Sache selbst. §. 220.

2) Von unserer eigenen Bedürfniß und der Habsucht der Nachbaren. §. 221.

3) Von

Die Franzosen werfen ihm aber selber vor, „*que c'etoit sacrifier le labour'eur au manufacturier, parceque ce sont les productions de la terre, qui entretiennent les arts & les fabriques, le commerce même ne peut avoir un plus ferme appui. L'agriculture, les arts, & le commerc* (nicht eben einzelne Manufacturen) *sont les établissemens les plus utiles & les plus propres à fortifier les sources de l'aisance publique.*“ Sie nennen sein Systeme des prohibitions *fatal;* und erkennen „que les moyens qu'on avoit mis jusqu'ici chez eux en usage, pour prevenir l'abus, ont formé préeisement eux mémes l'abus, & que tel est l'effet des Loix mal combinées, qui rejaillissent toujours sur les gouvernemens qui les font“ voy. *les interéts de la France mal entendus*, & *Corps d'observations de Societé établië à Rennes.*

4) Von der Nothwendigkeit, der Habsucht gewinnsüchtiger Wucherer und Vorkäufer zu steuren. §. 223.

5) Von der besondern Lage eines Landes. §. 224.

6) Von besondern eintretenden Nebenbetrachtungen. §. 225.

Außer diesen finde ich keine Gründe von andern angeführt. Wir wollen also diese nach einander beleuchten.

§. 220.

Erwegen wir 1) nach der Natur der Sache, in wie weit eine Kornsperre zuträglich seyn könne? (§. 219.) So ist ein Unterschied zu machen
a) ob bereits wirklich ein Mangel eintritt, oder
b) ob wir denselben erst befürchten.

Der letztere Fall ist der gemeinste; ich werde also mein Augenmerk zuerst darauf richten. Nun scheint nichts bedenklicher zu seyn, als wenn wir eine Gefahr erst befürchten, und wir machen den Anfang damit, daß wir unsere Verlegenheit öffentlich erklären, und eine allgemeine Furcht erwecken; die Furcht ist in solchen Fällen von üblern Folgen, als die befürchtete Gefahr selber, und ich habe oben (S. 505.) gezeigt, daß es in einer wahren Gefahr eine Klugheit ist, wenn man seine Furcht geschickt und den Umständen gemäß zu verbergen weiß.

Welcher Kaufmann wird, wenn sein Waarenlager abnimmt, und wenn er befürchtet, daß er nicht alle Käufer werde befriedigen können, den Anfang damit machen, daß er seinen Laden zuschließt, und seine Verlegenheit nicht allein durch Handbriefe seinen Corre-

spondenten, von denen er neue Waaren erhalten kann, kund thut, sondern auch in allen öffentlichen Blättern Avertissements bekannt macht? Oder, wer wird wol, wenn er in tiefen Schulden steckt, dennoch aber Mittel zu erhalten hoffen kann, um sich zu helfen, sich gleich selber öffentlich bankerot erklären, und alle diejenigen, die ihm sonst noch wol Geld gegeben hätten, furchtsam machen, daß sie ihm wenigstens doppelte Zinse abfordern.

Man kann auch hier wieder das Gleichniß von der Art, die Krankheiten zu heben, anwenden: Oft befürchten wir eine Krankheit, und wollen derselben durch Aderlassen oder andere Preservative vorbauen, die uns eben in Gefahr stürzen, und eine schwer zu hebende Krankheit wirken. Zu einer andern Zeit wollen wir eine wirklich uns treffende Krankheit durch Palliative heben, welche zwar die Krankheit zu vermindern scheinen, aber zu schwach sind, um die rechten Quellen und Ursachen der Krankheit aus dem Grunde zu heben, so daß diese bald in eine neue weit gefährlichere Krankheit ausbrechen.

Bey allen Fällen, die ich mir seit dem Jahre 1740 bemerkt habe, sind auf eine jede verhängte Einschränkung im Kornhandel die gewissen Folgen gewesen; merklich steigende Preise, und häufigere Klagen über Mangel. Denn sobald dadurch die Furcht für Kornmangel allgemein wird; so hält sofort ein jeder, der sonst noch Korn verkauft haben würde, mit dem Verkauf an, und überschlägt, damlt er ja mehr in Vorrath behalte, als er zur eignen Consumtion bis zur nächsten Ernte nöthig hat: und mit dem übrigen wird er, wenn ihn nicht, der Geldmangel nöthigt, sicher noch an sich halten, weil er nun voraus weiß, daß

die

die Preise bey dem unterbrochenen Handel nicht wieder fallen, wol aber steigen werden; wenn auch gleich manche, wie mir dergleichen Exempel bekannt sind, darunter betrogen werden, und am Ende ihren Vorrath gar behalten.

An der andern Seite, da der gemachte Zuschlag die Vermuthung erweckt, daß ein Land mit seinem eignen Vorrath ausreichen werde, so handelt nunmehr kein Kaufmann auf Speculations dahin; um so weniger, da er, wenn er einmal in eine gesperrte Provinz Korn schicken will, damit nicht weiter frey schalten, und es nicht wieder herausbringen kann.

An der dritten Seite werden unsere Nachbaren, welche uns sonst um billige Preise ausgeholfen hätten, sobald ihnen bekannt wird, daß ihr Beystand uns unentbehrlich sey, ihn gleich so viel höher schätzen, und uns in den Preisen übersetzen.

An der vierten Seite haben **Reimarus** und andere genugsam erwiesen, daß ein Verbot der Ausfuhr eben so viel sey, als wenn zugleich ausdrücklich verboten wird, daß auch weiter kein Korn eingeführt werden soll, zumalen da die Nachbaren leicht Gegenzuschläge machen.

Ich ziehe daraus den Schluß: Besteht die Furcht für Kornmangel nur in der Einbildung, so daß kein wesentlicher Mangel eintreten wird; so ist übel gerathen, wenn solche Anstalten vorgekehrt werden, welche die Vorstellung eines Mangels erwecken. Ist aber die Furcht, daß uns mit der Zeit Korn fehlen wird, gegründet, so sind Zuschläge nicht das Mittel, den Mangel zu ersetzen, sondern sie sperren eher die uns dazu offen stehende Wege, und vergrößern die Noth in einem merklichen Grade.

Dabey ist noch überhaupt anzumerken, daß wenn ein Kornmangel befürchtet wird, so liegt der Fehler gemeiniglich nicht sowol an einem fehlenden Kornvorrath, als vielmehr daran, daß denenjenigen, die Korn kaufen müssen, das dazu erforderliche Geld fehlt. Eine jede Fruchtsperre veranlaßt zu Anfange eine Stockung in dem Umlaufe des Geldes, und benimmt denen, welche einen Mangel daran haben, noch mehr die Gelegenheit, daß Geld in ihre Hände gelangen kann; Zumalen bey jeder Fruchtsperre mehr baar Geld hinaus geht, und weniger zurück in den Umlauf kommt, also das Land merklich ärmer wird.

§. 221.

Aber was ist denn 2) zu thun, wenn wir wirklich einen Mangel an Korn leiden, und wenn unsere Nachbaren, die gleichen oder noch größern Mangel haben, uns das noch wenige übrige Korn wegzukaufen trachten? So ist doch, sagt man, unumgänglich nöthig, daß die Ausfuhr verboten werde? (§. 219.)

Ist bey uns schon der Mangel wesentlich, wozu sollen alsdenn noch Zuschläge helfen? Gesetzt, ein in gleicher Noth stehender Nachbar erforscht, wo bey uns hin und wieder ein kleiner Vorrath liegt, so kommt das wenige, was er uns auf diese Weise wegnehmen kann, gegen die ganze uns fehlende Menge in keinen Betracht, und woher die uns fehlende Hauptsumme erfolgt, kann auch jener geringe Abgang leicht ersetzt werden, wenn nur Handel und Wandel frey bleibt. Wenn wir wesentlichen Mangel haben, so muß solcher nothwendig durch Hülfe anderer ersetzt werden; Diese Hülfe erwarten wir nun, entweder

von Nachbaren, wenn sie ihren Vorrath uns unmittelbar überlassen, oder mit uns theilen; Oder wir erhalten die Hülfe mittelbar durch Kaufleute, welche Zufuhr aus entfernten Gegenden besorgen.

In beyden Fällen müssen wir nicht den Anfang damit machen, daß wir denenjenigen, die wir zu Freunden behalten wollen, feindselig begegnen; dieses geschiehet, wenn wir Zuschläge machen.

Wie kann ich von meinen Nachbaren Hülfe gewärtigen, dem ich vorher alle Hülfe versage? Wer wird wol gegen einen Spieler eine große Summe wagen, der voraus erklärt, daß er an keinen Mitspieler etwas bezahlen, wol aber von ihnen gewinnen will? Soll uns ein Kaufmann helfen, so muß er freie Hände behalten; wir dürfen ihn von keiner Seite die Hände binden, noch in Gefahr setzen, daß er in der Folge in seinem Handel gestöhrt oder eingeschränkt werden könne. So gut einzelne, keinen Ackerbau habende, Städte durch die Kaufleute mit hinlänglichen Vorrath versehen werden können; noch leichter werden diese ganze Provinzen versorgen können: Nur kein Zwang! So lange dieser nachbleibt, ist die Zufuhr leichter, und wir haben weniger zu befürchten, daß Nachbaren uns zu viel Korn wegkaufen werden.

Es scheint, daß man sich bey dieser Gelegenheit von dem Leichtsinn dererjenigen, welche noch Korn zu verkaufen haben, eine gar zu gefährliche Vorstellung macht. Man befürchtet, daß ein jeder bey einer solchen Gelegenheit seinen Vorrath an den ersten, den besten, Käufer weggeben werde. Dies kann vielleicht im Anfange auf ziemlich beträchtliche Summen geschehen; Es wird aber bald bekannt, wenn Korn gesucht wird, und sodann hält ein jeder mehr an; Auch

selbst der gemeinste Bauer ist klug genug, zurück zu halten, und auf seinen Vortheil bedacht zu seyn; Eher wird er, wenn ein Verbot kommt, heimlich etwas weggeben, weil der Mensch die Freyheit liebet, die Einschränkungen hasset, und nicht geneigter zu einer That ist, als nachdem sie verboten worden.

Gesetzt, es stiege auch das Korn durch die erlaubte Ausfuhr an einigen Grenzorten auf das dreydoppelte, so wird unser Vortheil desto größer seyn; denn wir ziehen um desto mehr Geld ins Land, indem wir das weggehende von einer andern Seite wieder erhalten können, und gleich einem Kaufmann anzusehen sind, dessen sein Waarenlager reißend abgeht, und der es von einer andern Seite sofort wieder ersetzt; so wie durch die Ab- und Zufuhr Wirthe, Fuhrleute, Handlanger u. s. w. in Bewegung kommen, und gewinnen. Am wenigsten haben solche Länder zu befürchten, welche an der See und an Schiffreichen Flüssen wohnen, auch große Handelsstädte in der Nähe haben, welche also eher wünschen sollen, daß Nachbaren ihr Waarenlager ihnen fleißig abkaufen. Ich erinnere mich hier einer Anmerkung des **Herrn von Hallers** aus den Göttingischen Zeitungen; „Es ist „ (sagt er) mit den Klagen eines Volks eine widersinnige Sache, die reichen Engländer sind aufrührisch, die um 48 Schilling 480 ℔ Weitzen zu 16 „ Unzen kaufen, und die armen Helvetier murren „ nicht bey den 103 ß, die sie für eben das Gewicht „ bezahlen."

§. 222.

Noch gemeiner ist 3) das Vorurtheil, daß wenn ein Land mit einer Einschränkung anfängt, seine Nachbaren nothwendig auch dazu schreiten müssen.

müssen. Also, sagt man; wenn mein Nachbar die Kornausfuhr sperrt, so bleibt mir kein ander Mittel übrig, als gegen ihn ein gleiches zu verbieten? (§. 219.)

Daraus würde also höchstens folgen, daß man gegen einen uns feindlich begegnenden Nachbaren auf ähnliche Weise den Krieg erklären müsse; dadurch wird aber kein allgemeiner Zuschlag gerechtfertiget.

Der sein Land gegen uns sperrende Nachbar hat entweder selbst einen Mangel an Korn, oder er hat noch einen Ueberfluß. In jenem Fall kann uns sein Zuschlag sehr gleichgültig seyn, indem wir doch weniger von ihm erhalten haben würden, und er hingegen, da er selbst den Handel aufruft, jetzt weniger von uns zu hoffen hat, wenn auch der Handel unsrer Seits frey bleibt; er giebt vielmehr, da er seine Schwäche zu Tage legt, uns Gelegenheit, davon vorangeführter Maaßen zu genießen.

Hat unser Nachbar aber noch Vorrath, so straft er sich am mehrsten durch seinen Zuschlag; indem die Ausfuhr doch nicht unterbleibt, und wir jetzt wohlfeiler von ihm kaufen. Also bleibt der Schaden allein an desjenigen Seite, der den Zuschlag zuerst anfängt, und die Nachbaren nehmen nur daran Antheil, in so weit, als sie sich verleiten lassen, darauf nachzufolgen. Die Nachbaren von einem sperrenden Staate sollten also so wenig eifersüchtig darauf seyn, daß sie es vielmehr als einen neuen, ihnen eingeräumten, Vorzug ansehen können.

Ich kann dieses durch ein nicht völlig passendes Gleichnis erläutern: Wenn mein Nachbar ein gefährliches Feuer anlegt, und ich befürchte, daß solches seine Gebäude in Brand bringen, mithin die

mei-

meinigen daran stossenden mit ergreifen werde; So werde ich, um dieser Besorgniß zu entgehen, meine Gebäude nicht vorher selber anstecken und abbrennen: Oder gesetzt, ich habe ein, aus Mangel des Bluts entstandenes schleichendes, Fieber: Meine Nachbaren halten mir die nöthigen Nahrungsmittel vor, wodurch ich wieder zu Kräften kommen kann, so wird mir wenig helfen, wenn ich, um Repressalien zu gebrauchen, mich gegen sie einsperre, allen Umgang mit ihnen aufhebe, und mir also nunmehro selber die Nahrungsmittel entziehe, welche ich sonst noch durch Güte oder List, oder durch Umsatz von ihnen erhalten können; folglich lieber Hungers sterbe, um nur meine Rache gegen jene auszuüben.

Bey den Fruchtsperren kommt es vornemlich darauf an; entweder die Unterthanen des sperrenden Staats sind unsere guten Freunde, sie leben in einer genauen Verbindung mit uns, sind gewohnt, uns beständig gewisse Nahrungsmittel zuzuführen, und gewärtigen dagegen von uns in andern Stücken wechselsweise Beystand; So werden die Unterthanen sich nicht stark daran kehren, wenn ihnen gleich von ihrer Obrigkeit alles Verkehr mit uns untersagt wird; Sie werden schon Auswege zu finden wissen, um uns das nothwendige zuzuführen, so lange wir sie nicht verlassen, und uns freundschaftlich gegen sie betragen.

Oder aber, die Nachbaren haben ohnehin wenig Verkehr mit uns, so wird eine Fruchtsperre bey ihnen auf uns wenigen Einfluß und vielleicht gar keinen haben, wenn wir fortfahren, ihnen freundschaftlich zu begegnen: Hingegen werden wir sie noch mehr erbittern, und künftig zu öffentlichen Feinden machen, wenn wir durch Gegenanstalten ihnen die Folgen der

ihnen ohnehin verdrieslichen Einschränkung empfindlich machen.

Ich kann mich hier überhaupt auf das Zeugniß solcher Obrigkeiten berufen, welche Nachbaren haben, bey denen die Sperrungen gewöhnlich sind, ob sie sich nicht nach verbotener Ausfuhr leichter und bequemer mit dem Nothwendigen daher versehen können, als vorhin?

§. 223.

Da bey eintretendem Kornmangel die Kornhändler einen Vorrath von Korn aufzuschütten pflegen, in Hoffnung noch theurer Preise; so glaubt man: 4) daß doch die Zuschläge dazu gereichen könnten, um solchen gewinnsüchtigen Wucherern die Hände zu binden? (§. 219.)

Erwegen wir dagegen die Folgen der Kornsperren genau, so wird man eingestehen müssen, daß solche eben den Vorkauf begünstigen, und den Wucherern Gelegenheit geben, sich Vortheile zu machen.

Eine jede Einschränkung macht bey dem ersten Eindruck einen Stillstand im Kornhandel.

Für Orte, welche mitten im Lande liegen, und auf mehrere Meilen weit keine fremde Nachbaren haben, wird ein Zuschlag ohne große Wirkung seyn, weil sie ohnehin nichts an Fremde verkauft haben würden: An Grenzorten hingegen, welche täglichen Umgang mit den Nachbaren haben, werden die Einwohner verdrieslich, wenn ihnen auf einmal der Handel mit ihren besten Freunden untersagt wird; und wenn sie nicht dahin verkaufen sollen, wo sie es gewohnt sind. Alsdenn machen sich die Kornhändler diese Zeit zu nutz, und sammlen Vorräthe, um so mehr, da sie aus der Erfahrung wissen, daß die Zufuhr von aus-

sen künftig fehlen werde, und daß sie ihre Vorräthe mit sichern Vortheil wieder verkaufen werden. Die Unterthanen leiden also im Grunde dadurch, daß sie von diesen Aufkäufern weniger bezahlt bekommen, als ihre Nachbaren ihnen, wenn der Handel frey geblieben wäre, gezahlt haben würden. Wer nachmals von dem aufgekauften Korn etwas wieder haben will, muß es vielleicht etwas theurer bezahlen; Das Ganze aber leidet dadurch nicht, denn Korn und Geld bleibt im Lande.

Wird in der Folge das Korn seltener, so ist bey der zurückbleibenden Zufuhr ein Glück, wenn die Nothleidende im Lande bey den Kornhändlern doch noch etwas Vorrath finden: Fehlt es aber nicht an Korn, so bleiben diese mit ihrem Vorrath sitzen.

Man thut solchen Vorkäufern daher mehr Ehre an, als sie verdienen, wenn man sie so sehr gefährlich hält, oder wol gar glaubt, daß sie eine Theurung veranlassen. Dies thut eine Fruchtsperre, nicht aber einzelne unvermögsame Kornaufkäufer an kleinen Orten. Wir mögen aber immer gern entfernte Ursachen hervorsuchen.

Wie unrecht man sich in solchen Fällen für die Kornhändler und deren Wucher fürchte, darüber hat unter andern **Herbert** (*Pol. des grains p.* 74.) aus dem La Marre verschiedene Exempel angeführt. Dieser hat in Frankreich in mehrern theuren Jahren auf das genaueste nachforschen müssen, wo aufgeschüttete Vorräthe verborgen gehalten würden. Er hat unter andern im Jahre 1699 nur drey solcher vermeintlicher Wucherer finden, und bey ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig Müids, oder ungefehr zwey hundert vierzig Malter aufheben können. Welch ein geringer Gegen-

genstand für ein ganzes Königreich? Die in Deutschland wiederholte, eben so ausgefallene, Versuche sind bekannt.

Ich würde also nie rathen, daß man die Kornaufkäufere, wenn man sie auch mit Recht Korn-Juden oder Wucherer nennen könnte, einer besondern Aufmerksamkeit würdigen, oder ihre Habsucht von Obrigkeitswegen ahnden solle. Die Verachtung, mit welcher das Publicum dergleichen Personen ansieht, welche auf eine unerlaubte und gar zu gierige Art aus der allgemeinen Noth einen übertriebenen Gewinnst zu ziehen suchen, und die schlechten Begriffe, welche man sich von ihrer niederträchtigen Denkungsart macht, sind für sie Strafe genug. Das Publicum lernt ihre gewinnsüchtige Absichten bald kennen, und nimmt sich dagegen schon in Acht.

§. 224.

Aber, sagt man weiter; Macht nicht 5) zu Zeiten die besondere Lage eines Landes einen Kornzuschlag nothwendig? (§. 219.)

Wenn eine besondere Lage des Landes einen Zuschlag rechtfertigen könnte, so müßte es die Lage von England oder Frankreich seyn; nemlich ein großes geschlossenes Land, wo zwar Seehäfen und Grenzorte sind, durch welche an die, nach Korn seufzende, Nachbaren Korn ausgefahren werden kann; wo aber dieser Pässe nur einzelne sind, folglich die Unterschleife leicht verhütet werden, hingegen durch Schiffahrt das fehlende bequem herbey geschafft werden kann, wo also der Vortheil davon handgreiflich zu seyn scheint, so wie man glauben sollte, daß die sonst bey Zuschlägen zu befürchtende, oben erwehnte, Gefahr wegfallen müßte.

Da aber nun eine so vieljährige Erfahrung in Frankreich gelehrt hat, daß die verbotene Kornausfuhr wol schädliche, aber keine gute Wirkung nach sich zieht, und daß hingegen jetzt über die frey gegebene Ausfuhr ein jeder Unterthan frohlocke:

Da ferner der seit 1766 in England gemachte Versuch die Klagen über Mangel keinesweges vermindert, sondern die Theurung nur vermehrt, und die einländischen Kornhändler in den Stand gesetzt hat, desto sicherer ihre Vortheile zu suchen, und schädliche Misbräuche einzuführen: (§. 244.) So weiß ich mir nunmehro gar keinen Fall auszudenken, da ein Zuschlag durch die Lage nützlich werden könnte: Es müßten denn solche volkreiche Handelsstädte seyn, als Hamburg, Lübeck, Bremen, welche keinen Ackerbau haben; ihre eigne Nothdurft von andern gewärtigen müssen, anbey in den Umständen sind, daß ein jeder, der Waaren, folglich auch Korn, nöthig hat, solche von ihnen verschreibt, und daß ihre damit handelnde Kaufleute mit demjenigen, der ihnen am mehrsten giebt, am liebsten handeln; so daß ihre Einwohner, insonderheit wenn starke Commissiones von Auswärtigen ertheilt werden, sich täglich der Gefahr ausgesetzt sehen, daß ihnen das nothwendige von Fremden weggekauft werde, und sie Hungers sterben müssen.

Man hört daher an solchen Orten oft klagen: „ wenn der Magistrat nicht bey Zeiten bedacht wäre, „ die Magazine zu füllen, so würde eine Hungers„ noth entstehen.“ Man hat mir versichern wollen, daß der auf das Wohl der Einwohner jederzeit aufmerksame Magistrat in Hamburg im Jahr 1770 selbst angefangen hätte, furchtsam zu werden, und zu zweifeln, ob sie nicht auf ihre eigene Sicherheit bedacht

seyn

seyn müßten; Die Kaufmannschaft aber wäre gleich zugetreten, und habe erklärt, daß sie, so lange der Handel frey bliebe, einstehen wollten, daß kein Mangel eintreten sollte, nicht aber, wenn man den Kornhandel nur auf einerley Weise einschränken wollte. Ein gleiches wird mir auch aus Holland versichert. Die schon seit vielen Jahren in mehrern Ländern in Handlung und Verbindung stehende Kaufleute wissen sodann bald Auswege.

Hingegen sind Zuschläge am allerschädlichsten, in kleinen Provinzen, welche starken Ackerbau und einen Ueberfluß an Korn, und dabey keinen andern Geldzufluß, als aus dem Kornhandel haben. Man befürchtet gemeiniglich, diese würden mehr verkaufen, als sie missen könnten; oder aber, man will ihren Vorrath gern für andere Landesunterthanen aufgehoben wissen. Diesen wird dadurch wenig geholfen, und die Eingeschränkten empfinden alle oben angeführten Bedrückungen doppelt, wenn sie mit ihren gewöhnlichen Abnehmern nicht handeln dürfen, wenn sie ihren Ueberfluß wohlfeiler geben müssen; und wenn er ihnen wol gar zur Last liegen bleibt, hingegen das baare Geld fehlt.

Fast noch schädlicher sind Einschränkungen für solche Gegenden, welche zwischen fremden Nachbaren zerstreut liegen, keinen Ueberfluß von Korn haben, ohne täglichen wechselsweisen Handel mit Nachbaren nicht leben können, und wenigstens eine oder die andere Art Korn von Nachbaren eintauschen müssen, also zugleich Käufer und Verkäufer sind, mithin doppelt gestraft werden, wenn sie dasjenige, was sie übrig haben, nicht nach Gemächlichkeit absetzen dürfen, hingegen das benöthigte erst durch viele Umwege mit Ge-

fahr, und zu doppelten Preisen erhandeln sollen, da sie es vor der Thür haben können *). Diesemnach wird für eine kleine Provinz die Ausfuhr zu verbieten vergebens seyn, weil sie ohne Einfuhr nicht leben kann; und in größern Ländern wird sich, wenn der Handel frey bleibt, die Kaufmannschaft bald verbinden, bey eintretendem Mangel Korn kommen zu lassen. Kein Fremder wird sodann ferner im Lande beträchtliche Handel zur Ausfuhr schliessen können: denn Wenige werden an Fremde um wohlfeilere Preise verhandeln, wenn sie im Lande mehr erhalten können, und Kaufleute werden außerhalb keine große Commissiones geben, wenn sie vor der Thür wohlfeiler einkaufen können.

Ueberhaupt muß ich eine allgemeine Anmerkung wiederholen: Bey der besten Einrichtung, bey der besten Absicht bleiben Misbräuche möglich; deswegen darf man das Gute noch nicht verwerfen, weil es gemisbraucht werden kann, oder weil einige es nicht so anwenden, wie sie sollen.

Wenn

*) Eine jede Einschränkung kann uns auch noch von einer andern Seite gefährlich werden: Wenn unser Nachbar gewohnt ist, bey guten Jahren uns von unserm Ueberfluß zu befreien, und wir wollen ihm im Nothfall allen Beystand entziehen, so wird er künftig, wenn er nach einer andern Seite den Handel angefangen hat, uns vielleicht auch mit unserm Vorrathe sitzen lassen, oder Vortheile erlernen, um sich einzuschränken und zu helfen, auf die er sonst nicht gedacht haben würde, und die uns empfindlich in der Folge drücken können. (§. 226.) Il n'est rien si dangereux, que de forcer d'autres peuples à se procurer eux mêmes leurs besoins, ou à y suppléer. *Elemens du Commerce.* p. 27.

Wenn also Misbräuche bemerkt werden, so muß man solche nicht durch eine andere Einrichtung abzuwenden suchen, welche ungleich mehr Uebel anrichten wird, als jene Misbräuche. (§. 218.)

Wenn nun ausgemacht ist, daß eine Kornsperre mehrere Uebel anrichtet, und die Unterthanen überhaupt einer größern Gefahr aussetzet, als ein freier Handel; so wird auch keine besondere Lage jene rechtfertigen *). Man muß es daher als eine Art einer Seuche ansehen, daß alle Obrigkeiten so geneigt zu Einschränkungen und Sperren sind, oder wie der

*) Wenn auch irgendwo die besondere Lage eines Landes außerordentliche Einschränkungen anrathen mögte; So sollte doch insbesondere in denen Provinzen, welche unser Churfürstenthum ausmachen, eine Sperre als doppelt verdächtig betrachtet werden. Ich stelle deswegen folgende Umstände denenjenigen, welche bislang dazu gerathen haben, zu weiterer Prüfung dar:

Unsere Provinzen sind von gar unterschiedener Beschaffenheit; Einige Gegenden tragen reichlich Korn; diese leiden empfindlich, wenn ihr freier Handel gestöhrt wird, weil sie zu weit von denen andern Provinzen entfernt liegen, wo es etwa fehlen mögte.

Andere bauen niemalen, auch nicht in den besten Jahren, so viel Korn, als sie zu ihrer Consumtion nöthig haben; diese werden durch eine Sperre doppelt gestraft, weil ihre nächsten Nachbaren durch Gegensperren ihnen die unentbehrliche Zufuhr entziehen.

Noch einige haben an einigen Arten von Korn Ueberfluß, z. E. an Rocken und Hafern; es fehlen ihnen aber andere Sorten, z. E. Gersten oder Weizen; welches sie leicht, so lange der Handel frey bleibt, oder doch, wenn der Nachbar sperren sollte, heimlich durch Tauschen erhalten könnten; woran sie aber Mangel leiden, wenn ihnen bey der schwersten Strafe alles Verkehren mit Nachbaren untersagt wird.

Menschenfreund, der Marquis de Mirabeau sich ausdrückt (T. III. p. 138.) C'est la manie universelle de l'humanité, & l'article sur le quel, à mon sens, tous les gouvernemens du monde s'eloignent le plus de leur objet.

§. 225.

Es bleibt also nur noch zu erwegen; 6) Ob in einzelnen Fällen besonders eintretende Nebenumstände oder Nebenbetrachtungen eine Sperre befehlen? (§. 219.)

Was sollen dieses vor Fälle seyn? Ich weiß mir nur folgende auszudenken:

a) Et-

Insonderheit besteht das Fürstenthum Calenberg aus lauter zerstreuet umher liegenden, und fremde Grenzen habenden Aemtern, so daß der Kornhandel mit Nachbaren nie unterbleiben kann, wenn auch die schwersten Strafen darauf gesetzt werden. Eine Einschränkung erschwert nur den Handel und die Zufuhr, und setzt die Unterthanen harten Verfolgungen und Strafen aus.

An der andern Seite liegt unser Churfürstenthum so bequem als keine andere Provinz von Deutschland, um stets neue Zufuhr zu haben. Wir grenzen an der einen Seite ans Meer, an zwoen andern Seiten haben wir Schiffreiche Flüsse, die Elbe und Weser; Wir haben reiche Kornländer, das Hildesheimische, Halberstädtsche und Schaumburgische zu unsere nächsten Nachbaren; drey große Handelsstädte, Hamburg, Lübeck und Bremen sind unsere Nachbaren und Freunde, und alles Korn, was ein großer Theil derer übrigen deutschen Länder kommen läßt, muß unsre Grenzen paßiren. Wie glücklich wären wir nicht, wenn wir mit diesen unmittelbar handeln und ihnen das benöthigte liefern wollten? Würden sie uns auch mehrmalen unser Waarenlager und den ganzen Vorrath von Korn abkaufen, so daß wir solchen durch neu anzukaufende Früchte ersetzen müßten.

a) Etwa ein bevorstehender Krieg, da man gern bey Zeiten einen ansehnlichen Vorrath um billige Preise zusammenbringen mögte? So wird man zu dem Aufkauf am leichtesten gelangen, wenn er unvermerkt geschieht, so lange Handel und Wandel frey bleibt. Wollte man auch die Unterthanen mit Gewalt zwingen, das benöthigte um bestimmte Preise zu liefern, so werden sie dadurch bey weiten nicht so sehr gedrückt werden, wenn die Handlung frey bleibt, als wenn man sie auch von andern Seiten und überhaupt einschränkt.

b) Muß es etwa geschehen, um dem anrückenden Feinde die Subsistenz zu benehmen? So ist ein grosser Unterscheid, Lieferungen an den Feind zu verbieten; oder allen Kornhandel einzuschränken.

c) Will man dadurch fremde Aufkäufer von uns abwehren? So habe ich schon gezeigt, daß man dazu keine Mittel anwenden soll, welche schlimmer als das Uebel sind.

d) Will man einen Nachbaren dadurch züchtigen, indem man ihm alle Subsistenz entzieht? So müssen sehr triftige Bewegungsgründe vorhanden seyn, welche uns vermögen können, unsere Nachbaren todt zu hungern, vornemlich wenn wir durch deren Untergange mit leiden, und ich lasse dahin gestellet seyn, in weit es der Menschlichkeit und Politic gemäß ist. Man kann hier vielleicht die Fabel anwenden, von dem Körper, dessen Glieder den Magen als überflüßig ansahen, und ihm keine Nahrung weiter reichen wollten, aber darüber selber verdarben und hinfielen. Ich erinnere mich, daß von mehrern Officieren habe erzählen hören, daß im Kriege, wo sonst alle Barmherzigkeit und Mitleiden aufhört, diejeni-

gen, welche bey einem Mangel nur ein einziges Stück Brodt oder Fleisch übrig haben, solches doch gern mit andern, die in größerer Noth sind, theilen, ohne zu wissen, ob sie Morgen etwas wieder haben werden, oder beyde Hungers sterben müssen.

Man kann also ohne Rührung in öffentlichen Blättern die Klagen gewisser Oerter über die Härte ihrer benachbarten Mitstände nicht lesen, welche sich aus einer übertriebenen Furcht, daß sie vielleicht Hunger leiden könnten; oder vielleicht aus eigennützigen Nebenabsichten, gleichsam unter einander verbinden, dem kleinern, der ohne ihren Beystand nicht leben kann, solchen zu versagen, und ihn dadurch in die bedenklichsten Umstände zu setzen, ja wol gar auszuhungern. Ohne Rücksicht zu nehmen, was für Vortheile ihre Unterthanen von dem Nachbar, so lange er in Flor ist, ziehen, daß dessen Untergang und Verfall sie am mehrsten drücken werde, und daß sie, wenn sie sich schicken wollen, sämmtlich leben können, so wie sie jetzt gemeinschaftlich über Noth klagen und leiden *).

§. 226.

Solchergestalt würden auch alle Gründe, welche man für die Fruchtsperre anführen kann, eher davon abrathen: Man wird mir aber einwenden; Wozu

*) Was man also zu Rechtfertigung einer ähnlichen Sperre auch sagen kann, so kommen wir dennoch allemal wieder zurück auf dasjenige, was Mirabeau von den Prohibitions überhaupt behauptet. (T. III. p. 189.) le beau secret de la politique commerçante, qu'on appelle *prohibition*, n'est qu'une grosse bêtise, qui suppose des grues dons nos voisins, quand elle emploie l'artifice, & qui devient la plus sordide injustice, quand elle se sert de la violence &c.

Wozu hilft in solchen Fällen alles raisonniren, und weitläuftige Ueberlegung.

„ Wir haben III. die Erfahrung vor uns, und „ dies ist die beste Lehrmeisterinn?“ (§. 219.)

Hier wünsche ich nun zu wissen, ob mir jemand aus der Erfahrung irgend ein Exempel anführen könne, da man zuverläßig behaupten kann; **daß ein Land bey einer Hungersnoth durch eine verbotene Ausfuhr gerettet, und der Ueberfluß hergestellet worden?** Es ist der Mühe werth, daß andere, welche in der Historie mehr bewandert sind als ich, alle ähnliche Fälle zusammen sammlen.

Vielleicht wird dies oder jenes Reich, durch eine oder andere Einschränkung erleichtert zu seyn, glauben: So bleibt dennoch zu untersuchen übrig, ob ihnen nicht auf eine andere Weise bey ungestöhrt gelaßener Freyheit noch mehr Hülfe wiederfahren können? Manche Kranke rühmen sehr die Sorgfältigkeit eines Arztes, der sie von einer nicht gar heftigen Krankheit, welche ein anderer in wenig Tagen würde gehoben haben, endlich auch nach vielen Monaten und nach vielen Umschweifen, auch verschiedenen vergebens versuchten Mitteln, herstellet, nachdem die Natur dabey das Beste thun müssen.

Ich fieng bey der Theurung von 1740 meine Wirthschaft an, und kam zugleich in eine Bedienung, welche mir Gelegenheit gab, seit dieser Zeit mit vieler Aufmerksamkeit auf alle Fälle zu achten; Alle gehabte Erfahrungen bestätigen aber die vorhin behauptete Sätze ohne Ausnahme. Die Hülfe, welche wir von dem gemachten Zuschlage empfunden zu haben glaubten, blieb zweifelhaft, und wenn Nachbaren Zuschläge machten, so hat man sich allemal dazu in

der Folge gefreuet, wenn gleich der erste Eindruck eine Furcht erweckte, daß wir in Verlegenheit gerathen würden, wenn die sonst daher gehabte Zufuhr zurück bleiben sollte.

Was ich behaupte, wird noch mehr erläutert werden, wenn sich mehrere in unterschiedenen deutschen Provinzen die Mühe nehmen wollten, jedesmal genau anzumerken; „ ob nicht eine jede Einschränkung
„ eine neue Furcht vor Mangel erwecke und die Preise
„ steigen mache, auch um desto gefährlichere Folgen
„ habe, je härter sie wird, und je mehr mit einer
„ Strenge über deren Beobachtung gehalten wird?“
Es wird leicht seyn, an jedem Orte die Preiszettel zu sammlen, und die Data derer öffentlichen Verordnungen dagegen zu halten, um zu finden, ob die Preise nicht jedesmal stuffenweise steigen, wenn z. E. Anfangs auch nur der Aufkauf von Fremden untersagt, darauf aber die Ausfuhr gänzlich gehemmt; Hiernächst die Ausfuhr des Branteweins verboten, eine Zeit nachher das Brennen ganz eingestellt; bald die Boden und Vorräthe untersucht, und endlich durch öffentliche Veranstaltungen große Vorräthe herbeygeschafft werden.

Man sollte glauben, daß jede Einrichtung, welche eine löbliche Vorsorge bemerkt, theils auch die Consumtion vermindert, oder aber den Mangel wirklich ersetzt, das Publicum jedesmal beruhigen, die Preise aber vermindern müsse. Man sollte ferner meinen, daß fremde Kaufleute, welche gern etwas gewinnen mögen, wenn sie hören, daß an einem Ort eine Waare fehle, mit ihrem Vorrath dahin eilen würden, weil sie gewissen Absatz hoffen können. Der Kaufmann aber scheuet gar zu sehr allen Zwang, und

sofort

sofort als eine Sperre gemacht wird, hört auch aller Handel auf.

Es hat zudem mit dem Kornhandel eine eigne Verfassung: Furcht und Einbildung haben darauf gar zu großen Einfluß, und machen die Preise mehr steigen, als ein wahrer Mangel.

Ich habe mehrmalen erlebt, daß viele wirklichen Mangel haben, und Korn suchen, so daß viel Verkehr damit ist, und die Preise bleiben bey dem allen geringe und die nemlichen.

Zu einer andern Zeit steigen die Kornpreise, ohne daß man fast weiß warum? indem fast kein Handel damit ist, und niemand Korn sucht.

Oft ist die Ernte schlecht ausgefallen; so lange aber noch Niemand eine Furcht äußert, daß das geerntete zu den Bedürfnissen nicht hinreichen werde, denkt auch keiner an einen Aufkauf; die Preise bleiben geringe, der Kornhandel schläft, und man langt aus.

Bald wiederum glaubt man eine gute Ernte und hinreichend alten Vorrath zu haben; plötzlich aber entsteht eine Furcht vor Mangel, und die Preise steigen von Markttage zu Markttage.

Dieses war unser Fall von 1770. Wir hatten verschiedene mittelmäßige Jahre gehabt, die Preise waren außerordentlich niedrig gewesen; In großen Haushaltungen hatte man den Vorrath von zwey bis drey Jahren aufgeschüttet, und war wegen des Absatzes in Verlegenheit, so daß man gar, wie Reimarus S. 14. behauptet, in Sachsen einen Theil der dritten Ernte draussen auf dem Felde verderben lassen, weil man den Vorrath von zwo Ernten nicht zu lassen wußte.

Es war über die wohlfeilen Zeiten und über den fehlenden Absatz ein allgemeines Wehklagen.

Wie man mehrmalen angemerkt hat, daß nach recht wohlfeilen Zeiten eine Theurung folget; so fieng man auch dasmal in einigen Provinzen an, eine Furcht zu schöpfen, daß man mit dem geernteten bis zu der nächsten Ernte nicht ausreichen mögte; Man wollte bald seine Sicherheit nehmen, und suchte gleich nach der Ernte auswärts aufzukaufen, um von den wohlfeilen Preisen noch zu genießen. Die gegebene Commissiones wurden aber bald bekannt, und machten die Nachbaren nicht allein aufmerksam, sondern die Furcht verbreitete sich gleich einem Lauffeuer in der größten Geschwindigkeit; Ein jeder dachte auf seine Sicherheit, damit er nicht etwa Hungers sterben müßte. In allen Ländern machte man schon öffentliche Vorkehrungen. Ein jeder wollte der erste seyn, um sich zu versorgen, und, siehe da! man hörte allgemeine Klagen über Mangel und Hungersnoth, da man wenige Monate vorher über Mangel des Absatzes verlegen gewesen war. Die alten Vorräthe verschwunden, vielleicht weil man gar zu viel Vorsicht anwendete, um sie beyzubehalten. Die Klagen nahmen durch ganz Deutschland zu, je häufiger die Gegenanstalten wurden, und je geflissentlicher man sich bestrebte, sich untereinander die Subsistenz abzuschneiden, und gemeinschaftlich zu hungern.

Die Geschichte erzählen mehrere Fälle, da ganze Länder durch Hungersnoth und andere Landplagen bey einem allgemeinen Miswachs heimgesucht worden: Schwerlich aber wird man ein ähnliches Exempel finden, daß so zu reden mitten im Ueberfluß blos durch die in guter Absicht gemachte Anstalten eine so allgemeine

meine Noth und so häufige Klagen veranlaßt worden. So daß man ohne Wehmuth und ohne ein wahres Mitleiden zu empfinden, die Erzählungen von dem traurigen Zustande nicht anhören kann, worin dadurch einige Orte, z. E. die Stadt Nürnberg gesetzt worden. Es ist leicht, einen solchen Ort, der ohne Zufuhr von andern nicht leben kann, auszuhungern, und die Armen aus Mangel sterben zu machen, die Reichern aber in Verlegenheit zu setzen, oder gar zu ruiniren. Aber gewinnen die übrigen dadurch, wenn sie einem Nachbar die Zufuhr abschneiden, oder leiden sie nicht zugleich mit?

Eine andere schon im ersten Stück S. 176. aus der Erfahrung gemachte Anmerkung muß ich hier wiederholen; daß nemlich jeder Mensch, so wie er sich für seine Person glücklich und unabhängig zu machen sucht, also auch geneigt ist, andern Nebenmenschen einen Zwang aufzulegen, und sie einzuschränken; daher pflegen auch diejenigen, denen die Verwaltung des Staatskörpers oblieget, ihre Vorsorge für das gemeine Beste nicht selten durch Verbote und Einschränkungen zu erkennen zu geben, obgleich andere dagegen erweisen wollen, daß es zu Zeiten gefährlich sey, die natürliche Freyheit der Mitbürger einzuschränken, und ihnen das Recht zu benehmen, über ihr Vermögen zu bestimmen, davon recht zu geniessen, und sich der natürlichen Vortheile, welche ihnen ihre Umstände, worin sie sich befinden, darbieten, recht zu Nutze zu machen *). Denn dadurch werden die Einwohner

*) Ich erinnere mich in einem gewissen Wochenblatte bemerkt zu haben, daß in einem bekannten Lande in einem Jahr über hundert neue Verordnungen publicirt waren,

wohner eingeschläfert, in ihrem Fleiß zurück gehalten, und auf Unterschleife und Contrebande zu denken bewogen: Indem, um die Befehle geltend zu machen, ein Heer von Aufsehern, Landreutern, Controleurs und Mareschaussees erfordert werden, welche das ganze Land beunruhigen, peinigen, in neue Contribution setzen, und zuletzt diejenigen, welche sie anzugeben gut finden, zu unglücklichen Leuten machen, weil sie das nicht unterlassen wollen, was ihnen das eigentliche Recht und die natürliche Freyheit erlaubt.

Dergleichen Einschränkungen sind also vornemlich bey solchen Stücken verdächtig und gefährlich, welche einen Einfluß auf den Ackerbau haben. Denn man muß, wenigstens bey uns, wo der gemeine Mann blos vom Ackerbau lebt, diesen als die erste und blühendste Fabrik im Lande; den Ackersmann aber als einen verehrungswürdigen Fabrikanten, bald auch als einen angesehenen Kaufmann betrachten.

Nun wird jeder Fabrikant abgeschreckt und kleinmüthig gemacht, wenn man ihm den Absatz seiner, mit saurer Mühe verfertigten Waare erschweret; und wol gar die Preise, zu denen er verkaufen soll, vorschreiben; oder, was noch schlimmer ist, sogar verwehren will, seine Waare dahin abzusetzen, wo er sie am besten los werden kann, oder wo er sie bereits versagt hat, oder wo er, vornemlich wegen der Folgen, seine beste Convenienz findet.

Ein Kaufmann läßt sich eben so wenig auf solche Art einschränken, und auch der gemeinste Landmann sieht

waren, welche mehrentheils neue Verbote, Einschränkungen, Imposte u. s. w. betrafen; wovon hoffentlich nur der geringste Theil zur Ausführung wird gebracht seyn.

sieht die Folgen davon besser ein, und raisonnirt vernünftiger darüber, als man meinen sollte.

Nichts desto weniger zeigt die Erfahrung, wie schwer es halte, diejenigen, welche darüber Verfügungen zu machen haben, zu überzeugen, daß alle Arten von Zwang, wenn sie auch unerheblich scheinen, dennoch einen merklichen Einfluß auf andere Zweige des Verkehrs haben, auch nicht selten eine merkliche Zerrüttung veranlassen, und mehrere Einschränkungen oder schärfere Verfügungen veranlassen, wodurch jeder Einwohner sich denen Nachforschungen und Inquisitionen derer bestellten Aufseher und Obrigkeiten ausgesetzt sieht, welche ihn nach Gefallen taxiren.

Noch lehrt die Erfahrung, daß zwar leicht gesagt sey: Es soll kein Korn außer Landes gehen; Es läßt sich aber nicht so leicht aller Handel mit Nachbaren aufheben, insonderheit an Grenzorten, wo die Einwohner mit fremden Unterthanen vermischt wohnen.

Ein paar mir bekannte Fälle werden dies noch mehr erläutern: Gesetzt das Amt A bauet bey sich überflüßigen Rocken, hat aber Mangel an Gersten oder Hafern: das unmittelbar daran stossende, und durch einander liegende, Amt B. hat Mangel an Rocken, bauet aber mehr Gersten und Hafern. Beyde sind seit vielen Jahren gewohnt, mit einander zu tauschen, und viele Einwohner haben ihren Nachbaren bereits einen Vorschuß entweder an Gelde oder an andern Waaren gegeben, und ihre Rechnung darauf gemacht, daß der Nachbar das fehlende liefern soll. Jedes Amt hat aber seinen besondern Landesherrn, welche beyderseits die Ausfuhr des Getreides bey der schwersten Strafe verbieten. Jetzt weiß A seinen Rocken nicht abzusetzen, und soll seinen Hafern viele Meilen weit her-

herholen, auch denselben um das doppelte bezahlen, ohnerachtet er nicht einmal taugt, auch ist der von B zu gewärtigende gute Hafern schon bezahlt, und es fehlt bey A Geld um andern zu bezahlen. B kann seinen Hafern wol los werden, und viel theurer ausbringen, als wofür es solchen an A versagt hat: Es muß aber unterdessen Hunger leiden, weil es auf den von A zu erhaltenden Rocken gerechnet hatte.

Gesetzt einen andern Fall. Das Amt C hat Korn aber keine Feurung; D hat überflüßig Holz, aber wenig Ackerbau: Beyde haben also bislang zusammen getauscht, und in großer Einigkeit gelebt: Jetzt da die Ausfuhr von Korn verboten ist, kann C sein Korn sonst genugsam und um höhere Preise los werden; es muß aber verfrieren, weil D kein Holz geben will, wenn es nicht dagegen Korn erhält; denn es reißen sich andere Nachbaren um das Holz und bezahlen es gern theurer. C weiß sich nicht zu helfen, weil der Winter strenger wird, und die Einwohner nicht verfrieren können. Sie fallen also in die Holzung von D und wollen Holz stehlen, sie werden aber betroffen und sollen dafür das dreydoppelte an Werth und Strafe bezahlen. Es fehlt ihnen an baarem Gelde, sie wollen es also besser machen, und liefern heimlich an D Korn; in der Hoffnung, daß wenn es auch auskommen sollte, die, ihre Umstände kennende, Obrigkeit Nachsicht gebrauchen soll. Diese hat aber ein erhaltener Verweis aufmerksamer gemacht, sie will sich also nunmehr ein Verdienst daraus machen, endlich einen frevelhaften Uebertreter der hohen Verordnungen ertappt zu haben; die Aufseher werden wegen der Wachsamkeit gelobet und belohnet; denen unglücklichen Uebertretern wird ihr Korn weggenommen und

confiscirt, sie müssen sogar mit ins Gefängnis wandern, und sie sollen in die Karre geschickt werden. Ihre Frauen und Kinder mögen indessen, da sie nicht einmal Feuer zum Kochen haben, verhungern und verfrieren, und ihre Höfe wüste liegen bleiben. Heißt dies gesorgt? Doch dies ist noch nicht einmal das rechte Uebel: D lernt bey dieser Gelegenheit, daß es sein Holz an einer andern Seite in eine Stadt um das doppelte los werden, und sich daselbst eben so bequem mittelst der nemlichen Fuhren mit Korn versehen kann. Nun bleibt künftig alle Jahr das Korn an C zur Last, und muß D noch recht gute Worte geben, um von ihm etwas Holz um einen dreyfach erhöhten Preis zu erhalten, Die mehrsten Grenzorte werden sich in nemlichen Umständen befinden.

Noch eine andere Anmerkung lehrt die Erfahrung. Der gemeine Mann kann sich sehr gut einschränken, und versteht, seine Maaßregeln sehr weißlich zu nehmen, daß er mit wenigem auskomme; man muß ihm nur freye Hände lassen, und sich in seine Wirthschaft nicht mischen. Ein Bauer, der nicht aus seinem Hause kommt, und täglich bey dem Ackerbau umgeht, auch auf nichts onders zu denken hat, lernt endlich aus der Erfahrung, was er zu thun hat, besser, als man es ihm sagen kann; zumalen bey uns hat er in dem letztern Kriege wol lernen müssen, sich kümmerlich zu behelfen, alles zu Rathe zu halten, mit wenigem Haus zu halten, auch wol gar zu hungern, im übrigen aber, wenn theure Preise kommen, davon Vortheile zu ziehen. Wir glauben ihn aber in seinem Gewerbe zu dumm, und dümmer als er wirklich ist: Wir verfahren mit ihm gleich denen gar zu vorsichtigen Eltern, welche für die Gesundheit ihrer lieben

Kinder

Kinder so besorgt sind, daß sie diesen, damit sie ja nicht den Magen mit harter Speise überladen mögen, sogar die nothdürftige Nahrung vorenthalten; ja sie wol gar zwingen, daß sie Arzneyen nehmen, und den Magen damit noch mehr schwächen müssen.

Es geht auch dem Bauren oft so als den Vornehmern, die eine Speise erst alsdenn recht schmackhaft finden, und solche um desto mehr begehren, je mühsamer sie dazu gelangen, und je kostbarer sie ihnen fällt.

Hat der Bauer eine schlechte Ernte gehabt; ist er ein schlechter Wirth, der sein Brodtkorn entweder aus Noth oder aus Muthwillen frühzeitig verschleudert hat, und dem es nun an Gelde fehlt, um neues ankaufen zu können; so wird er sich kümmerlich bis zur neuen Ernte behelfen, und nicht klagen, wenn er auch in vielen Tagen kein Brodt schmeckt, sondern sein Leben mit andern Mehlspeisen von Gerstenmehl, oder Hafergrütze, und Gemüse oder Milch hinhalten muß. Hört aber eben dieser Bauer, daß öffentlich über den Mangel des Brodts geklaget, und dieses als ein ganz unentbehrliches Stück angesehen wird; so dünkt ihm schon, daß er nicht länger leben könne, wenn er noch ferner wahres Rockenbrodt entbehren müßte. Erfährt er gar, daß von Obrigkeitswegen Korn verschrieben, und unter die Dürftige vertheilt werde, so bildet er sich ein, daß ihm unrecht geschehen würde, wenn er nicht auch von dem angekauften seinen Theil erhielte. Zumalen, und was das schlimmste dabey ist, da gemeiniglich der Wahn mit hinzukommt, daß das Korn vielleicht gar geschenkt werde, wenigstens, daß es auf mehrere Monate verborget werde. Sobald es auf Credit ankommt, zehrt der Bauer drauf los, und überlegt nicht voraus, wie

ihm

ihm zu Muthe seyn werde, wenn die Zeit der Bezahlung heranrückt *).

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer andern Erfahrung aus dem letztern Kriege, worauf ich mich schon oben S. 64. bezogen habe. Der Ackersmann mußte mehrere Jahre hinter einander in meiner Gegend mit seinen Pferden fast beständig zum Dienste der Armee auf den Straßen liegen; Der dem Acker gehörende Mist wurde verschleppt; ganze Gegenden verlohren ihr Hornvieh an der Seuche, andern wurde es, auch wol gar ihre Pferde und Wagen vom Feinde weggenommen, und wiederum andere mußten ihr Vieh aus Noth und Mangel der Futterung verkaufen; die wenigsten konnten also ihr Land ordentlich bedüngen, noch weniger ihm die gehörige Pflege geben. In verschiedenen Gegenden wurde das Korn abfuragirt, oder bey den Durchmärschen vertreten und überfahren; in andern mußten starke Lieferungen zu den Magazinen geschehen, viel Land blieb gar wüste liegen.

Ich kann daher aus den Zehntregistern auf eine ziemliche Strecke beweisen, daß die Felder alle sechs Kriegesjahren über nicht so viel als drey gewöhnliche gute Ernten ertragen haben.

*) Es ist ein gar großer Unterscheid, ob viele Nothleidende und in Gefahr seyende für ihre eigene Sicherheit und Rettung sorgen und wachen müssen; dadurch wird eben ihr Fleiß aufgemuntert, die Indüstrie erweckt, und Gelegenheit zu neuen Erfindungen gegeben: Oder ob sie dadurch eingeschläfert und beruhigt werden, daß man von Obrigkeitswegen für ihre Erhaltung sorge: On a toujours vu les prodiges de l'induſtrie eclore du ſein de la neceſſité. V. *Elem. du Comm.* p. 27.

An der andern Seite stieg die Consumtion von allen Hauswirthen wenigstens auf das doppelte; theils weil sie bey der schwerern Arbeit und auf Reisen für sich und ihre Pferde ungleich mehr verbrauchten, theils weil ohne Unterlaß Einquartierungen und Durchmärsche von, oder zu der Armee durchgiengen, die bey fehlender Ordnung, was man nicht in Güte geben wollte, wegnahmen.

Das fehlende anzukaufen, schien unmöglich, weil die Armeen alles aufzutreibende, auch in den entferntesten Gegenden aufkaufen liessen; Hätte auch einer oder der andere noch Gelegenheit gefunden, Korn zu kaufen, so fehlten die Mittel, es herzuschaffen, da Niemand des Spannwerks mächtig war, und auf den Strömen alle Schiffe von der Armee in Beschlag genommen waren. Da nun der Krieg zugleich alle Ordnung aufhob, und keine Einschränkung gestattete, so hätte man eine wahre Hungersnoth befürchten sollen, und viele glaubten sie auch unvermeidlich. Statt dessen blieb jederzeit ein Ueberfluß, oder man hörte doch überhaupt nicht über Mangel klagen, wenn auch hie und da einzelne Noth litten.

Ich ziehe daraus den Schluß: Haben so viele Einwohner bey sechs nach einander folgenden schlechten abschlägigen Ernten und bey einer größern Consumtion auskommen können, ohne Noth zu leiden, und ohne daß deswegen Zuschläge zu machen nöthig gewesen wäre, obgleich eine unzählbare Menge von Aufkäufern, Liveranten, und hungrigen Anhängern der Armee, allen Vorrath aufsuchten; Ist keine Hungersnoth entstanden, da alle Aufsicht fehlte, und gar keine Einschränkung möglich war: Wie viel weniger haben wir einen Mangel nach einer einzigen mittelmäßi-

gen

gen Ernte zu befürchten, wenn nur alles in der gewöhnlichen Verfassung und Ordnung bleiben könnte, alle Einschränkungen aber verbannt würden.

Noch ist aus der Erfahrung in Erinnerung zu bringen, daß bey einer Fruchtsperre der Mangel an Korn nicht so sehr drücke, als der Mangel an Gelde, und die dadurch veranlaßte Stockung in der Circulation. Wenn die freie Aus- und Durchfuhr des Getreides aufhört, so verlieren so viele Handwerker, Tagelöhner, Wirthe, Fuhrleute, Zölle u. s. w. ihren Unterhalt. Nun ist eine jede Einrichtung bedenklich, wodurch der Umlauf des Geldes gehemmt wird. (S. 266) Hier kommt aber noch hinzu, wie bereits angeführt ist, (§. 220.) daß bey einer Fruchtsperre mehr Geld als nöthig ist weggeht, und hingegen eine Hauptquelle, wodurch in die Kornreiche Gegenden Geld hereinkommt, verstopft wird.

Der bey theuren Preisen drückende Geldmangel wird also nicht durch die höhern Preise gewirkt, wol aber durch Einschränkung, und weil dadurch die Preise über das wahre Verhältnis erhöhet, also größere Geldsummen aus dem Umlauf gezogen werden, als nöthig war. In einem Lande, oder an einem Orte, wo theure Preise sind, z. E. in London, hört man nie über Geldmangel klagen, so lange das Geld im Umlauf bleibt.

Ich könnte noch eine Anmerkung aus der schon vorhin angeführten Erfahrung einrücken; Ob nicht, so bald in öffentlichen Verordnungen und Anzeigen ein Mangel bekannt gemacht wird, ein jeder sofort einen Schauder und eine heimliche Angst empfindet? So, daß es damit eben so geht, als mit einem Kranken, der seine Krankheit und Gefahr nicht fühlt, so lange man ihm nichts davon sagt, so bald man ihm aber

eröffnet, daß er in Lebensgefahr sey, ängstigt er sich, und zieht sich durch seine Unruhe neue schlimmere, und wol gar den Tod befördernde, Zufälle zu.

Bey meiner dreyßigjährigen Bedienung habe ich einige mal angemerkt, daß an meinem Ort kein Mensch über Mangel klagte; Sobald aber ein, an andern Orten sich hervorthuender, Mangel ein Ausschreiben veranlaßt hatte, und daß ich solches nicht länger verborgen halten konnte, (denn so lange es mir möglich war, habe dergleichen zum Besten der Unterthanen nicht gern bekannt machen mögen) so standen vor meiner Thür täglich ganze Haufen von Bauren, welche gleich verhungern wollten, und welche denn doch, wenn ich sie ernstlich vermahnte, sich noch eine ziemliche Zeit hinhielten, ehe sie Korn nöthig hatten.

Indem ich dieses anführe, so wird man nicht von mir denken, als wenn ich kein Mitleiden besitze, oder gegen Nothleidende zu hart verführe, da ich mir schmeichle, eine allgemeine Liebe bey den Unterthanen gehabt zu haben; Es ist aber ein großer Unterscheid, ob ein getreuer Vater gehörige Vorsorge für seine Kinder hat, und ihnen zu rechter Zeit dasjenige giebt, was ihnen nöthig thut, oder ob er einem verzogenen Kinde dasjenige, worauf es zur Unzeit, und vielleicht zu seinem Schaden steuret, vorenthält, wenn es sich gleich den Hals darüber abschreien will.

Sehen wir übrigens auf die Erfahrung in andern Ländern, so rechnen Nickolls und andere, welche von dem englischen Handel geschrieben haben, die Aufnahme der dortigen Handlung von der Zeit an, da der Kornhandel in England ganz frey gelassen ist, und vornemlich von 1689 an, da so gar eine Belohnung auf die Ausfuhr gesetzt worden. (§. 244.) Dagegen

gegen machen Herbert und viele andere, traurige Beschreibungen von dem Verfall des Ackerbaues und der Nahrung in Frankreich seit der Zeit, daß nicht allein die Ausfuhr des Korns überhaupt verboten, sondern auch der Handel nach dem Exempel von Deutschland unter einzelnen Provinzen gesperrt gewesen.

Diesem allen nach bliebe noch eine Erfahrung zu machen übrig: Wenn ein jeder über Mangel klagt, wenn alle Fruchtsperren und öffentliche Ankäufe nichts helfen; „ Ob alsdenn, nach dem schon oben angeführten Satz alle Klagen nicht eher aufhören werden, wenn aller Zwang aufgehoben, und Handel und Wandel frey gegeben wird, so daß der am ehesten dazu schreitende Staat den größten Vortheil davon hat?“

Nach den Zeitungen hat Neuwied damit in Deutschland beym Schluß des 1771ten Jahrs einen Anfang und Versuch gemacht, ohne sich um die Sperren der Nachbaren zu bekümmern.

Florenz soll sich vornemlich wohl dabey befinden, daß es sich von denen übrigen Italienischen Staaten abgesondert, und den Kornhandel ganz frey gelassen hat.

§. 227.

Den mehrsten wird mein Vorschlag ungereimt vorkommen, und ich höre den Einwurf: Soll denn, wenn die Noth da ist, gar nichts geschehen? Soll man gegen das Winseln so vieler Nothleidenden die Ohren verstopfen und unempfindlich bleiben? Soll man die Beystand bedürftigen hungern und wol gar sterben lassen?

Es wird also IV. zu erwegen seyn: **Was sollen wir bey eintretendem Kornmangel vor einen Weg einschlagen?** (§. 216.)

Bey Beantwortung dieser Frage ist zu unterscheiden, 1) ob man sein Augenmerk nur auf einzelne Districte, oder auf einzelne Orte richte, welche durch Miswachs, Ueberschwemmung, Viehsterben oder andere Unglücksfälle alles verlohren und gar nichts geerntet haben, also nothwendig durch vorzukehrende Anstalten unterstützt und am Leben erhalten werden müssen? Alsdenn ist freilich zu überlegen, welches die nächsten Wege sind, um die erforderliche Subsistenz herbeyzuschaffen; Dieses kann nun nach dem vorausgesetzten in aller Stille geschehen, und am sichersten, wenn alles Verkehr frey bleibt, ohne seinen Mangel merken zu lassen. Zweyerley soll man dabey nur vermeiden: Eines Theils muß man aus dem Mangel einzelner nicht gleich die Noth sich allgemeiner vorstellen als nöthig ist; Andern Theils soll man, um einzelnen zu helfen, keine Vorkehrungen zur Hand nehmen, wodurch das Ganze mit gestraft, und auch andere in gleich dürftige Umstände gesetzt werden, ohne daß jenen eine wesentliche Hülfe wiederfährt: Und eben dieses ist der Fall bey den Zuschlägen. Solchen einzelnen Districten kann oft mehr mit einem Nachlaß an den gewöhnlichen Gefällen, mit einem baaren Geldzuschuß, und der Erlaubnis, sich selber nach eigenen Gefallen zu versorgen, geholfen werden, als wenn man ihnen rein Korn liefert. Denn, wenn gar keine Einschränkungen sind, werden sich bald Kaufleute mit einmischen, und für die Anlieferung des nöthigen sorgen, auch solches ungleich wohlfeiler herbeyschaffen, als wenn der Ankauf unmittelbar durch öffentliche Veranstaltungen geschiehet.

Wenn aber 2) die Rede von einem allgemeinen Kornmangel ist, so richtet man sein Augenmerk nicht

auf

auf einzelne Districte, sondern auf ganze Länder, und alsdenn will ich folgende Regeln zu weiterer genauen Prüfung auf das angelegentlichste empfehlen.

§. 228.

I. Regel. „Wenn mehrere wohlfeile Jahre auf einander folgen, so stelle man sich vor, „ daß ein Mangel und Theurung bevorstehe.“

Ich habe dieses oben §. 226. aus der Erfahrung angemerkt, und finde, daß Mehrere auch in Frankreich seit vielen Jahren ähnliche Beobachtungen gemacht haben.

Ist es, daß die Erde, wenn sie einige Jahre in einer Gegend reichlich getragen hat, sich wieder ausruhen und neue Kräfte sammlen muß? Gehört es etwa zu der Ordnung im Ganzen, daß Mangel und Ueberfluß eben so als Winter und Sommer abwechseln müssen? Gehet der gemeine Mann nach einigen wohlfeilen Jahren zu verschwenderisch mit dem Korn um, so daß er, wenn solches seltner wird, sich nicht gleich wieder einschränken, und den Vorsatz fassen kann, mit wenigem auszukommen, und nicht in vollem Ueberfluß zu leben? Genug, ich kann mich auf die Erfahrungen von 1740 und 1770 berufen, daß wenn man in dem größten Ueberfluß zu seyn glaubt, eben am ehesten ein Mangel zu befürchten ist.

Ich ziehe daraus folgende Schlüsse:

1) Bey wohlfeilen Jahren ist nicht gut, wenn aus großen Haushaltungen alles Korn verkauft und kein Vorrath aufgehoben wird, indem sich alsdenn ein jeder, der Korn bedarf, genug versehen kann, und das Ueberflüssige, das wir bald höchst nöthig gebrauchen werden, nur verschleudert wird.

2) Man soll also diejenigen nicht schelten, noch mit den verhaßten Namen von Wucherern belegen, welche bey wohlfeilen Zeiten nicht verkaufen wollen, sondern ihr Korn nach kaufmannscher Sprache auf Speculation liegen lassen, oder gar noch aufkaufen *).

3) Man

*) Von dem Nutzen solcher Magazine kann ich ein Exempel von 1740 her anführen, welches vielen noch bekannt seyn wird: Ein Beamter bey uns kaufte in denen vorhergehenden wohlfeilen Jahren stark Korn auf, und beschüttete alle Boden, welche er auf verschiedene Meilen weit in Miethe erhalten konnte; Er suchte auch andere mit dazu zu bereden, und prophezeyete, daß wir gewis bald theure Zeiten und einen allgemeinen Mangel haben würden.

Wenige Nachbaren wollten ihm folgen, wenn ich mich nicht etwa selber darunter rechnen darf. Wie wir Menschen überhaupt geneigter sind, des Nächsten Thun zu tadeln und zu strafen, also fanden auch die mehrsten den Aufkauf von jenem unrecht, wußten vieles dabey zu erinnern, und berechneten, wie viel tausend Thaler Schaden er dadurch leiden würde; Indem er sein Korn zerstreuet umher liegen hatte, ihm also wegen mangelnder Aufsicht vieles verlohren gieng oder gar verdarb.

Der außerordentlich harte Winter im Anfange des 1740ten Jahrs machte in einem großen Theil von Deutschland alle Wintersaat verderben, und es war eine wirkliche Hungersnoth zu befürchten; Jetzt war es für unsere Provinz das größte Glück, daß jener Beamter einen ansehnlichen Vorrath gesammlet hatte, und die Nothleidende damit um billige Preise versorgen konnte; Er gewann also mehr als eine Tonne Goldes, und erleichterte doch das Land, indem das Geld größten Theils in der Nähe blieb, und wieder in den Umlauf kam, sonsten aber mehr als doppelt so viel vielleicht für fremdes Korn ohne Rückkehr aus dem Lande geschickt werden müssen.

3) Man soll vielmehr von Obrigkeitswegen denenjenigen Hauswirthen, welche das Geld entbehren können, und also ihr Korn aufschütten wollen, um zum Besten des Publici Magazine anzulegen, allen Vorschub leisten, und sie aufmuntern.

4) Man soll auch alle Kornhändler und Kaufleute durch Versprechung eines unumschränkten Handels aufmuntern, Vorräthe zu sammlen: Indem diese sodann nicht allein im Lande aufkaufen, sondern auch auswärts Commissiones geben, und sich mit fremden Kornhändlern in Verbindung setzen werden; auf eine solche Weise, daß sie, wenn Korn fehlen sollte, sofort im Stande sind, das nöthige herbeyzuschaffen; welches von ihnen nicht leicht auf den Stutz geschehen kann, wenn sie einmal außer Verbindung, und andere schon ihnen zuvorgekommen sind.

5) Auf allen herrschaftlichen Aemtern, absonderlich wo die Zufuhr von aussen beschwerlicher ist, und viel Zinskorn erhoben wird, muß bey wohlfeilen Zeiten ein Vorrath aufgeschüttet werden. Damit man von einem beständigen Magazin versichert sey, worauf im Fall der Noth, und bis ein mehrers herbeygeschafft worden, gegriffen werden kann.

6) An einem Orte, wo gar kein, oder wenig Akkerbau ist, also jährlich ein Mangel entstehen kann, muß nothwendig ein rechtes Magazin errichtet werden, welches einjährige Consumtion erhalten kann. Denn solche Oerter müssen allemal von fremder Zufuhr leben, und können gar leicht in Verlegenheit gerathen, wenn ihnen die Nachbaren plötzlich alle Zufuhr entziehen. Dieses werden alle Vorsichten seyn, die man nehmen kann, das übrige muß man der höhern Vorsicht überlassen.

§. 229.

II. Regel. „ Wenn Klagen über Mangel „ entstehen, so soll man zwar auf alle Vorstel„ lungen aufmerksam seyn, aber nicht gleich al„ les, was gesagt wird, als Wahrheiten an„ nehmen.“

Der Mensch ist überhaupt zum Klagen geneigt, stellet sich oft eine Sache schlimmer vor, als er Ursache hat, und sieht Gefahren, wo keine zu befürchten sind. (§. 200.) Zugleich verfällt er gar leicht auf unrechte Mittel, um sich gegen Gefahren zu sichern.

Dieses bemerke ich bey vielen Landwirthen; Sie nähren sich einen großen Theil vom Tage mit Sorgen. Fallen ihrer Meinung nach einige Tropfen Regen zu viel, so muß alles Korn auf dem Felde verderben und verfaulen. Bleibt der Regen nach ihrer Eintheilung einige Tage zu lange aus, so wird alles verdorren, und Menschen und Vieh muß verschmachten. Hält der Winter zu lange an, so ist gleich alles verfroren; Bleibt der Frost, wenn man ihn gewohnt ist, zurück, so versauft alles in der Nässe.

Ich habe noch wenige Jahre erlebt, da nicht viele Hauswirthe zu bemerken glaubten, daß sie eine solche außerordentliche Witterung in keinem Jahre erlebt hätten; dasmal würde es gewis nicht gut gehen.

Nach dieser Gewohnheit, und aus andern oben angeführten Nebenabsichten (§. 218.) werden oft Landwirthe einen Kornmangel unvermeidlich glauben, da er am wenigsten zu befürchten ist; Sie werden Mittel dagegen in Vorschlag bringen, die entweder überflüssig oder verdächtig sind.

Wird nun von Obrigkeitswegen auf Klagen dieser Art zu früh gepaßt, werden sofort Veranstaltungen da-

gegen

gegen gemacht, so ist dies eben das Mittel, zu Zeiten einen Mangel zu veranlassen. (§. 226.)

Wollte man sie hingegen aus der Acht lassen, so wird vielleicht die beste Zeit versäumt werden, der Gefahr vorzubauen.

Das sicherste Mittel ist also, sich bey einer solchen Gelegenheit gleich einem vorsichtigen Kaufmann zu betragen; Er giebt auf das genaueste Acht, und unterhält darüber Correspondenz, ob die Waare, womit er handelt, seltener und mehr gesucht werden dürfte? Er richtet sich darnach mit dem Verkauf und bestimmt die Preise, speculirt auch, ob er bey Zeiten einen stärkern Vorrath von der Waare zu weitern Absatz besprechen oder gar schon kommen lassen soll, und wie er sich mit andern Kaufleuten verbinden müsse, um, wenn sein Waarenlager leer werden mögte, solches jedesmal wiederum anfüllen zu können.

Wenn also alle Umstände nach denen vorausgesetzten Regeln einen wahren Mangel befürchten lassen, so müssen wir mit vernünftigen Kaufleuten Rücksprache halten: Wissen diese eine Gefahr, so werden sie bald die Hand bieten, um ihr zuvor zu kommen; Sie werden, wenn etwas zu befürchten ist, zeitig genug davon durch ihre Correspondenten benachrichtigt seyn. Erhält man sodann dadurch Nachricht von gewissen, in andern Ländern schon angefangenen, Einrichtungen, so muß ein geschwinder Entschluß gefaßt werden.

Wie sehr in solchen Fällen durch eine weise Vorsehung, durch Fassung gehöriger Maaßregeln und durch einen geschwinden Aufkauf für ein Land gesorgt werden kann; davon kann unser Churfürstenthum den besten Beweis geben, welches sich unter einer für das Beste

des

des Landes unermüdet sorgenden Landesregierung vor vielen andern glücklich schätzen und stolz seyn kann.

§. 230.

III. Regel. „ Aus dem Mangel einzelner „ Oerter muß man die Noth nicht allgemeiner „ glauben, als sie wirklich ist.“

Wie wir gern das schlimmere befürchten, und die Noth allgemeiner glauben als sie ist; So deucht mich auch beobachtet zu haben, daß wenn zu Zeiten aus einzelnen Gegenden Berichte von einem gegründeten Mangel einkommen, daraus zu leicht und geschwind auf das Ganze geschlossen wird.

Es kann, wenn der Mangel auch allgemein ist, die eine Gegend doch vor der andern Auswege wissen, um sich leichter zu helfen, so daß man den Mangel in Betracht ihrer keinen Mangel mehr nennen sollte: daher wird nicht leicht in solchen Fällen eine allgemeine Anstalt getroffen werden, welche allen zur Hülfe gereicht; Sondern ein Mittel, das den einen erleichtert, unterdrückt vielleicht andere, nach dem S. 514 gegebenen Exempel. Eine allzugroße Vorsorge wird eher zum Bedruck gereichen.

§. 231.

IV. Regel. „ Wenn sich ja eine panische „ Furcht äußert, suche man solche eher zu unter„ drücken, als auszubreiten.“

Es ist oben erwiesen worden, daß in solchen Fällen die Furcht vor Gefahr größern Schaden thut, als die Gefahr selber; Man kann bey sich äußerndem Mangel die nöthigen Anstalten zu Herbeyschaffung des mangelnden machen, ohne zugleich einem jeden die Gefahr,

worin er stehe, bekannt zu machen; als wodurch eben ein allgemeines Mistrauen und Schrecken entsteht.

Eine Frage wird man aufwerfen: „Wenn ein Mangel befürchtet wird, wenn man merkt, daß Nachbaren stark aufkaufen; Ist alsdenn nicht nöthig, doch wenigstens alle Unterthanen zu warnen, daß sie nicht zu viel weggeben, und am Ende selber Mangel leiden mögen?“ Diese Warnung ist freilich gut, denn viele werden froh seyn, wenn sie nach einer gehabten wohlfeilen Zeit, ihren Vorrath nun um einen billigen Preis los werden können; Es wird ihnen also daran gelegen seyn, wenn sie bey Zeiten benachrichtiget werden, daß die Preise binnen kurzem auf das doppelte steigen werden; Eine solche Warnung geschieht auf die Art, wie sich Kaufleute sofort avertiren, wenn in Holland oder England eine Waare, z. E. Koffee, Zucker, Wein, aufschlägt. Damit ein jeder seinen Vorrath zurück halte oder aufschlage, auch sein Waarenlager bey Zeiten vergrößere, ehe der Mangel öffentlich bekannt wird. Eine Warnung wegen befürchteten Kornmangel darf aber nicht öffentlich geschehen, sonsten veranlaßt sie vielleicht eine schädliche Furcht, welche sonst nicht erfolgt wäre, und welche eben unterdrückt werden muß. (§. 200.)

Wenn auch öffentlich Korn aufgesucht wird, so verbreitet sich das Gerücht davon gar bald, und es ist der Schade, wenn auch einige tausend Malter wohlfeil verkauft werden, nicht so groß, als wenn der Mangel zu früh öffentlich erklärt wird.

So viel ich aus der Erfahrung anmerken können, gründet sich unsere Besorgniß auf ein doppeltes Vorurtheil. An der einen Seite stellet man sich vor;

„ Ein

„ Ein jeder, der Korn habe, werde mit dessen Ver-
„ kauf gar zu freygebig seyn, und solches zum Nach-
„ theil des Landes gleich an Fremde wegschenken.“
Wie man dieses voraussetzen könne, weiß ich nicht, da man zugleich eine Unzufriedenheit bezeigt, daß bey eintretendem Mangel ein jeder seinen Vorrath zurück halte, und nicht geschwind genug losschlage. Wenn nun gewis ist, wie es wirklich ist, daß bey steigenden Preisen die mehrsten eher ihren Vorrath zu einem theurern Verkauf liegen lassen, und ihre nächste Nachbaren nicht einmal damit versorgen wollen; was hat man denn wol für Grund, zu vermuthen, daß jeder eine solche Predilection für fremde Nachbaren äußern soll, daß er ihnen sein Korn wegschenkt, und seine nächsten Mitbürger hungern läßt, oder sich selber der Gefahr aussetzt, Mangel am Ende zu leiden? Wenn einzelne schlechte Wirthe auch solches zu thun fähig sind, so kann man darauf rechnen, daß ihre Anzahl so geringe ist, daß sie auf das Ganze keinen Einfluß hat: Es verhält sich damit nicht anders, als wenn man bey anfangendem Mangel befürchten will, ein jeder Landwirth werde von seinem Vorrath mehr weggeben als er missen kann, und wollte daher jedweden einschränken, wie viel oder an welchen Nachbaren er davon verkaufen soll. Auch der gemeinste Bauer ist in diesen Fällen vorsichtiger als man glaubt. An der andern Seite bildet man sich ein;
“ Wenn nicht das Aufkaufen eines in Verlegenheit
„ seyenden Nachbaren bey Zeiten gestöhrt werde, so
„ werde er uns die Preise auf eine empfindliche Art
„ steigern.“

Ich muß hier ein specielles Exempel anführen, woher mir ein Einwurf gemacht worden: Northausen, sagt man,

man, welches sonst einen so starken Handel hat, ist jetzt in der größten Verlegenheit, weil alle Länder, woher es sonst seine Zufuhr erhält, gesperret haben; erlaubten wir nun die Ausfuhr dahin, so würden sie bald den Himten Rocken auf 3 Rthlr. steigen machen. Allein die dahin angrenzende Aemter haben selber den größten Mangel an Korn, und wollen Hungers sterben; wie kann man also voraussetzen, daß aus solchen auch nur 100 Himten nach Northausen gehen würden: Gesetzt aber, Northausen zwünge es mit den hohen Preisen, und dadurch, daß es für den Himten 3 Thaler zahlet, daß einige große Hauswirthe, die sonst ihren Vorrath bis zu der künftigen Ernte gemacht haben, ihnen 1000 Malter überlassen, in der Hoffnung, daß sie nach ein paar Monat von Hamburg das Korn wieder erhalten können, wenn ihnen auch der Himten im Ankauf und mit den Transportkosten auf 2 Thaler zu stehen kommt; Was verlieren sie oder das Land dabey? Nichts! sie gewinnen vielmehr, und das Publicum überhaupt. Sie ziehen für die 1000 Malter 18000 Rthlr. baar; für die neu anzukaufende 1000 Malter zahlen sie 8000 Rthlr. wieder; so gewinnet das Land einen Zufluß von baaren Gelde von 10000 Rthlr. Ich will den Fall sezzen, daß die Transportkosten bis an Ort und Stelle 4000 Rthlr. kosten, so machen diese gleich so viel tausend Menschen leben, bringen an vielen Orten neu Geld in den Umlauf, und die übrig bleibende 6000 Rthlr. sind für die Verkäufer gut genug, um sie als eine Vermehrung ihres Reichthums in die Tasche zu stecken. Es geht aber damit, als einigen gar zu genauen und vorsichtigen Wirthen, welche Groschen und Pfennige auszugeben sich zehnmal bedenken, und

die

die rechte Gelegenheiten, wo sie Thaler einnehmen und gewinnen können, versäumen.

Wenn in einer Stadt Mangel entsteht, verkaufen die umliegende Dörfer nicht mehr als sie missen können, darüber wird man keine Klagen hören, wol aber, daß die Zufuhr in der Stadt fehle, und daß ein jeder mit dem Verkauf zaudere.

§. 232.

V. Regel. „Alle bey einem Mangel vorzukehrende Anstalten lassen sich leichter machen, „ wenn Handel und Wandel frey bleibt."

Dies ist, was Reimarus und andere beweisen wollen, weil eine Einschränkung wegen Mangel in einzelnen Gegenden überflüßig, und bey allgemeiner Noth unzulänglich, ja wol gar schädlich sey. (§. 224.) Man behauptet, daß wenn eine Zufuhr von fremden Korn nöthig sey, solche sicherer und wohlfeiler herbeygeschafft werde, ohne Sperre.

Man will versichern, daß bey einer Sperre und der dadurch an der einen Seite veranlaßten Furcht, an der andern aber erweckten Hoffnung, eine stärkere Zufuhr erfordert werde, als wenn die Ausfuhr frey geblieben wäre. Unsere gegenwärtige Erfahrung scheint dies zu bestätigen.

Ohnerachtet der unermüdeten Wachsamkeit einer stets für das Beste des Landes aufmerksamen Regierung; ohnerachtet aller lobenswürdigen Vorkehrungen; ohnerachtet, daß von der Cammer die größten Summen zum Besten des Landes angewandt, und sehr beträchtliche Vorräthe hergeschafft worden; hört man doch nicht, daß dem Mangel abgeholfen werde. Ein jeder klagt nur, daß das angekaufte nicht früh genug

genug komme, oder daß er nicht genug davon erhalte. Wie wollten wir es aber machen, wenn wir nicht einen so gnädigen Landesherrn hätten, der alles anwendet, und seine einzige Sorge seyn läßt, wie er seine Unterthanen glücklich sehen, und ihre Last erleichtern kann? Die Hauptfragen sind also so zu fassen:

1) Wenn Mangel entsteht, so muß Korn herbey geschafft werden, und dasjenige Land ist sodann das glücklichste, dessen Obrigkeit dafür Sorge nimmt, und die Unterthanen von der Hungersnoth errettet: Ist aber dazu, und um sie mit dem Nöthigen zu versehen, eine Sperre nöthig? *)

2) Würde der Ankauf nicht geringer seyn können, und könnte er nicht gemächlicher, mit weniger Gefahr, und um wohlfeilere Preise geschehen, wenn Handel und Wandel frey bliebe?

3) Da ohnehin so viel angekauft werden muß, würde dem Lande schädlicher seyn, wenn an Statt

*) Wenn ich bey unserer bisherigen Dürftigkeit in Unterredungen mit guten Freunden behauptet habe: Man hätte lieber Handel und Wandel ganz frey lassen sollen, so ist mir mehrmalen der Einwurf gemacht worden; wie es möglich sey, einen so paradoxen Satz im Ernst anzunehmen? Wer alle, auch aus andern Ländern einkommende, erbärmliche Klagen und Berichte lese und höre, und wie ängstlich mehrere Nachbaren gebeten hätten, ihnen doch etwas Korn zu überlassen, damit sie sich nur des Hungers erwehren könnten, müsse gewis anderer Meinung seyn, und die Nothwendigkeit der Zuschläge erkennen.

Ich glaube aber meine Schutzschrift für den zu verstattenden freien Kornhandel im Zusammenhange genugsam erwiesen zu haben, um mit Ueberzeugung

des von Fremden bey uns angekauften Korns etwa zwanzig tausend Malter mehr angekauft und hereingeschafft werden müssen? Oder könnte man das Land etwa als einen großen, reichen Absatz habenden, Kramladen ansehen, der so wie er Korn absetzt, sein Waarenlager ergänzt, und so wie die Waare mehr gesucht wird, sie nach und nach im Preise steigert, jedesmal aber dahin sieht, daß er bey dem Verkauf Vortheil hat, und mehr zurück erhält, als ihm die Waare im Einkauf kostet?

4) Da der Handel mit Nachbaren doch nicht ganz unterbleiben kann, und der Schleichhandel am mehrsten schadet; würde es nicht vortheilhafter seyn, wenn man den Handel öffentlich gestattete, und könnte man alsdenn nicht eher dafür sorgen, daß er in unsern Vortheil geführt werde?

5) Können wir uns etwa mit einem Kaufmann vergleichen, der ein Waarenlager von vielen Centner Koffee

zu behaupten, daß alle eben angeführte Klage und Angst größtentheils weggefallen und gar nicht eingetreten seyn würden, wenn wir uns weniger Mühe gegeben hätten ihnen vorzubauen. Jetzo, da ein jeder nur für sich sorget, ist Mangel überall, und man hört von mehrern Orten, daß viele Menschen aus Noth zur Verzweifelung gebracht, oder gar Hungers gestorben sind. Nun will ich nicht behaupten, daß bey völlig frey gelassenem Handel Niemand über Mangel leiden und über Hunger klagen können; Ich sage nur, daß sodann der Mangel weit geringer, weniger empfindlich und bedrückend, mithin eher zu vermeiden und zu ersetzen gewesen seyn würde; daß nicht so viel Geld aus dem Lande gegangen, hingegen mehr hereingezogen, mithin unsere Umstände weit glücklicher als jetzo geblieben seyn würden.

Koffee hat; Er will aber nichts davon verkaufen, weil er weiß, daß der Koffee theurer werden wird; Seine Mitbürger haben indessen einen Mangel daran, und wissen sich nicht zu helfen; Viele davon sind mit seinen Ladendienern bekannt und verwandt, und bereden solche, ihnen von dem Kaffee zu überlassen, die Ladendiener glauben, es werde ihrem Herrn gleichviel seyn, ob er den Koffee jetzt oder nachher verkaufe, schlagen ihn also los. Da der Herr endlich sein Waarenlager nachsieht, und da der Koffee am mehrsten gesucht wird, so ist der Vorrath mehrentheils weg; der Kaufmann hat dafür weniger in Kasse bekommen, als er erhalten können; und die beste Zeit, da er neue Vorräthe wohlfeil einkaufen können, ist verstrichen. Jetzt muß er aus Noth schlechtern Koffee theurer einkaufen; Seine Käufer müssen ihn zwar so viel theurer wieder bezahlen, daß er ohne Schaden bleibt, er kann aber auch nichts dabey gewinnen, sondern verliert vielmehr in der Kasse, da er mehrere tausend Thaler baar Geld wegschicken muß, und sonsten mit Wechsel handeln, das baare Geld aber zum Besten der Nachbaren anwenden können.

Ein großer Kaufmann fürchtet sich nicht vor den Zufluß von Käufern, und vor den zunehmenden Absatz seiner Waaren, so lange er noch Mittel weiß, sein Waarenlager zu ersetzen.

6) Da es uns nun noch nicht an Zufuhr von Korn fehlt, so wäre zu überlegen, ob wir nicht statt einer Sperre mit mehrerm Vortheil die Lieferungen an die Nachbaren ordentlich übernehmen, und ob unser Land nicht gleich den Handelsstädten dadurch Millionen gewinnen können?

§. 233.

VI. Regel. „Man mache die Gegenanstalten nicht allgemeiner als es die Nothdurft erfordert.“

Es verhält sich damit, als wenn einer mit einer epidemischen Krankheit befällt, und der Arzt wollte alle noch gesunde Nachbaren handhaben, als wenn sie schon die nemliche Krankheit hätten. Denen Gesunden aber Preservative zu gebrauchen, ist ein grosser Unterscheid; Man darf sie nur nicht gleich ganz einsperren, zu Bette legen, und bey Kranken-Kost setzen.

Wenn man einen Miswachs auch allgemein glaubt, so erstreckt er sich doch nicht auf alle und jede Einwohner in gleichem Grad. Der eine wird mehr getroffen als der andere, und dem fünften gereicht es vielleicht zur Aufnahme, wenn seine vier Nachbaren leiden.

Wenn auch mehrere Arten von Korn misrathen, so pflegt doch eine oder andere Sorte einzuschlagen, wie man 1770 am Buchweizen in Sandgegenden bemerkt hat.

Wenn bey großen Ueberschwemmungen niedrig liegende Gegenden alles einbüßen, so gewinnen bergigte Gegenden: Wenn hohe bergigte, sandige oder sterile Felder bey anhaltender Dürre verbrennen, so geben niedrige Gründe reiche Ernten.

Wenn ein größers Land über Miswachs klagt, so haben nicht gleich alle einzelne Districte gleichen Mangel; es entstehen Bedürfnisse von mancherley Art, welche nicht durch einerley Mittel gehoben werden können. Was der eine sodann zu seiner Erleichterung und Aufnahme wünscht, kann dem Nachbaren zum

größten

größten Bedruck gereichen. Also wenn auch eine ganze Provinz nach ihrer Privat-Convenienz einen Zuschlag wünscht, so werden andere dadurch gestraft. Ein Exempel wird dies erläutern: Gesetzt, es habe auch den Namen; Eine ganze Gegend sey bey der anhaltenden Nässe, und dem wiederholten Austreten der Flüsse ganz ruinirt, indem alle Wiesen überschwemmet, das Korn aber auf dem Felde theils ersäuft worden, und das übrige in der nassen Ernte ausgewachsen und verfault ist, also daß auch das aus der Seuche übrig gebliebene Vieh wegen Mangel der Futterung abgeschafft werden muß: So sagt man, diese Gegend habe totalen Miswachs; deswegen folgt noch nicht, daß kein einziger Bewohner dieser Gegend ein Mittel übrig habe, um sich dadurch kümmerlich hinzuhalten und wieder aufzuhelfen. Man sehe vielmehr solche Gegend, welche man ganz verlohren hielte, nach zehn Jahren wieder an, ob sie nicht mit ihren Nachbaren in einerley Umständen seyn wird.

Es kann seyn, daß der Landwirth A allen Rocken verlohren hat; Er braucht also nothwendig zur Einsaat, zu Brodkorn für sich und seine zahlreiche Familie bis zur nächsten Ernte vier und zwanzig Malter, die herbeygeschafft werden müssen, und nicht anders als den Himten zu anderthalb Thaler angekauft werden können. Er soll dafür zwey hundert und sechzehn Thaler bezahlen, und weiß auf keinerley Weise nur zehn Thaler anzuschaffen; So muß ihm freilich auf diese Summe Credit gemacht werden; Deswegen haben aber nicht gleich alle Nachbaren so viel nöthig. Es kann vielmehr seyn, daß der zweyte B zwar den Rocken verlohren, aber noch Gersten, Hafern und Erbsen geerntet hat, und um sich nicht in Schulden

zu stecken, davon Brod ißt, auch, da es seinen Hausgenossen nicht recht schmeckt, weniger Malterzahl gebraucht, als wenn er Rocken genommen hätte; ihm fehlen also nur sechs Malter Rocken zur Saat, er schafft solche durch andere Umschläge an, ohne Geld aufzunehmen; da sein Hof sonst schlechter war als der vorige, so ist er nun um zwey hundert und sechzehn Thaler mehr werth.

Ein dritter C hat zwar von allen diesen vier Arten Korn wenig zu Hause gebracht, aber einen Kamp mit Buchweizen gerettet, der ihm eine außerordentlich reiche Ernte giebt. Er giebt sich aber nicht damit kund, sondern klagt gleich den vorigen, um mit ihnen gleicher Hülfe theilhaft zu werden; Läßt unterdessen seinen Buchweizen heimlich zu Grütze machen, fährt ihn in die Stadt, und löset daraus so viel, daß er alle übrige Arten von Korn damit eintauschen kann.

Ein vierter D, ein fleißiger aufmerksamer Hauswirth, erhält sein Land in besonders guter Cultur, und hat es durch Dämme und Abzüge gegen Ueberschwemmungen gesichert; Da er auch gewohnt ist, sein Winterfeld früher als andere zu besäen, so konnte er vierzehn Tage früher als seine Nachbaren mehen, mithin seinen Rocken schon einscheuren, ehe der übrige gemehet ward, und das anhalterde Regenwetter einfiel. D war mit seiner guten Ernte sehr stille, und klagte eben so viel als seine Nachbaren, aus Furcht, daß man ihm von Obrigkeitswegen einen Theil seiner Ernte wegnehmen, oder davon zu verborgen zwingen mögte. Er wußte, daß seine Nachbaren an den öffentlichen Abgaben starken Nachlaß zu gewärtigen hätten, dessen er sich nicht verlustig machen will; Zudem hört er, daß man in der Folge größern Mangel

befürchte, und deswegen Einschränkungen mache. Statt also, daß er sonst seine Nachbaren gleich mit dem nöthigen Saatkorn ausgeholfen haben würde, machte er sich die öffentlichen Anstalten zu Nutze, und hielt seinen Vorrath so geheim als möglich, bis er ihn auf das theurste ausbrachte.

Ein fünfter E hat zwar wenig Korn geerntet, und seine Wiesen waren gleich den übrigen überschwemmet; Als ein fleißiger Hauswirth aber hatte er das Gras im Wasser abgemehet, ausgefischt, und des anhaltenden Regens ungeachtet, auf Anhöhen mit vieler Mühe endlich getrocknet; Er verkaufte also das Heu, da es außerordentlich rar und theuer war, in der nächsten Stadt, den Centner zu anderthalb Thaler, und lösete daraus so viel, als er für anzukaufendes Korn ausgeben mußte.

Ein sechster F beklaget gleich andern den Verlust seines Korns und Viehes; er hat aber viele Obstbäume, welche voller Früchte sitzen, und da die hohen Kornpreise einen Einfluß auf das Obst haben, so kann er sein Obst theuer los werden, und sich dadurch retten.

Sein Nachbar G hat das Glück, daß ein paar von seinen Kühen durchgeseucht sind, und daß er ein paar hoch liegende Wiesen hat, er hat außerdem auf Anhöhen zwischen den Büschen mühsam Gras zusammen gesucht und getrocknet, kann also seine Kühe stark futtern; jede giebt ihm täglich 24 Quartier Milch, er ernährt damit sein Haus, und löset noch so viel aus Butter und Käse, um das ihm fehlende dafür einhandeln zu können.

H hat funfzehn Ferken zugezogen; er würde sonst das Stück zu einem halben Thaler verkauft haben; die theuren Preise haben auch einen Einfluß auf das

Vieh; er verkauft jedes Ferken zu drey Thaler, und fünf und vierzig Thaler reichen ihm zu Bestreitung der nöthigsten Ausgaben zu.

Ein neunter I hat gleich seinen Nachbaren Miswachs, es ist ihm aber von ungefehr vorig Jahr ein großer Vorrath von Torf liegen blieben, den er dero Zeit gern, das Hundert zu drey Groschen, weggegeben hätte, jetzt da bey dem anhaltenden Regen der Torf nicht von den Mooren gebracht werden können, und wenig zur Stadt gefahren wird, giebt man ihm für das Hundert zwölf Groschen.

K war Anfangs bekümmert, wie er bey dem Miswachs sich und die seinigen am Leben erhalten wollte; um seinen in Kämpe getheilten Saatfeldern standen aber viele Eichbäume, und er fand sie im Herbst voller Mast, so daß zehn Schweine darunter fett werden konnten; sie giengen zehn Wochen, er ließ sich für jedes wöchentlich einen halben Thaler zahlen, und hatte dadurch eine baare Geldeinnahme von funfzig Thaler.

Dem eiften L fehlen schlechterdings alle diese Hülfsmittel; Er hat nichts geerntet; und sein Vieh verlohren; die Obstbäume gehen von der Ueberschwemmung aus; er weiß also seine Kinder nicht vom Hunger und Tode zu erretten; Es muß ihm das nöthige Korn geborgt, und an den jährlichen Gefällen Nachlas gegeben werden.

Der zwölfte weiß kein Mittel, auf seiner Städte Brodt zu erwerben; er geht in die nächste Stadt, arbeitet um Tagelohn, und verdient in der Woche so viel, daß er am Sonnabend das Brodt einkaufen und mit nach Hause nehmen kann, womit Frau und Kinder die folgende Woche sich hinhalten.

Ein dreyzehnter ernährt sich mit Boten gehen.

Ein

Ein vierzehnter spinnet mit seiner Frau und Kindern Garn.

Ein funfzehnter und sechzehnter arbeitete bey den Nachbaren in Tagelohn, um deren überschwemmte Felder aufzuräumen, Graben zu ziehen, und das übrig bleibende Wasser abzuleiten.

Ein siebenzehnter und achtzehnter helfen das Korn anfahren, was für die übrigen angekauft ist, statt des Fuhrlohns nehmen sie Korn, und ihnen ist geholfen.

So wie einige dieser Leute Geld von aussen hereinbringen, und wieder ausgeben, verbreitet sich solches unter den übrigen, und sie leisten sich weiter unter einander Beystand; so daß binnen kurzer Zeit alles in eine gewisse Ordnung wieder kommt.

Hätte man nun gleich Anfangs alle achtzehn als nothdürftig betrachten, und für alle das benöthigte Korn unmittelbar herbeyschaffen wollen, so würde das baare Geld, welches so unter ihnen rullirt, weggeschickt, und ihre Dürftigkeit eher vermehrt seyn.

Es fällt mir bey dieser Gelegenheit noch eine Anmerkung ein: Wenn sich Nothleidende finden, so sind unter den Nachbaren noch immer einige, die sich zum Mitleiden bewegen lassen, und den Dürftigen helfen, so lange als es eine freywillige Beysteuer bleibt; Wenn aber ein höherer Befehl den Beystand für einen Nothleidenden erzwingen soll, so werden die mehrsten schon einen Wiederwillen zeigen, und mit ihrer Hülfe langsamer und kaltsinniger seyn, ja einige wären wol gar fähig, statt einer Hülfe die Noth zu vergrößern.

Alles dieses wird zeigen, wie sehr man Ursache habe, vorsichtig in Vorkehrung öffentlicher Gegenanstalten zu seyn, damit diese nicht gefährlicher als die

Noth selber werden. Unter denen achtzehn erwehnten Einwohnern waren kaum der dritte Theil, welchen eine unmittelbare Hülfe wiederfahren mußte, und indem diese recht angewandt wurde, fanden sich auch die übrigen Zwölfe mehr erleichtert, als wenn man ihnen unmittelbar mit Korn beystehen wollen.

§. 234.

VII. Regel. „Jede Einschränkung und „Zwang ist um so gefährlicher und desto mehr „zu vermeiden; Je größer die Gefahr ist, dar„in wir uns befinden."

Sind wir in wirklicher Gefahr, so können wir uns ohne den Beystand anderer nicht helfen: wir dürfen also keinen Schritt thun, der ihre Hülfe entfernt oder beschwerlich macht. (§. 221.)

Bey einer großen Gefahr können wir ohne Kaufleute nichts ausrichten, also ist auch in deren Betracht die Einschränkung bedenklich.

Und eben so wenig dürfen wir gegen diejenigen, welche etwa Korn auf Speculation und Wucher aufgekauft haben, uns erklären. Denn entweder ist am Ende noch Korn genug, ohne daß es auf ihren Vorrath ankommt, so werden sie selber am mehrsten gestraft, indem sie ihr Korn nicht so theuer, wie sie gehofft, los werden; Oder aber, es entsteht am Ende ein rechter Mangel, so ist allemal ein Glück, noch Vorräthe zu finden, denn sonst würden die bedürftigen entweder verhungern, oder sie müssen das Korn von auswärts um noch höhere Preise kaufen, und das Land um so viel mehr baar Geld ärmer machen. Sind alsdenn nur wenige solcher Aufkäufer, die den Preis nach Gefallen setzen können, so liegt die Schuld

blos

blos an der Einrichtung, daß man nicht von Anfange an ihrer mehrere begünstiget und veranlaßt hat, daß mehrere Vorräthe aufgeschüttet worden, die sich sodann unter einander mehr die Wage halten können *).

§. 235.

VIII. Regel. „ Man muß sich, ehe ein „ Mangel eintritt, von der Freundschaft großer „ Kaufleute sichern, um im Nothfall von ihrer „ Hülfe sicher zu seyn.“

Wenn wir erst ihre Hülfe alsdenn anflehen, wenn es auf das äußerste gekommen ist, so werden sie solche weit höher schätzen.

Ist der Kaufmann unser Freund und überzeugt, daß er völlige Freyheit im Handel behalten werde, so wird er mehr wagen, und bey Zeiten Anstalt machen, um

*) Es wird überhaupt als ein aus den Kornsperren erwachsender Misbrauch angemerkt, daß da alsdenn wenige Kaufleute wagen mögen, Korn kommen zu lassen, sondern nur einzelne auf Gewinn und Verlust einen gefährlichen Handel unternehmen, auch wol gar von der Obrigkeit Begünstigungen und Freyheiten erhalten, so räumet man diesen unvermerkt ein schädliches Monopolium ein, welches sie anwenden können, um einen großen Theil der Unterthanen in Contribution zu setzen. C'est autoriser un Monopole, qui devient plus dangereux, parcequ'il est à l'abri de la Loi. Alors le Negociant ordinaire devient oisif; lui, qui par des correspondences deja solidement établies, auroit procuré bientôt à meilleur marché toute l'abondance, que la denrée peut comporter, par raport à la quantité, qui en existe par toutes les Nations; au lieu, que l'avide Privilegée avec tous ses avantages vendra plus cher, & peutêtre obtiendra des indemnités. *Melon Essai sur le Commerce.* p. 26.

um uns kräftig beyzustehen. Wenn der Kaufmann nur von weiten vermuthen kann, daß eine Waare mehr werde gesucht werden, und daß er sich Vortheile machen könne, so wird er zu rechter Zeit und ehe die Preise anlaufen, Handel auf Speculation schliessen, und ein Waarenlager sammlen. Da er eine genaue Correspondenz unterhält, so weiß er die besten Monate zu treffen, wenn und von welcher Seite er mit dem größten Vortheil kaufen kann; Er sucht auch eher das fehlende durch Umtauschen gegen andere Waaren herbeyzuschaffen, damit das baare Geld im Lande bleibe. Wir können durch seine Correspondenz am sichersten erfahren, ob ein Mangel zu befürchten sey; ob ein Nachbar starke Commissiones gebe; oder ob wir Ursache haben, gegen die Anfälle eines andern Nachbars uns zu sichern? Ob wir unsern Vorrath nur losschlagen können, oder ob wir denselben an uns halten müssen, oder ob wir gar noch neue Ankäufe committiren sollen?

Ist man mit den Kaufleuten nicht in beständiger Verbindung, so muß der Ankauf bey entstehendem Mangel abseiten der öffentlichen Kassen besorgt werden.

Will sich sodann ein Fremder in den Handel mischen, der mit den Kaufleuten nicht in beständiger Verbindung stehet, so werden sich diese bald gegen ihn vereinbaren: Wenn er mit seinen Commissionen auch noch so geheim ist, so werden jene doch durch ihre an jedem Ort unterhaltene Spionen und Correspondenten frühzeitig genug davon unterrichtet seyn, sich unter einander Nachricht geben, und die sofort zu steigernde Preise verabreden. Es ist bey einer solchen Gelegenheit an einem großen Handelsorte lustig anzusehen, wie die Stafetten ankommen und abgehen,

wie

wie sich die Zeitung gleich einem Lauffeuer ausbreitet, wie auf den Börsen alles in Bewegung kommt, und wie die Kaufleute in mehrern weit auseinander gelegenen Handelsstädten bereits gemeinschaftliche Abrede genommen haben, ehe kaum die Commissiones zum Handel in den Kabinetten ausgefertigt, wenigstens ehe sie an Ort und Stelle gelangt sind.

Da auch diejenigen, welche zum Ankauf gebraucht werden, oft ihr eigenes Interesse dabey beobachten, so kann ein solcher Commissionshandel nicht leicht ohne Schaden der Kasse geführt werden, und wenn die Unterthanen solchen am Ende erstatten müssen, so ist es so gut, als wenn eine neue Contribution auf dieselben gelegt wird, der sie überhoben seyn könnten.

Man wird mir einwenden: Ob es nicht gleich viel sey, wenn man z. E. nach Cassel oder Braunschweig so viel hundert Last nöthig hat; ob man solche in Hamburg auf der Stelle aufkaufe, und durch einen Commissionair hinliefern lasse; oder ob man mit einem Kaufmann in Hamburg verabrede, daß er so viel hinschaffen soll; das letztere werde vielmehr kostbarer und weitläuftiger seyn?

Ich antworte aber Nein! Wer den Versuch gemacht hat oder machen will, wird finden, daß Kaufleute wohlfeiler hinliefern werden, und daß dieses bey weiten nicht so viel Aufsehens erweckt, als wenn es den Namen hat, ein dritter Commissionair kaufe auf Ordre Korn auf und schicke es weiter. Ein Kaufmann kann schon Nebenumschläge machen, die ein dritter nicht kennt. Z. E. wenn der Kaufmann den versprochenen Rocken in Mecklenburg einkauft, und ihn von da, ohne daß er nach Hamburg kommt, gleich fortschickt, also so viel an der Fracht gewinnt.

Daß man in solchem Fall einem Kaufmann eben dieselbigen Freyheiten an Zöllen u. s. w. zugestehen müsse, versteht sich von selbsten.

§. 236.

IX. Regel. „ Machet einen Unterscheid unter der Furcht vor Mangel, und einem wahren „ dringenden Mangel.“

Wenn man eine Gefahr nur befürchtet, so kann man sich wegen derer zu nehmenden Maaßregeln vorher bedenken, darüber correspondiren und Rücksprache halten, auch wol Versuche machen. Ein anders aber ist, wenn plötzlich ein dringender Mangel entsteht.

Ich nenne es aber alsdenn einen dringenden Mangel, wenn in dem Lande nicht mehr so viel Vorrath ist, auch nicht alsofort herbeygeschafft werden kann, als es die unumgängliche Nothdurft erfordert; Alsdenn ist schleunige Hülfe nöthig; man darf sich nicht lange bedenken, sondern muß Anstalt machen, um die Zufuhr aus der Ferne zu befördern: Ein solcher Fall kann seyn, wenn ein Winter ungewöhnlich strenge und anhaltend ist, da Menschen und Vieh mehr essen, und die Consumtion merklich zunimmt; zumalen wenn im Frühjahr die Futterung verzehrt ist, und das Vieh wegen der rauhen Witterung länger als gewöhnlich auf dem Stall, und zwar mit reinem Korn hingehalten werden muß. Dazu kann weiter kommen, daß wegen der widrigen Witterung die Ernte um drey bis vier Wochen später als in gemeinen Jahren anfängt, so daß die mehrsten Hauswirthe ihre Vorräthe, mit denen sie bis an die Ernte auszureichen gedachten, vier Wochen früher aufgezehrt haben, und da nirgends Korn übrig ist, sich nicht zu helfen wissen.

Dieses

Dieses macht mich an einige Erfahrungen erinnern, welche bestätigen werden, daß die mehrste Zeit, wenn über Mangel geklagt wird, nicht sowol ein wahrer Mangel, als die Furcht Ursache daran sey.

Denn sonst müßte allemal kurz vor der Ernte die gröβte Noth seyn, und die Preise müßten steigen, so wie man der Ernte näher kommt, vornemlich wenn diese später anfängt. Dies war der Fall von 1771; wie der Rocken gemehet werden sollte, fieng es an zu regnen, die Körner wollten also nicht hart werden, man konnte bey anhaltendem Regen das Korn nicht einscheuren, und an theils Orten ward dadurch das Einfahren des Rockens über vier Wochen verzögert; da nun ein jeder vorhin bey der im Junius gehabten Dürre eine frühe Ernte sich versprochen, also im Anfang Julius aufgezehrt hatte, nirgends aber der geringste Vorrath war; so hätte man glauben sollen, die Preise hätten im Julius und August außerordentlich steigen müßen; Man spürte aber keine merkliche Veränderung, und es war, als wenn viele sich mit der Hoffnung sättigten, weil sie reifen Rocken zu dröschen von einem Tage zum andern hofften.

Gemeiniglich steigen die Preise am mehrsten im Winter, wenn uns eine plötzliche Furcht einnimmt, ob der ganze Vorrath noch wol bis zur Ernte hinhalten würde. Es ist alsdenn gewis noch so viel Vorrath, daß man ein paar Monate wenigstens ausreichen kann, und in dieser Zeit könnte man allgemählig suchen, sich mit dem übrigen, bis zur Ernte erforderlichen, zu versehen. Dabey pflegt man sich aber aldenn nicht zu beruhigen, sondern viele vorsichtige Hauswirthe machen einen genauen Ueberschlag, wie viel Korn sie nicht allein bis zu der Ernte, sondern

wol gar bis Martini und Weihnachten, gebrauchen werden, und ruhen nicht eher, bis sie solches zusammen haben; aus Furcht, daß andere es ihnen wegfischen mögten, und daß sie am Ende in Verlegenheit seyn würden. Wenn nun viele stark aufkaufen, so macht solches gleich ein Aufsehen, woran aber die bloße Furcht Theil hat. Denn wenn ein jeder seine Provision gemacht hat, oder mehrere nur anfangen, sich auf das Lauren zu legen, so fallen die Preise nach gerade wieder.

Wenn die Ernte schlecht ausfällt, und viele Hauswirthe den Ueberschlag machen, daß sie bey weiten das nicht ernten, was sie zu eigner Consumtion gebrauchen, so sollte man die Gefahr am größten glauben; und gemeiniglich hat das Steigen der Preise unmittelbar nach der Ernte am wenigsten zu bedeuten. Indem sodann ein jeder Hauswirth, daß er weniger geerntet hat, klärlich sieht, so sucht er sofort von dem ersten Anfange an alle Consumtiones einzuschränken, und zwar nicht allein bey Menschen, sondern auch, und was den vornehmsten Einfluß hat, bey dem Vieh. Denn obgleich der Mensch kein Stroh genießt, so habe ich doch mehrmalen bemerkt, daß kein wahrer Mangel entsteht, so lange es dem Vieh noch nicht an nöthigem Futter und Streuung fehlt: Werden aber diese seltener, so steigen auch sofort die Kornpreise; Ich halte also dafür, daß uns nie ein Steigen der Kornpreise beunruhigen darf, so lange wir versichert sind, daß ein genugsamer Vorrath vom Viehfutter da ist. Ein vorsichtiger Hauswirth giebt seinen Bedienten und Hausgenossen an statt der Mehlspeisen mehr Obst und Gemüse; Er ißt mehr Milch, und macht weniger Käse und Butter, wozu er Brodt essen müßte;

Er

Er läßt weniger Rockenbrey und Grütze kochen; Er läßt weniger oder gar kein Vieh mästen, sondern ißt lieber das zu schlachtende Vieh mager, oder mästet mit Rüben, Kohl und Kartuffeln. Er verkauft bey Zeiten die Schweine, welche er nicht in die Mast treiben kann, damit sie ihm kein Korn vom Boden kosten. Viele Branteweinbrenner werden aufhören zu brennen. Ein Bauer, der sonst seinen Pferden zu Zeiten Brodt gegeben hätte, wird ihnen dieses entziehen u. s. w.

Ich werde nicht zu viel sagen, wenn behaupte, daß ein gemeiner Landwirth bey einer solchen sparsamen Wirthschaft beynahe mit der Hälfte der gewöhnlichen Consumtion ausreichen kann. Zu Erläuterung dieses Satzes will ich eine eigene mir merkwürdig gewesene Erfahrung anführen.

Als im Jahr 1757 bey uns der letztere Krieg angieng, war die Ernte in der sandigten Gegend, welche ich dero Zeit bewohnte, bey der im Sommer lang anhaltenden Dürre gar schlecht, und kaum die Hälfte zu schätzen. Ich sahe voraus, daß den Unterthanen bey den Unruhen nicht auf die sonst gewöhnliche Art würde geholfen werden können, vielmehr, daß sie ausserordentlichen Aufwand haben würden; Ich ließ die vornehmsten und beständigsten Wirthe vor mir kommen, stellte ihnen die zu besorgende Folgen vor, und rieth ihnen, auch die andern Nachbaren mit aufzumuntern, daß sie gleich auf alle mögliche Art sich einschränken, und alles zu Rathe halten mögten, wenn sie nicht todt hungern wollten; indem sie wenigstens von mir keinen Beystand hoffen könnten, sondern vielmehr sich vorstellen müßten, daß ich noch außerordentliche Lieferungen verlangen würde. Es gereichte zu meiner nicht geringen Beruhigung, als ich im folgen-

den Frühjahr die gute Wirkung von meiner Warnung sahe. Die mehrsten Wirthe langten nicht allein, der gehabten Einquartierung ohnerachtet aus, sondern es fand sich gar, daß einige, welche sonst bey guten Jahren wol Früchte zukaufen müssen, für sechzig bis achtzig Thaler erübrigte Furage und Korn in die Magazine geliefert hatten. Ich zweifle, ob ein gleiches geschehen wäre, wenn Kornzuschläge erfolgt wären; wenigstens wünsche, daß dies Exempel einen Eindruck machen könne, mit wie wenigem der gemeine Mann auskommt, wenn er Freyheit behält.

Will man hergegen den Unterthan aus der Ursache einschränken, weil man einen Mangel befürchtet, so gemahnet es mich, als wenn man bey einer anhaltenden Dürre einen Mangel an Wasser befürchtet, man hätte aber einen großen weitläuftigen Teich, und wollte denselben über und über zudecken, damit die Sonne oder der Wind nicht einmal Dünste davon abtreiben, noch auch ein durstiger Wandersmann hinzugehen, und einen Trunk daraus schöpfen könne; Unterdessen daß das Wasser unter der Bedeckung bey denen hie und da bleibenden Ritzen und Oeffnungen sich eben am ehesten verliert.

§. 237.

X. Regel. „Wenn eine einzelne Art von „Korn misräth, wenn davon nicht so viel vor„handen ist, als zur Consumtion erfordert wird; „so ist nicht gleich nöthig, eben diese Art herbey„zuschaffen.“

Wir sind eben an Rocken und Rockenbrodt gewohnt, (§. 214.) wir wissen, daß jeder Mensch davon im Jahr wenigstens 2 Malter gebraucht und aufißt; Wenn aber nun der Rocken misräth, und in ei-

ner

ner Gegend, wo zehn tausend Menschen wohnen, nur fünf tausend Malter Rocken gewachsen sind, so folgt noch nicht, daß sie nun verhungern müßten, wenn nicht noch funfzehn tausend Malter herbey geschafft werden. Sie werden reichlich auskommen, wenn sie nur fünf oder höchstens zehn tausend Malter erhalten.

Denn sie können sich auf eine doppelte Art einschränken, entweder daß sie wie eben gesagt worden, die ganze Consumtion von Brodt abkürzen; oder aber, daß sie zum Brodt nicht blos Rockenmehl nehmen. Sie werden auch solches eher thun, wenn ihnen Freyheit gelassen, und durch besondere Anstalten nicht die Vorstellung erweckt wird, daß zu des Menschen Nahrung reines Rockenbrodt erfordert werde. Wir haben ein paar gar magere bergigte Dörfer im Lande, wo das Land fast zu schlecht ist, Rocken zu tragen, und wo die Einwohner sich fast das ganze Jahr hindurch kümmerlich mit Haferbrodt ernähren.

Viele von meinen Gerichtsaßen haben in den beyden Jahren von 1770 und 1771 auf ihren nassen Feldern nichts als Dreſpen Briza *secalina* geerntet, und davon mit untergemischten Gersten, Hafern und Erbsen, Brodt gebacken, welches freilich schlecht genug ist; Sie befinden sich doch in der Folge weit beſser dabey, als wenn sie sich einbilden wollen, sie müßten Rockenbrodt essen, und borgten also gleich andern so vielen Rocken, um sich auf viele Jahre damit zu ruiniren, und das wenige baare Geld zum Lande hinauszuschicken. Hören sie indessen, daß für andere Rocken verschrieben werde, so steigt auch bey ihnen der Gedanke auf, ob sie nicht wol Rockenbrodt essen müßten? Würde ihnen anbefohlen, daß sie bey dem Mangel an Rocken so schlechtes vermischtes Brodt

essen müßten, so würden sie es schon mit Widerwillen geniessen. So aber, da sie es aus freyen Willen thun, ertragen sie ihren Mangel in Gedult.

In einigen unserer Sandgegenden ist Buchweizengrütze die gewöhnliche Kost des Bauren; es würde ihm empfindlicher seyn, wenn er derselben entbehren sollte, als wenn man ihm das Brodt entzöge. Ist aber der Buchweizen doch misrathen, und er denkt nicht weiter daran, so sättigt er sich mit Milch, Kartuffeln und Gemüse; Wird er hingegen veranlaßt, daß er öfter an Buchweizen gedenken muß, öfters davon sprechen hört, auch wol erfährt, daß sein Beamter für ihn sorgen, und welchen kommen lassen wolle, so wird ihn schon darnach gelüsten, und wenn einer nur von ferne Buchweizen bey einem andern erblickt, so bildet er sich ein, daß er verhungern müsse, wenn er einer Kost, woran seine Natur gewohnt sey, länger entbehren sollte: Sollte er ihn also noch so theuer bezahlen, so muß Buchweizengrütze gegessen seyn, und dessen erster Anblick wird bey dem ganzen Hausgesinde eine größere Freude erwecken, als wenn im Herbst die erste Schüssel voll frischer Austern einem Leckermaule zu Tische gebracht wird. Es ist bey dem gemeinen Mann ein bekanntes Sprichwort, „ daß „ ein Armer sich bey einer theuren Zeit am ehesten an „ Brodt arm esse.“ Leute, die aus dem Reiche kommen, wo die unüberlegten Sperrungen die Noth auf das äußerste getrieben haben, versichern, daß ein Mensch in einem Tage für einen Gulden dortiger Münze Brodt essen könne *) Wie viel Fleisch kann er

*) Die Angabe ist von Reisenden geschehen; sie kommt jedoch mir und andern unglaublich vor. Vielleicht haben

er dafür kaufen, und wie lange könnte er sich mit denen davon zu kochenden Suppen, und mit Zugemüse hinhalten?

Ein Zwang hilft aber in solchen Fällen, wie schon gesagt, nicht so viel, als wenn der Mensch selbst darauf verfällt, oder unvermerkt dahin geleitet wird: sonst stellt er sich eben so widerspenstig als ein Patient, dem der Arzt einen bittern widrigen Trank verordnet, wenn er ihm auch die kräftigsten Versicherungen ertheilt, daß der Trank der Gesundheit gemäß sey.

Was aber gute Vorstellungen vermögen, darüber habe ich 1771 in Harburg eine Erfahrung gemacht; Der Mangel war dort eben so groß als anderer Orten; Es fehlte zwar in der Nachbarschaft von Hamburg nicht an Korn, die Unterthanen aber, welche seit mehrern Jahren Miswachs und Ueberschwemmungen gehabt hatten, und dadurch in schwere Schulden gerathen waren, wußten kein Geld zu schaffen; Es wurde von Herrschaftswegen Korn angeschafft, um denen Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und so wollte ein jeder Rocken haben. Ganze Dorfschaften versammelten sich bey mir, und beschrieben ihre Um-

haben Fremde durch Vergrößerung der Noth andere zum Mitleiden erwecken wollen. Wenn ich annehme, daß eine Person im Tage auch drey Pfund Brodt esse, so müßte das Pfund auf acht Mariengroschen oder zwey Kopfstücke kommen. Aus einem Himten reinen Rocken kann der Becker nach Abzug der Unkosten wenigstens 48 Pfund Brodt liefern, so müßte der Himten kosten sechszehn Gulden. Wenn aber die Brodtportion für eine Person täglich nur acht bis zwölf Mariengroschen kostet, so ist es für den gemeinen Mann schon unausstehlich, der vielleicht nur 2 oder 3 gr. verdient.

stände auf das kläglichste, um zu bewegen, daß ihnen Korn im Borg abgemessen werden mögte; verschiedene Hauswirthe stellten weinend vor, daß ihre Kinder seit zwey Tagen nach Brodt geschrien hätten, und gedachten dadurch Mitleiden zu erwecken, welches denn auch einige billig verdienten und fanden. Ich erfuhr aber zugleich, daß einige derer bemitteltesten an der Elbe wohnenden Marschleute viele Tage lang kein Brodt im Hause gehabt, sondern sich mit Fischen, Milch, und Zugemüse erhalten hätten. Da sie sonsten gut zu leben und mehr Weiß- als Schwarzbrodt zu essen gewohnt waren, auch vorzüglich Beystand gefunden, und Rocken in Borg erhalten haben würden; Sie behalfen sich aber lieber kümmerlich, damit sie sich im Herbst nicht wegen Bezahlung des geborgten in Verlegenheit sehen mögten. Ich führte also ihr Exempel denen andern klagenden von magern Geestörtern zu Gemüthe, und da sie bey guten Jahren schon gewohnt seyn müßten, Mangel an Brodt zu leiden, so würde ihnen jetzt bey der allgemeinen Noth noch leichter als andern fallen, sich einzuschränken; Weil sie auch begehrten, daß man Amtswegen für sie sorgen mögte, so würde solches zu ihrem wahren Besten eben dadurch geschehen, wenn man sie abhielte, Korn zu borgen, da sie im Herbst bey der abermalen bevorstehenden schlechten Ernte, die Bezahlung dafür noch weniger als jetzt herbeyschaffen könnten: Sie mögten also nach Hause gehen, nochmals überlegen, ob sie keine Auswege wüßten, und wenn sie sich gar nicht helfen könnten, darüber eine Bescheinigung von ihren Vögten bringen. Ich hatte die Beruhigung, daß viele, welche Anfangs am mehrsten pochten, stillschweigend weggiengen und nicht wieder kamen. Dahin-

hingegen einige ohne Beyhülfe vielleicht verhungert seyn würden. Eine Obrigkeit kann in solchen Fällen durch freundschaftliche Vorstellungen und diensames Zureden viel Gutes stiften, wenn man in die Umstände der Leidenden hineingeht, und sie überzeugt, daß man ihre Noth erkennet und ihnen zu helfen bereit ist, daß also der Rath, den man giebt, nicht eine Unempfindlichkeit, sondern ihr wahres Bestes zum Grunde habe. Ein gescheuter Arzt läßt sich nicht auf alle Klagen der Patienten ein, und verordnet nicht gleich Mittel die sie begehren, wenn er glaubt, daß sie durch bessere Mittel, oder vielleicht ohne Arzney hergestellt werden können. Wo aber eine gefährliche Krankheit ist, ist er desto aufmerksamer und hurtiger mit der Hülfe.

§. 238.

XI. **Regel.** „Es wäre gut, wenn dem gemeinen Manne solche Pflanzen mehr bekannt „gemacht würden, welche er in Ermangelung „des Brodtkorns zur Nahrung zu Hülfe nehmen kann.“

Es sind diese von zweyerley Art; **Erstlich** solche, welche man mit zum Brodt nehmen, und statt des rechten Mehls unterschieben kann. (§. 255.) So ist schon an mehrern Orten im Gebrauch, Kartuffeln unter den Teig zu mischen. In Schweden und sogar bey uns hat man die innere Rinde von Linden und Fuhren zum Mehl genommen, oder aber die Kerne von Bucheckern, den Samen von Klee u. d. m. **Zweytens** wachsen bey uns viele Pflanzen wild in Menge, welche nahrhaft sind, auch oft auf vornehmer Leute Tische gebracht werden, die aber der wenigste Theil von geringen Leuten achtet. Ich will nur

z. E. die gewöhnlichen **Trüffeln** Tubera *esculenta* anführen. In Franken und Sachsen wächst auf den Feldern hin und wieder der Lathyrus *tuberosus* in Menge, dessen knolligte mehlreiche Wurzel in Holland unter dem Namen von **Erdmäusen** als ein Lekkerbisgen gegessen, und beym Nachtisch aufgesetzt wird; **Unsere Kartoffeln** sind in Frankreich im Jahr 1615 zum erstenmal als eine Seltenheit auf die Königliche Tafel gebracht, und bey uns erst seit funfzig Jahren allgemein geworden: Jetzo kann man allein damit den Mangel von Korn ersetzen *).

Die Wurzeln von dem bey uns so häufig wachsenden **Quekengrase** Triticum *repens*, sind sehr nahrhaft, und werden von den Aerzten oft zu einer Ptisane verordnet. Aus Frankreich geschahe vor einigen Jahren die Anzeige, daß der gemeine Mann zu St. Maur die Galläpfel oder Auswüchse, welche man an den Gundelreben oder Hedera terrestris (Veronica *hederæfolia*) antrift, mit Nutzen aus Noth gegessen, und von Gewürzhaftem Geschmack gefunden habe. Ich habe sie aber bey uns nur selten und niemalen in Menge gefunden.

Man

*) Man hat verschiedene Vorschläge, um aus Kartoffeln bald Brodt, bald Käse, Butter oder Stärke zu machen. Ich finde aber am allervortheilhaftesten, sie blos als Kartoffeln zur Speise zu gebrauchen; denn wenn man daraus z E. Stärke macht, so wird ein Himten schwerlich mehr als vier Pfund geben, wenn aus einem Himten Weizen wenigstens zwey und dreyßig Pfund Stärke erfolgen; mit acht Himten Kartoffeln kann man aber mehrere Menschen ernähren, als mit dem Mehl aus einem Himten Weizen. Acht Himten Kartoffeln kosten auch wenigstens doppelt so viel als ein Himten Weizen.

Man pflegt, wenn das Korn seltener ist, die Leute zu bedauren, welche statt dessen Kräuter und Wurzeln zusammen gesucht haben. Man sollte ihren Fleiß und Aufmerksamkeit loben, öffentlich zur Nachfolge bekannt machen, und ihnen eher eine Premie zuwenden; denn, indem sie die Hülfe erwählen, welche ihnen ihr Erdboden anbeut, verhüten sie, daß nicht so viel Geld zum Lande hinausgeht.

Unser Körper ist nicht so gebauet, daß er nur einerley Nahrung gebrauchte, so wie ein Seidenwurm crepirt, wenn er keine Maulbeerblätter hat; Es ist kein Thier auf der Welt, daß so viele Speisen von so mancher Art genießt, als der Mensch. Was alle drey Reiche der Natur hervorbringen, kann er sich beynahe zur Nahrung zubereiten. Man hat sogar nahrhafte Erden; Es ist also blos ein Vorurtheil, daß der Mensch sich gleich gestraft findet, wenn ihm eine derer gewöhnlichen Speisen abgeht, wie das Brodt, da so viele hundert tausend Menschen auf dem Erdboden leben, die dieselbe niemalen genießen. Mir fällt dabey eine alte gemeine Erzählung ein, daß eine Prinzessin ihre Verwunderung bezeugt habe, wie Leute Hungers sterben könnten, sie wollte lieber Weißbrodt und holländischen Käse essen, als todt hungern. Kann also der gemeine Mann nicht auch sagen, er wolle lieber Fleisch und wilde Kräuter essen, als todt hungern? Die Kräuter werden ihm zwar Anfangs eben so schlecht schmecken, als wenn man ihm zum ersten mal frische Austern vorsetzt, und er wird sich vielleicht noch eher entschliessen, ein unbekanntes Kraut, als eine frische lebendige Auster in den Mund zu stecken. Alles kommt dabey auf die Einbildung an, und auf eine kurze Gewohnheit. Die Fran-

zosen, wie sie uns ins Land kamen, ekelte vor unser Sauerkraut, und sie mogten keinen braunen Kohl, beydes soll jetzo bey ihnen eine gewöhnliche Speise seyn.

Der **Ritter Linne** hat eine eigene Abhandlung geschrieben, Plantæ esculentæ patriæ. Siehe dessen *Amoen. acad.* T. III. p. 74. *D.* **Locher** hat ein **Verzeichniß einiger eßbaren Pflanzen** drucken lassen. Und in denen in Stutgart 1771 gedruckten Bogen, **die Haushaltungskunst im Kriege und in der Theurung**, ist eine ausführliche Anzeige enthalten von Pflanzen, die statt des Brodts zur Nahrung dienen können. Sie gehet aber mehrentheils nur auf Pflanzen, deren knollichte Wurzel oder Samen von mehlartiger Substanz sind, und zum Brodt dienen, die aber zum Theil nicht einheimisch, wenigstens nicht in Menge zu haben sind; Es kommt meines Ermessens mehr auf solche Pflanzen an, welche auf die eine oder die andere Art sich leicht verdauen lassen, und deren Säfte dem Bau unsers Körpers gemäß sind. Sie müssen zugleich in Menge bey uns wachsen und häufig zu sammlen seyn, als z. E. das vor andern bey uns häufig wachsende Unkraut, die sogenannten gelben Butterblumen (Löwenzahn) Leontodon *taraxacum*, oder das Quekengras Triticum *repens*, oder die Brunnenkresse Sisymbrium *nasturcium aquaticum*. Die Academie zu Besancon hat davon für das Jahr 1772 eine Preisaufgabe gemacht, wie vorhin schon von mehrern geschehen, „ daß man anzeigen soll, welche Pflanzen bey einem Mangel die Stelle der gewöhnlichen ersetzen, und dem Menschen zur Nahrung dienen können, auch wie sie zubereitet werden „ müssen.“ Vielleicht haben wir dadurch eine brauchbare Abhandlung zu hoffen.

Ich

Ich kann auch einen Bauren unmöglich beklagen, wenn er gezwungen ist, Frösche oder Schweinigel zu essen, da solche bey vornehmen Tischen unter die niedlichen Speisen gehören.

Ein tübingischer Arzt **Plouquet** hat angerathen, die Knochen von den geschlachteten Thieren zu raspeln, und dieses nahrhafte Mehl mit unter das Getreidemehl zu mischen, da die Knochen sich bekanntlich leicht in eine stärkende Gallerte auflösen lassen.

Die Franzosen schossen Krähen und kochten sich davon Fleischsuppen.

Ein Eyerkuchen von Sperlingseyern soll angenehm schmecken, es gehört nur viel dazu, ehe man so viel zusammen bekommt, als ein Bauer zu seiner Nahrung gebraucht; Bey einer Theurung darf man hingegen nichts verwerfen, das zur Nahrung dienen kann, wenn es auch noch so klein ist.

In Hildburghausen hat man versucht, Gerstenstroh zu trocken, zu mahlen, und das durchgesiebte Mehl unter Rockenmehl zu mischen, und es hat gutes Brodt gegeben.

Im Weimarschen sind unter dem 30ten April 1771 einige statt des Brodts dienende Nahrungsmittel öffentlich bekannt gemacht worden.

§. 239.

XII. **Regel.** „ Wenn alle Vorsichten angewandt sind, und dennoch Korn angekauft werden muß, so kaufe man es lieber etwas theurer in der Nähe, als wohlfeil in der Ferne.“

Ich habe schon mehrmalen angemerkt, daß bey einer Theurung nicht sowol der Mangel am Korn, als der Mangel am Gelde drücke, und ich sehe es

als die größte Strafe für ein Land an, daß für das anzukaufende Korn so viel baar Geld weggeht; vornemlich, wenn bey einer Sperre nichts wieder zurück kommt.

Kaufen wir nun in der Nähe von Nachbaren, mit denen wir in beständiger Verbindung stehen, so ist Hoffnung, daß das Geld bald wieder zurück kommen werde, und so schadet es im Ganzen nicht, wenn der Himten auch auf das doppelte und dreyfache steiget.

Sind wir aber gezwungen, das Korn aus der Ferne kommen zu lassen, so geht das Geld dafür ohne Rückkehr weg, und das Land verliert auf beständig so viel von seinem baaren Vermögen. Ein empfindlicher Verlust, worauf selten Rücksicht genommen wird, dessen Folgen uns aber noch lange drücken können.

§. 240.

XIII. **Regel.** „Bey zunehmender Theurung „ dürfen Bemittelte sich nicht einschränken, son„ dern sie müssen eher neue Arten von Aufwan„ de hervorsuchen.“

Weil, wie schon öfter erinnert worden, der Mangel an Gelde, und eine gewisse Stockung in dessen Circulation am mehrsten drücken. Also, alles was von neuen Geld in den Umlauf bringt, und den gemeinen Mann in Bewegung setzt, ist vortheilhaft; derowegen sind alle Kriegsdrangsalen weniger empfindlich, als sie sonsten seyn würden, weil täglich dadurch so viel frisch Geld in den Umlauf gebracht, und ein jeder gezwungen wird, Aufwand zu machen und sich zu bewegen; Hingegen behält niemand bey den täglichen Unruhen Zeit, dem Uebel nachzudenken.

Stösset

Stösset uns hingegen in Friedenszeiten nur ein geringes Uebel zu, so nehmen wir es gleich mehr zu Herzen, und ängstigen uns mit den Folgen; wir betrachten leicht einen geringen Vorfall als eine allgemeine Landplage, und als ein Strafgericht. Wer alsdenn sich mitleidig, aufmerksam und christlich bezeigen will, pflegt zu urtheilen, daß man bey einer allgemeinen Noth sich ja einschränken, allen unnöthigen Pomp und überflüßigen Aufwand vermeiden müsse, um öffentlich zu zeigen, daß man an der gemeinen Noth Antheil nehme, und dadurch gerührt sey.

Giebt jemand ein großes Gastgebot, oder ein öffentliches Festin, so wird man mehrmalen das Urtheil hören, ob es nicht sündlich sey, zu einer traurigen Zeit einen solchen Aufwand zu machen, man hätte sollen lieber das Geld an die Armen geben. Es ist zwar in einer Theurung höchst nöthig, für die Versorgung der Armen zu sorgen, und es ist lobens würdig, wenn Reichere einen Theil ihres Vermögens dazu anwenden; Für das Publicum und zum Besten des Staats aber ist es ungleich vortheilhafter, wenn abseiten derer, die das Vermögen und die Mittel dazu in Händen haben, auf allerley neue Arten von Aufwande gedacht wird, und wenn sie ihr Geld zum erstenmal so ausgeben, daß gleich mehrere dadurch beschäfftigt und in Activität gesetzt werden, um durch sie morgen andere in Bewegung zu bringen, und einen jeden aufmerksam zu machen, daß von denen dadurch rullirenden Ducaten auch in seine Hände gelangen mögen, die dadurch in einer Geschwindigkeit durch alle fünf und zwanzig Hände gelangen. (§. 90.) Man wunderte sich zu Königs **Ludwig des Vierzehnten** Zeiten, und legte es ihm zu einer unzeitigen

Verschwendung aus, daß mitten in dem kostbarsten Kriege, wozu man die Kosten anzuschaffen in der größten Verlegenheit war, dennoch so viele Millionen an Aufführung prächtiger, zum Theil ganz unnützer, Gebäude von Ihm angewandt wurden: Vermuthlich ist es aber wohlbedächtlich aus einer besondern Staatsklugheit geschehen: Denn indem die Unterthanen sich bey dem neuen Bau belustigten, vergaßen sie, daß ihnen das Vermögen bis auf den letzten Blutstropfen abgezapft wurde, und da ein Theil davon wieder in den Umlauf kam, so viele Handwerker ernährte, und einen großen Theil des Landes in Bewegung setzte, so drückte die Noth weniger, als wenn auch das Geld gleich dem übrigen, zur Armee geschickt wäre.

Es gehört hieher noch eine Regel, welche die alten Römer hatten; Sie hielten nicht so bedenklich, wenn auch ein oder anderer armer Mensch wegen Mangel des Beystandes Noth leiden oder gar umkommen müßte, als wenn man durch gar zu große Freygebigkeit an Arme Faulheit und Müssiggang mehr ausbreitete, mithin veranlaßte, daß mehrere sich von den Geschäfften abgeben, und unter die Zahl der Armen gerechnet seyn wollten.

Mir ist von einem gewissen Ort in der Nachbarschaft erzählt worden, wo aus einer alten von einem derer ehemaligen Landesherren gemachten Stiftung täglich eine große Menge Einwohner gespeiset werden, daß man deutlich merken könne, wie solche sich dem Müssiggange ergeben, und träger als ihre Nachbaren wären, weil sie wüßten, daß sie täglich ihren Tisch gedeckt fünden.

Dagegen haben wir im letztern Kriege angemerkt, daß sobald nur viel Geld rullirt, und täglich neue

Beschäfftigungen vorfallen, so nimmt auch die Anzahl der Armen ab; Ohnerachtet der abscheulichen Drangsalen, welche der Krieg veranlaßte, ohnerachtet so viele Menschen um das ihrige kamen, und ohnerachtet die Last und Abgaben von einem jeden merklich vermehrt wurden, haben wir bey uns nie so wenig Arme und Bettler gesehen, als eben mitten im Kriege. Wer nur die Hände einiger Maaßen rühren konnte, hatte Gelegenheit, bey der Armee, bey den Magazinen, bey den Festungen u. s. w. ein reichliches Tagelohn zu verdienen. Viele Arme vergaßen also, daß sie betteln wollten, und gaben sich wieder an die Arbeit, wenn sie auch nur Botenweise giengen.

Mein Garten, den der Hausvater öfter angeführt hat, hat dieserhalb bey mir noch einen vorzüglichen Werth, und ich denke, daß ein gewisser Segen darauf ruhen müsse; denn der Stifter hat ihn zu Anfange dieses Jahrhunderts angelegt, und fast über Vermögen Summen angewandt, eben in den Zeiten, da in der Gegend eine Art von wahrer Hungersnoth gewesen. Es sind also Einwohner aus dem Paderbornischen und Lippischen einige Meilen weit mit ihren Pferden und Wagen gekommen, und haben für Brodt und Futter um ein geringes Tagelohn gedienet; Hätten sie diese Hülfe nicht empfangen, so würden vielleicht einige von ihnen verhungert seyn: Er vollführte also ein großes Werk, und die armen Leute wünschten ihm vielen Segen, daß er ihnen eine Art von Allmosen zugewandt hatte. Hätte er das Geld blos an Arme ausgetheilt, um solche in einer Ohnthätigkeit zu erhalten, würde es weniger vortheilhaft für das Publicum gewesen seyn.

Nach meinen Begriffen verdient also derjenige nicht so viel Aufmerksamkeit, welcher denen, die sich als Arme erklären, ansehnliche Summen zuwendet, als andere, welche durch weit geringere Ausgaben gleich mehrere Hände beschäfftigen und in Bewegung erhalten.

Wenn derowegen in einem Staate große Baue oder beträchtliche Veränderungen angelegt werden sollen, so wird das Publicum desto mehr dadurch gewinnen, wenn sie eben bey einer gemeinen Noth angefangen werden; Sollten auch große Summen dazu aufgenommen werden. Desto nachtheiliger für das Publicum ist, wenn abseiten öffentlicher Cassen zur Zeit einer allgemeinen Noth die Ausgaben eingeschränkt werden, unter der Entschuldigung, weil die Zuflüsse abnehmen.

§. 241.

XIV. Regel. „ Wenn wir nicht verhüten
„ können, daß eine benachbarte Obrigkeit eine
„ Fruchtsperre gegen uns einführt, so müssen wir
„ denjenigen, der die Sperre verhängt, als un-
„ sern Feind, seine Unterthanen aber dem ohner-
„ achtet als unsere Freunde betrachten.“

Die Unterthanen eines gesperrten Landes empfinden gegen die Sperre jederzeit einen Widerwillen, und werden sich Mühe geben, sie, wo möglich zu entkräften, und dieses um so mehr, wenn wir fortfahren, ihnen freundschaftlich zu begegnen, und ihre Freundschaft zu pflegen; und so brauchen wir uns für keine Sperre zu fürchten; sie wird mehr vortheilhaft seyn, als schädlich. Wenigstens wird sie uns nur alsdenn schädlich werden, wenn wir unsere Rache die benach-

barten

harten Unterthanen empfinden lassen, die dafür nichts können, und schon durch die Sperre gestraft sind.

Eine Sperre selber können wir zwar nicht wol anders als eine förmliche Kriegserklärung nehmen: Geschieht sie aber von einem Nachbaren, von dem wir nichts zu befürchten haben, so müssen wir sie gar gleichgültig ansehen, und gelassen dabey bleiben; der Sperrende straft sich selber am mehrsten, und wird bald zurück kommen, wenn wir ihm nur nicht nachfolgen.

Sperret aber ein mächtiger furchtbarer Nachbar, von dem wir nemlich die Zufuhr erwarten, so müssen wir uns bemühen, ihn freundschaftlich zu einen Handlungstractat zu bewegen. Dies wird aber schwerlich durch Repressalien geschehen; denn er weiß voraus, daß es ihm nicht darauf ankomme, ob er von uns Beystand erhalte, sondern daß er nur sein Korn im Lande behalte. Können wir ihn alsdenn nicht zu Aufhebung der Sperre bewegen, so müssen wir ihm als einen offenbaren Feind, aber immer mit Schonung der Unterthanen begegnen, welche uns heimlich zuführen werden. Wir müssen weiter auf Mittel sinnen, ob wir ihn durch den Beystand anderer zu Aufhebung der Sperre zwingen, oder aber ohne eine Gegensperre auf andere Weise züchtigen können. Hilft dies alles nicht, so müssen wir vorläufig mit entfernten Kaufleuten ein Bündniß geschlossen haben, daß diese uns mit dem nöthigen versorgen.

Gesetzt, es würde von dem Nachbaren auch sogar die Durchfuhr versagt, wie wir dermalen leider in Deutschland dergleichen Klagen hören, so muß ein Land, das sich gegen solche unbarmherzige und mehr als feindlich handelnde Nachbaren gar nicht wehren

und keinen Schutz finden kann, sich ansehen, als eine Stadt, die von einem grimmigen Feinde bloquirt gehalten, in den Grund geschossen, und bis auf den letzten Mann ausgehungert wird, deren Einwohner zuletzt Pferdefleisch, Katzen und Ratzen essen, um sich am Leben zu erhalten.

Wollen sie dagegen schreien oder eine Gegensperre verhängen, so gehören sie zu denen unterirdischen Einwohnern des Klimius, die sich gegen ihre Feinde nicht anders als durch entsetzliche Scheltworte zu wehren wußten. Man muß sich mit der bekannten Devise trösten: Premitur, non opprimitur.

Ist das von mir vorausgesetzte richtig erwiesen, so darf kein Staat sich für die Einschränkungen des Nachbaren fürchten, und die Zeitung; „Ein Nachbar habe gesperret;“ wird nicht weiter schrecklich klingen. Große Länder werden nicht leicht sperren, sondern das Exempel von England und Frankreich sich zur Warnung dienen lassen; und was kleine Provinzen thun, kann den Nachbaren gleichgültig seyn; Wollen sie sich ja selber durch Sperren ruiniren, so ist der Schade an ihrer Seite; es ist daher keine gefährliche Folge auf das Ganze oder die Nachbaren zu befürchten, und die heimliche Zufuhr unterbleibt doch nicht, wir handeln vielmehr nun wohlfeiler. S. II. Th. S. 434.

§. 242.

Zum Beschluß füge ich die XV. Regel hinzu:

„ Ueberlasset vieles einer weisen Vorsehung.“

Diese hat so lange alles in der vollkommensten Ordnung erhalten, und wird auch ferner für uns sorgen. Es wird nicht erfordert, daß wir jederzeit in gleich guten Umständen und im Ueberfluß bleiben; unser

Leben

Leben wird uns vielmehr angenehmer, wenn Winter und Sommer; gesunde und kranke, gute und böse Tage mit einander abwechseln: Wenn einer oder anderer zu Zeiten Noth leidet oder verhungert, so sterben nicht gleich alle Menschen Hungers. Wenn einer Hungers stirbt, so müssen wir uns nicht gleich alle einer gleichen Gefahr aussetzen. Wenn die Vorsicht uns einen Mangel zuschickt, so müssen wir uns darin zu finden lernen, und nicht gleich glauben, daß uns Unrecht geschehe, wenn der vorige Ueberfluß nicht sofort ersetzt wird.

Wir versündigen uns vielleicht, wenn wir einem Vorfall, der zu unserm Besten gereichen soll, sofort entgegen bauen, und alles nach unserm Eigensinn ausgeübt wissen wollen.

Will man seiner Sache zu gewiß seyn, und gar zu genaue Untersuchungen anstellen, ob ein jeder Einwohner auch das nöthige geerntet habe; so wird es damit eben als mit unsern gewöhnlichen Feldbesichtigungen gehen; bey denen, sobald Achtsleute herbeygerufen und auf ihr Gewissen befragt werden, die Antwort ein und alle Jahr lautet, daß auf einem Felde nicht die Hälfte des Korns stehe, welches darauf wachsen können. Von ihnen wird alle Jahr Miswachs zum Gutachten eingebracht.

Man frage große Pächter und die Obrigkeiten vom Lande, auch in den besten Jahren, ob ihre Gegend einen Ueberfluß habe? Sie werden fast allzumal das Gegentheil melden; Folglich müßten wir fast alle Jahr Miswachs und theure Zeiten haben. Sie werden aber nicht leicht erfolgen, wenn wir uns nur nicht darüber ängstigen.

Ich müßte mich sehr irren, sonst werden wir alle Jahr, selbst bey den reichsten Ernten, Noth, Mangel und Klagen unterhalten und fortdauren machen können, wenn wir nur die von den deutschen Fürsten bisher eingeführte Sperren und Einschränkungen fortsetzen und die Furcht vor Mangel ernähren wollen.

§. 243.

Da die Veränderung in Frankreich vorzüglich veranlaßt hat, daß die Frage wegen der freien Ein- und Ausfuhr seit einigen Jahren von mehrern in Erwegung gezogen worden; so wird noch übrig seyn

V. die besondern bey einer Theurung in Vorschlag gebrachten Hülfsmittel in Erwegung zu ziehen. (§. 217.)

So bald ein Fehler oder eine Noth bemerkt wird, so pflegt es nicht an Projectenmachern und Neuerlingen (I. Th. S. 383.) zu fehlen, welche sich zu Aerzten aufwerfen, und die Mittel erfunden haben wollen, um das Uebel zu heben, oder die ihrer Schuldigkeit gemäß erachten, das Publicum von der Gefahr zu unterrichten, welche sie aus dem Gebrauch derer von andern vorgeschlagenen Mittel befürchten. Die wenigsten davon pflegen alle Umstände, welche dabey in Betracht zu ziehen sind, in einem Zusammenhange zu erwegen; also geht es ihnen, wie jenem, der mit seinem mitgebrachten Elephanten den Ackerbau auf einmal empor bringen, und durch ihn zugleich zwanzig Pflüge ziehen lassen will; der schwere Elephant sinkt aber, ehe der erste Pflug angesetzt worden, in das noch feuchte Erdreich so tief ein, daß man ihn kaum wieder herausgraben können, und vergebliche

Mühe

Mühe anwenden müssen, um die dadurch verursachte Grube zuzuwerfen, und das Land wiederum zu ebnen.

Die Vorschläge, welche von andern geschehen sind, theile ich in vier Klassen.

Die **ersten** glauben, wenn in dem Kornhandel überhaupt eine bessere Ordnung eingeführt werde, so würden die Einwohner eines Landes nicht so leicht eine Uebersetzung im Preise zu befürchten haben, also auch nicht so leicht eine Theurung zu vermuthen seyn. Dahin rechne ich die ersten sieben Vorschläge. (§. 244 bis 250.)

Die **zwote Klasse** glaubt für das gemeine Beste zu sorgen, wenn sie Anleitung giebt, wie die Consumtion des Korns eingeschränkt, und dadurch der wenige Vorrath verlängert werden möge. Von dieser Art sind die Vorschläge von (§. 251 bis 257.)

Die von der **dritten Klasse** denken nur darauf, wie man mehr Korn anbauen könne, und glauben, alsdenn würde nicht so leicht ein Mangel eintreten. Dahin gehören die folgenden vier Vorschläge. (§. 258 bis 261.)

Die **vierte Klasse** aber richtet ihr Augenmerk auf den vorhandenen Vorrath, und wie man sich dessen sichern, oder gar noch bey Zeiten einen stärkern Vorrath sammlen könne. Diese machen die letztern Vorschläge aus. (§. 262 und 263.) *)

*) Es wird nicht ganz überflüssig seyn, wenn ich die seit denen im II. Theile des Hausvaters S. 41 und 431 erwehnten Werken herausgekommenen Abhandlungen, so viel mir deren bekannt geworden sind, worin theils die Frage von der freien Ein- und Ausfuhr, theils was bey theuren Zeiten zu veranstalten sey, untersucht worden, hier dem Titel nach anführe.

a) Ueber

§. 244.

I. Rath. „ Eine Landesregierung müsse sich „ unmittelbar in den Handel mischen, sonst würde alle Augenblick ein Mangel zu befürchten „ seyn.“

Dies

a) Ueber die freie Aus- und Einfuhr.

Three tracts on the Corn trade and Corn Laws. Lond. 8.

An Essay on the causes of the decline of foreign trads. Lond. 1744. 8.

Hanwey Lettres on the improvement of the Rising generation. Lond. 8. II. Vol.

Nach dem *Herbert* ist 1739 un Memoire d'un Magistrat, und 1748 ein anders Memoire gedruckt worden, pour prouver les avantages de l'exportion des grains; beyde sind mir aber unbekannt.

Les Interêts de la France mal entendus. à Amsterd. 1757. 8.

M. Thomas Secretaire du Duc de Praslin hat eine in der Academie Françoise gekrönte Abhandlung, worin er für die Provinz Bretagne die freie Kornausfuhr vertheidigt, im Jahre 1763 publicirt, mir ist aber der rechte Titel unbekannt.

Memoire de l'exportation & importation des grains, par *Mr. Dupont.* à Soissons 1764. 4.

Fragment d'une lettre sur la police des grains. à Bruxelles 1764. 12.

Arthur Young The Farmers lettres to the people of Engeland. Lond. 1767. 8. 1771. neue Aufl.

Avis au peuple sur son premier besoin ou petits traités économiques par Mr. *Baudot.* à Paris 1768. 8. (premier traité, la liberté de vendre son blé.)

Faits qui ont influence sur la cherté des grains en France & en Angleterre. à Paris 1768. 8.

Lettres sur les avantages de la liberté du commerce des grains & le danger des prohibitions. à Amsterd. 1768. 8.

Oeko-

Dies ist eben der für Frankreich so unglücklich gewesene Satz, welcher im Jahr 1598 Gelegenheit gab, daselbst alle Kornausfuhr zu verbieten, damit es den Einwohnern nie an Korn fehlen mögte, und

Oekonomische Untersuchung, die Sperrung der Fruchtausfuhr betreffend. Ulm 1768. 8.

Principes sur la liberté du commerce des grains. à Amsterdam 1768. 8.

Examen des principes sur la liberté du commerce des grains. à Paris 1768. 12.

Lettre d'un Gentilhomme de Languedoc au Magistrat de Normandie. à Paris 1768. 12.

Reponse du Magistrat de Normandie au Gentilhomme de Languedoc, sur le commerce des bleds, des farines, & du pain. à Paris 1768. 12.

Lettre à un ami sur les avantages de la liberté du commerce des grains, & le danger des prohibitions. à Amsterd. 1769. 12.

Reponse au Magistrat du parlement de Rouen à la lettre d'un gentilhomme des Etats des Languedoc. à Paris 1768. 12.

Resultat de la liberté & de l'immunité du commerce des grains, de la farine & du pain. à Amsterd. 1768. 12.

Objections & reponses sur le commerce des grains & des farines. à Paris 1769. 8.

Représentations aux Magistrats, contenant l'exposition raisonnée des faits relatifs à la liberté du commerce des grains, & les resultats respectifs des reglemens & de la liberté, à Paris 1769. 8. (vorzüglich.)

Reflexions sur le commerce des bleds. à Amsterd. 1769. 8.

Memoire sur le commerce des bleds. à Amsterd. 1769. 8. (suite du prec.)

L'avis du parlement de Dauphiné, sur la libre circulation des grains, & la reduction naturelle des

welchen nach hundert und siebenzig Jahren zu bestreiten, alle Beredsamkeit erfordert worden.

Es verhält sich damit eben so, als wenn man einen, in einer großen Stadt wohnenden geschickten Tuch-

prix dans les années de cherté, addressé au Roy le 26 d'Aout. 1769. 8.

Recreations oeconomiques, ou lettres de l'auteur des répréſentations aux Magiſtrats, à Mr. le Chevaliers Zanobi ſur le commerce des bleds. à Amſterd. 1769. 8. (à Paris 1771. 8.)

Lettre *de M. L. C. de L.* a Mr. Dupont Auteur ephemeriſte. à Paris 1770. 12.

Dialogues ſur le commerce des bleds, par Mr. *L'Abbé Galliani.* à Paris 1770.

L'intereſt general de l'Etat, ou la liberté du commerce des bleds, demontrée conforme au droit naturel. à Amſterd. 1770. 12. (Refut. du prec.)

Conſiderations on the exportation of corn, wherein the principal argument in favour of the bounty are answered, and the inferences commonly drawn from the Eton Regiſter are diſpoſed, to wich are added ſome remarks on the experiency of ſelling corn by weight and not by meſure. London 1770. 12.

Arthur Young the expediency of a free exportation of Corn at this time. London 1771. 8. 2te Edit.

Anmerkungen über die dermalige Fruchtſperre. 1771. Fol. 2 Bogen.

D. Reimarus, die wichtige Frage von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides, nach der Natur und Geſchichte unterſucht. Hamb. 1771. gr. 8. (vorzüglich.)

Schreiben eines Italiäners an ſeinen Freund in A. vom 11ten Sept. 1771. Augſpurg.

Die Kunſt, ohne Miswachs theure Zeiten zu machen, nebſt den bewährteſten Mitteln darwider. Frankf. 1771. 8.

Scharn-

Tuchmacher, der seine Waare anderswo mit Vortheil absetzen kann, zwingen wollte, sein Laken ja nicht außerhalb der Stadt zu verkaufen, damit es den Bürgern nicht etwa einmal an nöthiger Bedeckung des Leibes fehlen mögte.

Scharnweber, Beurtheilung der Frage, ob es gerathener sey, einen gesetzlichen Kornpreis auf ein oder mehrere Jahre einzuführen? Götting. 1771. gr. 8.

Pro Memoria, die Kornsperre betreffend. Regensp. 1771.

Gedanken bey dem Getreidemangel in Deutschland von 1770 bis 1771, über dessen Quellen und über die Mittel wieder denselben auf künftige Zeiten; in J. F. Mayers Beyträgen zur Aufnahme der Land- und Hauswirthschaft, 2te Forts. Frankf. 1771. 4.

Joach. Dieder. Lichtenstein Zweifel und Bedenken bey der wichtigen Frage von der freien Aus- und Einfuhr des Getreides. Braunschw. 1772. gr. 8.

J. A. Schletwein Freyheit im Handel, u. ungestöhrte Ein- u. Ausfuhr des Getreides. Berl. 1772. 8.

b) Auf theure Zeiten besonders gerichtete Vorschläge.

Traité sur la disette, par le *P. Segni*. 1666.

H. A. E. zufällige Gedanken von der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Wohlfeilheit. Chemnitz 1766. 8.

Wartenhorst Getreide-Tabellen, für Becker, Kornhändler und Amtleute. Osnabrück 1767. 8.

Granhandelaars handboek, dienstig voor Korn- en Zaadkopers, Makelaars, Commissionarien, Factoors, en alle die enige belang by de Koopzaad en Graanhandel hebben, door *F. Ringery*. Amsterd. 1768. 8.

Observations sur la Mouture des bleds & sur leur produit en pain d'après les experiences de l'hopital general de Paris. 1768. 12.

Man rechnet in Frankreich nun schon, daß seit 1764, da der Handel nur zum Theil frey gegeben worden, in den jährlichen Ernten ein Zuwachs von sechszig Millionen Livres gewonnen, und daß seit der 1768 ertheilten völligen Freyheit viele 1000 Morgen Landes artbar gemacht worden.

Gleich:

The occasion of the Dearness of provisions by a Manufacturer. Lond. 8.

The causes of the Dearness of provisions assigned. Glouceſter 1766. 8.

Inquiry into the causes of the high prices of provisions. Lond. 1767. 8.

A Lettre to the Right honorable *Braß Crosby* concerning the present dearness of provisions. Lond. 1771. 8.

Entdecktes Geheimniß der Müller, Becker und Melber. Ansp. 1769. Fol. S. auch J. C. Hirsch Sammlungen II. Theil.

Engels Anleitung, wie man bey theuren Zeiten wohlfeil und gut leben soll. Zürch 1771. 8. (Frankf.) (Dieselbe ist auch französisch gedruckt.)

D. *Ploucquet* Anweisung, wie man ohne Früchte mit geringen Kosten sich dennoch ernähren könne. Tübingen 1771. 4.

Methode pour recueiller les grains dans les années pluvieuses & les empecher de germer, par *Mr. Ducarne de Blangy*. à Paris 1771.

D. Locher Verzeichniß einiger eßbaren Pflanzen, die dem Landmann zur Nahrung dienen. Zürich 1771. 8.

Die Haushaltungskunst im Kriege und in der Theurung, nebst einer Anzeige der Pflanzen, die statt des Brodts dienen können. Stutg. 1771. 4.

Einleitung zur Haushaltungskunst, besonders bey der gegenwärtigen Theurung. Stutg. 1771. 4. (das vorige unter einem andern Titel.)

Die Haushaltungskunst im Kriege. Stutg. 1771. 4. (In Gestalt eines Wochenblatts.)

Vor-

Gleichwol da 1770 auch dorten der Preis des Getreides nur etwas zu steigen anfieng, wollten einige schon wieder der freien Ausfuhr die Schuld davon beymessen. Mr. Dupont und Du pré de St. Maux haben aber unter andern durch Berechnungen gewiesen, daß das Getreide vor erlaubter Ausfuhr in einer Reihe von hundert und dreyzehn Jahren fünf und sechzig mal in höhern Preisen gewesen sey; und daß vielmehr die Noth dermalen, wenn das Verbot noch fortdauerte, weit größer seyn würde, nachdem in ganz Frankreich nach einander fünf schlechte Ernten gewesen wären; denn man berechnete den Miswachs von 1766 auf ein viertel; von 1767 auf ein drittel; von 1768 auf die Hälfte; von 1769 auf ein drittel; und von 1770 auf ein viertel, so daß die Nation in diesen fünf Jahren einen Verlust von einer ganzen und zwey drittel Ernten erlitten hätte. Ein Verlust, der schon

eine

Vorschlag, der Theurung des Getreides in Zukunft einiger Maaßen abzuhelfen. Frankf. 1771. 8.

J. A. Schlettwein Mittel, das allgemeine Elend aufzuhalten, und die Schulden des Staats zu tilgen. Durl. 1772. 8.

An das mitleidige Publicum, zum Besten der Nothleidenden in Sachsen, bey dem Eintritte des Jahrs 1772. Leipzig. 8.

Die Beherzigung der Zeit, eine Wochenschrift von Dr. Krügelstein. Ohrdruf 1772. 8.

Die mögliche zweymalige und zweymal reichere Korn- und Brodternte in einem Jahre, als das leichteste Rettungsmittel wider alle Theurung, von einem patriotischen Landwirth in dreyen Sendschreiben. Leipzig 1772. 8.

Des patrioischen Medicus patriotische Vorschläge, wie den allgemeinen Klagen über die sogenannten schlechten Zeiten entweder gänzlich abgeholfen, oder diese wenigstens gemindert werden können. Hamburg 1772. gr. 8.

eine merkliche Steigerung der Preise veranlassen können, um so mehr, da zugleich die Weine, alle Arten von Obst, und die Furage misrathen waren, also der Unterhalt für Menschen und Vieh vom Kornboden genommen werden mußte, folglich die Consumtion von Korn ansehnlich zunahm, zu einer Zeit, da das Korn selber fehlte *).

Ein Vorfall, der zu einer andern Zeit beynahe eine Hungersnoth erwecken müssen, und der bey der freien

*) Eine ähnliche Anmerkung hat man auch in England gemacht; seit dem, daß im Jahr 1689 daselbst die Kornausfuhr frey gegeben, und sogar Prämien darauf gezahlt worden, bis zu 1752, also in 63 Jahren ist der mitlere Preis des Weizen 2 L. 2 S. 3 D. und in den letztern 43 Jahren vorher 2 L. 18. S. 2 D., also beynahe 16 Schilling höher gewesen. Da doch in den letztern 63 Jahren die Preise aller Dinge merklich gestiegen sind; vermuthlich auch öfterer Mangel an Korn gewesen seyn muß, indem man alle 10 Jahr ein abschlägiges Jahr zu rechnen pflegt. So lange die Ausfuhr eingeschränkt war, hatte man mehr Mangel, und in den 5 Jahren von 1746 bis 1750, sollen allein 5,906,000 Quarters, das ist ungefehr 8,859,000 unserer Malter, allerley Korn, dessen Werth man auf 8,210,000 Pfund Sterling berechnet, ausgeführt, auch in manchen Jahren 150 bis 200,000 Pfund an Gratificationen bezahlt seyn, v. *Elemens du Commerce* p. 67.

Ich habe daher schon im II. Theile S. 437. anzumerken gewagt, ob die 1764 in England eingeführte Einschränkung zu einer Zeit, da Frankreich den Handel frey gab, nicht etwa gefährliche Folgen haben mögte; daß dadurch der Mangel vermindert worden, habe ich nicht gehört; wol aber, daß Staatskundige tadeln, daß der freie Kornhandel, den man seit achtzig Jahren als die Quelle des Ueberflusses betrachtet hat, nunmehr die Ursache des zufälliger Weise entstandenen Mangels seyn soll.

freien Ausfuhr, ohnerachtet kein Vorrath war, dennoch die Preise nicht einmal zu der Höhe brachte, wie sie vorhin fast jährlich gewesen waren. Sollte ein so sehr in die Augen leuchtender Beweis uns nicht überzeugen, „daß am besten sey, sich unter keiner„ ley Vorwande in den Kornhandel zu mi„ schen, und sollte wol ein einziger Gegenbe„ weis beygebracht werden können, welcher „ eine Art von Einschränkung nothwendig „ macht?“ (S. §. 225.)

§. 245.

II. Rath. „Es wäre doch wol ein Glück, „ beständige Preise zu unterhalten, und dadurch „ zu verhüten, daß die Fruchtpreise nicht auf „ einmal außerordentlich steigen können.“

Es hat sich jemand die Mühe gegeben, diesen bekannten Vorschlag in den Göttingischen Unterhaltungen von 1771 zu wiederholen.

Man richtet sein Augenmerk vornemlich auf einzelne Fabrikanten. Man glaubt, daß diese bey wohlfeilern Jahren besser leben können, hingegen, wenn die Lebensmittel zu theuer werden, zu Grunde gehen müßten. Es kommt dabey auf drey Fragen an.

1) „Gereicht es zum Besten und zur Aufnahme „ eines Fabrikanten oder Kaufmanns, wenn man „ ihn zwingt, seine Waare wohlfeiler wegzugeben?“ Dies wird wol niemand behaupten; vielmehr wird ein jeder eingestehen, daß der Vortheil eines Fabrikanten sowol, als eines Kaufmanns um desto größer sey, je theurer sie ihre Waare ausbringen können.

2) „Kann ein Fabrikant eher fertig werden bey „ wohlfeilen Preisen?“ Auch dieses zieht man noch

in

in Zweifel. Denn wenn alle Lebensmittel wohlfeil sind, so ist auch der Absatz von allen Waaren geringer; also kann sodann ein Fabrikant seine Waaren nicht absetzen, ein Kaufmann muß hingegen seinen Laden wol gar zuschliessen; Denn wenn alles wohlfeil ist, kann Niemand etwas zu Gelde machen, es kommt also auch selten jemand zu dem Kaufmann in dessen Laden, und indem er nichts absetzt, kann er auch dem Fabrikanten keine neue Waare abnehmen, und beyde lösen nicht so viel Geld, um das benöthigte auch nur zu wohlfeilen Preisen einkaufen zu können; (§. 216.) Ist hingegen Korn und andere Lebensmittel in hohen Preisen, so kommt mehr Geld in den Umlauf, und man wird die Fabrikanten weniger klagen hören. S. 281.

Einen deutlichen Beweis davon haben wir bey uns eben erlebt: Wir hatten vor 1770 einige wohlfeile Jahre. Man freuete sich Anfangs über die glückliche Zeiten, welche man als die güldene Zeiten ansah, worin der Bauer glücklich und reich werden, auch sich erholen, der Manufacturier aber in Aufnahme kommen, mithin das Land nun recht bebauet und bevölkert werden könnte.

Was geschah aber? die wohlfeilen Preise wirkten einen Stillstand in allen Zweigen des Gewerbes und der Handlung; der Bauer wußte aus den wenigen Producten nicht so viel zu lösen, um die monatlichen Gefälle zu bezahlen; der Pächter konnte mit denen ausgelobten Pachtterminen nicht Wort halten, und ward banquerot. Der Begüterte konnte nichts zu Gelde machen, und seine Gefälle blieben ihm zurück. Der Beamte klagte, daß er keine Mittel sehe, die herrschaftlichen Gefälle fernerweit beyzutreiben.

Da

Da Niemand etwas einnahm, und ein jeder von dem ersten bis zum geringsten sich einschränkte, so mußten die Taglöhner mit ihren Frauen und Kindern betteln. Die Handwerksleute mußten die Gesellen abschaffen, und baten um Gottes willen, daß man ihnen Verdienst geben mögte; Viele sonst in guten Umständen gewesene Kaufleute wußten sich nicht mehr zu helfen; die Fabrikanten mußten davon laufen, weil ihnen der Absatz fehlte; Die Klagen über wohlfeile Zeiten wurden allgemein, so daß man, wie schon mehrmalen angemerkt worden, diese allgemeine Noth mehr als den ersten Ursprung des 1770 gefolgten Mangels ansehen kann, als die freilich nicht sehr ergiebige Ernte dieses Jahrs. Mir fiel, wenn man vorher über die wohlfeile Zeiten frolockte ein, was der Herr Policeydirector Philippi von einem holländischen Staatskundigen erzählet, der durch das Altenburgische gefahren ist, und sich dorten nach den Kornpreisen erkundiget; also, als er hört, wie geringe sie wären, ausgerufen haben soll: Gott bewahre mein Vaterland für das Unglück, einen so niedrigen Kornpreis zu erleben.

Der Satz ist auch ganz unrichtig, daß eine Fabrike da eben am besten fortkomme, wo alles am wohlfeilsten ist: Sonst würde man am leichtesten in einem finstern abgelegenen Städtgen Fabriken errichten können. Sie werden eher an einem Orte emporkommen, wo viel Verkehr ist, wo viele Handwerker sind, wo sie alles, was ihnen nöthig thut, bequemer haben können, wenn sie es gleich theurer bezahlen müssen.

Nirgends sind mehr Handwerker als in der Stadt London: An keinem Orte sind wol die Fabriken mehr

in

in Flor als in Lyon in Frankreich, und es soll wegen der starken Consumtion dort ungleich theurer sind, als in den benachbarten kleinern Orten.

Gesetzt aber, es litten einige Fabrikanten; so tritt die dritte Frage ein: „Soll man nicht, wenn „ mehrere Fabriken in Betracht kommen, derjenigen „ Fabrik den Vorzug geben, welche die mehrsten Hände beschäfftigt, und in den blühendsten Umständen „ ist?“

Diese Frage zu bejahen wird hoffentlich Niemand Bedenken nehmen. Welches ist aber nun die Hauptfabrik bey uns? Ist es nicht der Ackerbau? Ernährt und beschäfftigt nicht der Ackerbau die mehrsten Hände?

Die Anzahl derer bey dem Ackerbau sich beschäfftigenden Arbeiter, wenn wir die Handwerker und Bedienten mit dazu rechnen, welche sich mit davon beschäfftigen und erhalten, wird sich bey uns wenigstens gegen die Anzahl derer übrigen eigentlichen Fabrikanten verhalten, wie fünf tausend gegen eins. Gesetzt, das Verhältnis wäre auch nur von fünf hundert gegen eins; Ist es denn wol den Regeln einer gesunden Politik gemäß, daß man den Nebenvortheil von einem Einzelnen befordere, und das wesentliche Beste von fünf hunderten hintenansetze? daß man, damit ein einzelner auf eine kurze Zeit weniger Noth leide, die übrigen fünf hundert in Verlegenheit setze, Noth leiden lasse, und ihnen den Gewinnst entziehe, womit sie jenen hernach mehrere Jahre lang unterhalten könnten?

Wenn man einen Staat in Aufnahme bringen will, so wird es nicht durch eine größere Anzahl solcher Personen geschehen, welche von dessen Allmosen leben, oder denen zu Gefallen alle übrige Einwohner des Landes sich einschränken müssen.

Man

Man pflegt sich auf die allgemeine Staatsregel zu berufen, „ daß das allgemeine Beste das Opfer von „ einem Theile der Freyheit eines jeden Bürgers er„ fordert.“ Dies ist eben der Grundsatz von allen Policey-Anstalten, daß sich einige in gewissen Stükken einschränken müssen, damit alle mehr Gemächlichkeiten genießen.

Die Einschränkungen müssen aber nicht alle Mitglieder betreffen, damit einige einzelne Personen dem Ganzen zur Last mehrere Gemächlichkeiten genießen, oder vielleicht nur kümmerlich ihr Brodt haben.

Ein anders ist es mit einem Orte oder Lande, allwo viele Einwohner sind, die sonst gar keine Beschäfftigungen haben, als mit künstlichen Manufacturen; und ein anders bey uns, da die mehrsten Hände bey dem Ackerbau ihre Beschäfftigung und ihr gutes Auskommen finden, und da das Ganze eher leidet, wenn mehrere Hände von der Hauptbeschäfftigung ab- und auf weniger vortheilhafte Arbeiten geleitet werden.

Und was soll denn endlich der Nutzen von geringern Kornpreisen seyn? Ich weiß keinen andern, als daß Vornehme und Reiche, welche keinen Ackerbau haben, sondern das Korn, was sie essen, von dem armen Ackersmann kaufen müssen, dieses zum Bedruck des Manufacturiers wohlfeiler einkaufen können, und daß also weniger Geld in den Umlauf kommt. S. oben S. 554.

Denn, daß das Land überhaupt gewinnen würde, wenn die Kornpreise wieder in ein so geringes Verhältnis kämen, wie sie zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts gewesen, da ein Himten kaum einen Mariengroschen gegolten; wird wol Niemand behaupten, noch zeigen können, daß die Zeiten jetzo schlechter und

nahrloser sind, als vor zwanzig Jahren, da man den Himten im Durchschnitt auf zwanzig Groschen rechnete, der jetzt schon über einen Gulden im Durchschnitt angeschlagen werden kann. Man wird, wenigstens unsern starken Ackerbau treibenden Gegenden noch kein Unglück prophezeyen, wenn der Himten auch in zwanzig Jahren vor beständig im Durchschnitt auf zwey Gulden steigen wird, denn so richten sich alle übrige Preise darnach, der gemeine Mann würde doppelt Tagelohn verdienen, seine Manufacturwaaren so viel höher bezahlt bekommen, und seine Gefälle mit weniger Bedruck abtragen können.

Der eben schon angeführte **Philippi** macht eine Anmerkung; man solle einen Fremden mit zugebundenen Augen durch alle Städte eines Kornbau habenden Landes führen, und ohne ihm den Namen von einer Stadt zu sagen, blos an jedem Ort sich nach dem daselbst herrschenden Kornpreis erkundigen, so würde diejenige Stadt, welche die höchsten Preise hätte, entweder den größten Handel treiben, oder die Residenz seyn, oder sonst am meisten blühen. Ich lasse dahin gestellet seyn, ob diese Regel ohne Ausnahme eintreffen werde; denn der am mehrsten blühende und die mehrste Handlung habende Ort hat gemeiniglich die mehrste Zufuhr, und diese veranlaßt, daß man daselbst wohlfeiler als an andern entlegenen geringern Orten einkaufen kann.

Da man nicht einmal dem Golde gegen Silber einen beständigen Preis setzen kann, so sehe ich noch weniger die Möglichkeit ein, wie man dem Korn einen bestimmten Preis erhalten kann? Denn Korn ist und bleibt eine Waare; es wird denn mehr, denn weniger gesucht, und darnach muß der Preis verän-

dert

dert werden. Wollen wir auch bey uns zum Bedruck der Fabrikanten sie mit Gewalt zu Annehmung eines Preises zwingen, so werden sich die Nachbaren nie daran kehren, und deren Preise haben auf die unsrigen einen Einfluß.

Ich vermag derowegen nicht den Nutzen abzusehen, den man sich abseiten der Gesellschaft des Landbaues in Cassel von der durch sie im Jahr 1766 aufgegebenen Frage versprochen hat; „ Wie ist es einzurichten, „ daß ein beständiger Preis der Früchte nach einem „ vorausgesetzten willkürlichen Maaße gerechnet, in „ einem Lande so erhalten werden könne, daß der Akkermann für seine Mühe, Kosten, und Gefahr „ das Seinige nicht zusetzen müsse, sondern zum „ Fleiß aufgemuntert werde, der Bürger, Fabrikant „ und andere Käufer aber bestehen können, und wie „ ist einzurichten, daß ein solches Land sich an die „ hohen Preise seiner Nachbaren so wenig, als zu „ einer andern Zeit an die allzugeringen Fruchtpreise „ zu kehren habe, mithin beständig einerley Preis „ erhalte?“ Ich zweifle, ob jemand wird darauf antworten können.

§. 246.

III. Rath. „ Die Policey steuret doch in „ andern Stücken allen Vorkäufern und Wucherern; warum sollte man nicht bey dem Kornhandel Ziel und Maaß setzen, und diejenigen, „ welche Vorrath haben, zwingen können, solchen, wenn wir es nöthig finden, wegzugeben.“

Wer soll hier die Frage der Noth bestimmen; der Käufer, der Verkäufer, oder ein dritter, und was will man vor eine Grundregel dazu annehmen?

Ich habe oben gezeiget, (§. 228.) daß in einem Staate Magazine zu unterhalten nothwendig sey: Wird nun wol der Landesherr seinen ganzen Vorrath aus den Magazinen, so bald sich nur die ersten Käufer melden, ausstreuen und verspillen? Wird er nicht mit Angreifung der Magazine auf das äußerste warten, und wenn er auch etwas abmessen lassen muß, noch einen guten Theil zurück behalten, vornemlich, wenn er voraus sieht, daß die Noth noch größer werden, und erst nach einigen Monaten am stärksten seyn wird? Wird man wol zugestehen, daß das Publicum das Recht habe, die rechte Zeit zur Ausspendung zu bestimmen?

Je mehr Magazine wir im Lande haben, je besser ist es auf den Fall der Noth; Ein jeder, der Korn aufschüttet, unterhält ein Magazin; Je mehrere deren sind, je weniger gefährlich sind sie, indem sie sich unter einander die Waage halten; Hat nur einer oder der andere einen Vorrath, so können einzelne eher nach Willkühr die Preise setzen. Läßt doch der Landesherr selber, wenn er Noth befürchtet, oft Vorräthe aufkaufen, warum sollte dieses einzelnen Particuliers nicht erlaubt seyn? Der Kornhandel ist nicht so vortheilhaft, wie wir uns vorstellen, sonst würden sich mehrere darauf legen, und wir würden mehrere steinreiche Kornhändler antreffen. Man kann, wenn man glücklich ist, ansehnlich dabey gewinnen; aber die Gefahr, auch dabey zu verlieren, ist beynahe wie zwey gegen eins.

Sollten wir also nicht mehr Ursache haben, nach einer gesunden Politik gegen diejenigen, welche ihr Geld im Kornhandel wagen, eine Verbindlichkeit zu äußern, und sie eher aufzumuntern und zu belohnen.

Es geht aber in mehrern Fällen so, daß wir unsere Wohlthäter als Feinde ansehen. Wir wollen eigentlich nicht den Wucherern, sondern der Vorsicht selber Schranken setzen. Alles zu besorgende Uebel entsteht nur alsdenn, wenn wir einzelne und zu wenige Kornhändler haben, und diese durch unsere Einschränkungen in den Stand setzen, daß sie übertriebenen Gewinnst suchen können. Haben wir mehrere Kornhändler, und sie werden nicht eingeschränkt, so wird ihre Anzahl sich noch mehr vermehren, und bey ihrem getheilten und verschiedenen Interesse wird der Handelsneid, die Liebe zum Gewinnst, die Furcht zu verlieren, allen ihren Unternehmungen gewisse Schranken setzen, wie wir an allen Handlungsörtern sehen.

§. 247.

IV. Rath. „Wie, wenn es die Wucherer
„ aber zu arg machen, wenn die Noth am größ-
„ ten ist, so fährt der Pöbel selber oft zu, bricht
„ ihre Boden auf, und macht den Vorrath preis;
„ Wenn ein solches Exempel geschieht, so werden
„ die übrigen furchtsam?“

Freilich machen alle Gewaltthätigkeiten diejenigen, welche mit Korn handeln, furchtsam; aber eben um deswillen werden sie keinen Ankauf wagen, und dadurch entsteht der Mangel.

Der Pöbel in London wirft oft denenjenigen, die es mit ihm am besten meinen, die Fenster ein, oder stürmt gar die Häuser, wenn ihm übel gerathen und falsche Begriffe beygebracht werden. Sollen wir aber darauf nachzufolgen rathen? Ein ungenannter **in der Kunst ohne Miswachs theure Zeiten zu machen,** thut diesen Vorschlag, vermuthlich aber

im Scherz, oder, ohne daß er die Folgen überlegt hat: er würde, wenn er des Philippi vertheidigten Kornjuden vorher gelesen, und der Sache weiter nachgedacht hätte, ihn bey sich behalten haben. Man hat in Böhmen Versuche damit gemacht, welche aber nach denen oben schon angeführten Erfahrungen (§. 223.) die Noth natürlicher Weise vermehren müssen. Es ist also zu wünschen, daß bey jedem Mangel nicht einmal eine Vermuthung erweckt wird, daß man abseiten der Landesregierung dergleichen Gewaltthätigkeit zu befürchten habe, denn sonst waget Niemand, Korn aufzuheben, und es ist bey jedem Mangel desto eher eine Hungersnoth zu befürchten.

In den Städten kann nicht der zwanzigste Bürger seine Consumtion auf ein ganzes Jahr aufkaufen; Wenn also diejenigen, welche das Vermögen haben, zum Besten ihrer Nachbaren, und um solche nach und nach damit zu versehen, nicht einmal einen Vorrath zu sammlen wagen dürfen, aus Furcht, daß der Magistrat ihnen den Vorrath wegnehmen, oder daß der Pöbel ihre Häuser bestürmen werde, so ist eine Stadt alle Augenblick einer Hungersnoth ausgesetzt.

In wohleingerichteten Republiken darf eigentlich der Fabrikant seine Waaren nicht ausmessen, sondern er überläßt sie an Kaufleute zu weiterer Austheilung; Bey dem Kornhandel will man, daß der Fabrikant selber seine Waare austheilen soll, und man will einen Kaufmann, der sie von ihm an und in Verwahr nimmt, als strafbar betrachten. Der Fabrikant kann aber oft des Geldes nicht länger entbehren, so wird die Waare verspillt, und am Ende leiden Fabrikant, Kaufmann, und Käufer.

Ich

Ich läugne nicht, daß einige Aufkäufer zu starken Wucher treiben; Viele andere Kaufleute übersetzen auch die Käufer, deswegen darf man nicht gleich allen Handel untersagen, noch einen jeden Kaufmann einer übertriebenen Gewinnsucht beschuldigen.

§. 248.

V. Rath. „Es wäre doch wol gut, wenn „ man nach der Ernte, wie viel ein jeder einge„ scheuret habe, wer davon etwas, und wie viel „ er den Nachbaren überlassen könne, und wie viel „ die übrigen annoch nöthig haben, nachschla„ gen könnte, um das fehlende gleich Anfangs, „ ehe die Preise zu hoch steigen, herbeyzuschaffen?“

Jeder vorsichtiger Hauswirth wird einen solchen Ueberschlag zu seiner Nachricht machen; im Ganzen aber ist eine solche Berechnung nie mit Zuverläßigkeit zu machen; Denn, liegt noch vieles Korn im Stroh, so hat man gar keinen Fuß. Ist gleich schon vieles ausgedroschen, so werden gute Wirthe ihre Scheuren dennoch größten Theils voll haben, und ihren Reichthum eben aus Furcht vor Gewalt nicht gern kund geben. Ein jeder wird auch von seiner Consumtion einen höhern Anschlag machen, und mit in Berechnung bringen, was er wenigstens bis nächsten Martini oder Weihnachten braucht, um nicht gleich, heißt es, auf das frische Korn fallen zu dürfen; er wird auch ein ansehnliches auf sein Vieh rechnen, weil Niemand genau bestimmen kann, wie viel solches erfordern werde. (§. 236.) Diejenigen aber, denen fehlet, werden ihre Bedürfnisse höher anschlagen, als sie Ursache haben, entweder weil sie sich fürchten, und vorsichtig seyn wollen, oder weil sie glauben, daß sie

doch nicht alles bekommen werden, oder weil sie gar damit zu wuchern gedenken.

Kurz, dergleichen Berechnungen sind nicht allein allemal ohne Verlaß, sondern geben auch eben die erste Veranlassung zu einem vermeintlichen Mangel; indem sie eine allgemeine Furcht erwecken. Man wird selten auch in guten Jahren einen solchen Ueberschlag machen, ohne daß sich bey dem Abschlusse ein beträchtlicher Mangel zeiget. Wird nun dieser bekannt, so hält ein jeder der übrig hat, mit dem Verkauf an, und andere, denen etwas fehlt, stellen sich, als wollten sie mit Gewalt einkaufen; ein jeder will vorsichtiger seyn als die übrigen, und so steigen die Preise, und man hört die Klagen.

Wenn einen solchen Ueberschlag zu machen möglich ist, so muß es in einem kleinen Kornreichen Lande, oder in einem Amte geschehen, welches man leicht übersehen kann, wo die mehrsten Einwohner Ueberfluß haben, den wenigsten aber etwas fehlt, wie man denn erzählt, daß An. 1770 ein gewisser Herr wirklich diesen Versuch gemacht habe. Sollte sein kleines Land, welches einen vorzüglich starken Ackerbau, und die blühendste Korn-Manufactur hat, dadurch gewonnen haben? Ich glaube es nicht! Alle in der größten Zahl vorhandene Fabrikanten sind dadurch verkürzt, und mismüthig gemacht worden, mehrere tausend Thaler, und vielleicht Tonnen Goldes, welche sonst diese Provinz jährlich von den Nachbaren an sich zieht, sind dasmal zurück gehalten worden, damit einige einzelne wohlfeiler einkaufen, und das benöthigte im Schlaf vor der Thür finden könnten. Dadurch tst eine Schläfrigkeit gewirkt, und da jetzt im Lande nur ohngefehr so viel Gulden rulliren, als sonst Du-

caten

caten eingenommen seyn würden; da sonst viele durch den Handel ansehnliche Geldsummen in das Land hereinziehen, und damit das Publicum auch in der Folge bereichern können: So sind jetzt alle Einwohner ärmer geworden, und ein jeder klagt.

Würden auch andere Provinzen darauf nachfolgen wollen, wo der Kornbau geringer ist, so würde der Schade weit erheblicher seyn.

Es gemahnet mich damit, als wie mit einem vorsichtigen Vormunde, der für das Beste seiner Pupillen zu genau wacht, und ihnen jeden Schritt den sie thun, und jeden Thaler, den sie ausgeben sollen, vorschreibt, und wenn sie darwider handeln, unbarmzig straft, aber dadurch die Pupillen träge, widerspenstig, unordentlich, verschwenderisch, und wol gar liederlich macht.

Oder wenn die um einer großen Stadt, z. E. um Hannover wohnende Beamte, wenn sie hören, daß in der Stadt das Korn sehr im Preise steige, und stark gesucht werde, sich fürchten wollen, ihre Unterthanen würden zu viel Korn zur Stadt fahren, und am Ende darben, die Tagelöhner aber sodann verhungern; Und sie wollen den von jedem einzelnen Hauswirth einen Vormund abgeben, und demselben vorschreiben, wie viel er vorläufig zurück legen soll, und wie viel er seinen Nachbaren erst geben, und was er endlich zur Stadt fahren dürfe.

Ich muß hier an dasjenige erinnern, was oben aus dem **Herbert** angeführt worden. (§. 218.)

§. 249.

VI. Rath. „ Daß alle gute Anstalten keinen bessern Erfolg haben, komme blos von dem Mangel gehöriger Aufsicht, und eines

„ rechten Ernstes her. Man müsse nur mit ge-
„ höriger Strenge über die guten Verfügungen
„ halten.“

Sollte nicht aus demjenigen, was ich bisher erwiesen habe, eben das Gegentheil folgen, nemlich daß jede Einschränkung nur um so weniger schädlich sey, je weniger darüber gehalten werde?

Reimarus macht S. 50. die Anmerkung, „daß
„ es traurig sey, wenn stets neue Verordnungen nö-
„ thig wären, um dem Schaden, den die vorigen
„ angerichtet, zu steuren, und die doch wol nichts
„ weiter wirkten, als neuen Schaden zu stiften und
„ in neue Verlegenheit zu setzen.“ S. Hausv. II. Th. S. 434.

Wir haben auch die Erfahrung, daß in einigen deutschen Provinzen die Ausfuhr bey köpfen und hängen verboten, und durch beständig umher gehende Patrouillen auf das strengste gewacht worden. Aber haben sie befördert, daß dadurch Korn ins Land gekommen ist? Nichts weniger als das; Sie schreien und klagen immer mehr, und würden vielleicht einen hinlänglichen Vorrath haben, wenn sie alle Einschränkungen gar unterlassen hätten.

Ich will das Urtheil hinzufügen, welches in einer französischen Zeitung bey Anführung solcher Anstalten gefällt wurde. On sent bien, qu'il n'y a, que le danger extrême, qui puisse inspirer de si severes précautions. — — Il y a long tems, que l'Allemagne n'a recueilli une moison si abondante, & qu'elle n'a éprouvée une disette si affreuse. Un de nos habitans, qui possede des terres à une lieue d'ici sur un autre territoire est obligé, d'y laisser sa recolte & reduit à mourir de faim, s'il n'a d'autres secours. — —

La

La recolte eſt par tout très abondante & nous ſommes à la veille de manquer du pain. L'exportation eſt defenduë tout au tour de nous ſous peine de corde, & perſonne ne s'expoſera à être pendu pour nous ſecourir. Les prohibitions ſe multiplient tous les jours; on eſt même venû jusqu'à préſcrire le moment de la moiſſon.

Toutes les précautions ne ſervent, *qu'à augmenter la defiance, & à faire rencherir les grains.* Ils ſont par tout à un prix exceſſiv, *excepté dans les lieux, ou l'exportation eſt libre.* De maniere, que par le tarif des prix des differens Etats on peut deviner & affermir avec certitude ſur l'aſpect ſeul de l'abondance & du bon marché, que l'exportation eſt libre dans les pays, on l'on jouit de cet avantage. Toute l'Allemagne, toute l'Europe ſe font une guerre cruelle, en ſe coupant les vivres de toutes parts.

§. 250.

VII. Rath. „ Wenn es gleich viele Wahrſcheinlichkeit hat, daß man den Kornhandel „ mit Nachbaren nicht gut aufrufen könne; (§. „ 233.) Wenn gleich billig ſey, unſerm Noth „ leidenden Nachbaren beyzuſtehen, ſo dürfe man „ doch unmöglich erlauben, ihnen den Aufkauf „ zu geſtatten: Sie würden ſonſt gleich mehr, „ als ſie ſelber nöthig hätten, aufkaufen, und „ ſolches weiter verfahren.“

Iſt es denn ſo gar leicht, nur aufzukaufen, ſo viel als man will? Giebt ein jeder ſeinen Vorrath unüberlegt weg? Die Klagen, daß Niemand verkaufen wolle, und die Vorſchläge, ſie dazu mit Gewalt zu zwingen, zeigen das Gegentheil. Sollte nicht das Ver-

bot

bot des Aufkaufs gefährlicher seyn als der Aufkauf? Wenn es sogar leicht wäre, den Vorrath wegzukaufen, so würde man öfter hören, daß die um einer großen, Mangel leidenden, Stadt belegene Einwohner von dem platten Lande sich durch die in der Stadt gewesene theure Preise verleiten lassen, mehr Korn zur Stadt zu bringen, als sie missen können.

Im übrigen wollte ich wünschen, daß unser Land eine solche Niederlage von Korn werden könnte, wie z. E. Hamburg und die übrigen Handelsstädte, wohin die Korn benöthigte Länder nur nach Gefallen Commissiones ertheilen könnten; wir könnten den Abgang durch neue Zufuhr beynahe so leicht, wo nicht gar leichter, als die Handelsstädte ersetzen, und den Vortheil, den sie bey Tonnen Goldes ziehen, mit ihnen theilen, wenn wir uns mit ihnen associirten, und nicht so genau blos auf die gegenwärtige Privat-Convenienz einiger einzelner sehen.

Indem man das Verfahren einzelner sogenannter Wucherer tadelt, und nicht will, daß solche ihr Interesse der Noth der Nachbaren vorziehen sollen, so begreife ich nicht, wie man rechtfertigen könne, wenn ganze Länder gegen ihre Nachbaren noch feindseliger handeln.

§. 251.

VIII. Rath. „Wenn Brodtkorn rar ist, „ so spart man viel, wenn die Brodt-Portions „ kleiner gebacken und ausgegeben werden.“

Dieser aus der Haushaltungskunst im Kriege nebst dem folgenden genommenen Rath, scheint im Anfange anstößig zu seyn; wenn man nemlich einem jeden, dem man eine gewisse Pfundezahl Brodt zu geben schuldig ist, etwas davon abzwacken will; Es

ist

ist aber einer der solidesten Vorschläge: Es geschieht oft im Kriege, wenn das Brodt rar ist, daß man dem Soldaten nur die Hälfte derer gewöhnlichen Portiones ausgiebt, und die andere Hälfte mit Gelde bezahlt.

Die Verkleinerung derer Brodt-Portiones kommt uns in den Städten sehr zu statten, und beträgt schon ein beträchtliches, da bey zunehmenden Preisen ein Pfund Brodt nicht so viel theurer bezahlt, sondern jedes Brodt um einige Lothe leichter gebacken wird; Die mehrsten Hauswirthe aber kaufen nicht das Brodt nach dem Gewichte, sondern sind gewohnt, in ihren Haushaltungen täglich eine gewisse Stückzahl zu nehmen.

Da unsere Natur von Jugend auf an Brodt gewohnt wird, so können wird es nicht gut ganz missen, und man pflegt im Kriege zu sagen; „ eine Ar„ mee könne eher ohne Fleisch, als ohne Brodt le„ ben.“ Wir werden uns aber eben so gut befinden, wenn wir eine Zeitlang nur die Hälfte des gewöhnlichen Brodts zu uns nehmen, und den Abgang durch andere Speisen ersetzen. Ich habe diese Vorsicht schon oben empfohlen. (§. 226. 233. 236.)

§. 252.

IX. Rath. „ Man soll kein frisch Brodt „ austheilen.“

Auch diese Regel ist nicht zu verachten. Denn ein jeder wird finden, daß er von frischen, annoch saftigen, Brodt ungleich mehr ißt, als wenn es trocken ist, und nicht mehr gut hintergebracht werden kann. Da die Einbildung einen grossen Einfluß auf uns hat, so ist mancher Mensch zufrieden, wenn er nur Brodt

sieht,

sieht, wenn er gleich wenig davon essen kann. Wenn Vornehmere Brodt finden, das ihnen nicht recht schmeckt, so nehmen sie nur kleine Bisgen zu jedem Stücke Fleisch, und manches Frauenzimmer legt es wol ganz zurück: Wollte man ihnen aber gar kein Brodt vorlegen, so würde man ein allgemeines Klagen hören.

Es wäre also zu überlegen, ob bey einem wahren Kornmangel nicht ein wesentlicher Vortheil geschafft werden könnte, wenn die Obrigkeit hart gebackenen Schiffs-Zwieback austheilen liesse, denn Niemand trocken aus der Hand essen könnte, wie der gemeine Mann gewohnt ist. Indem er den Schiffs-Zwieback erst in Fleischbrühe, Bier, oder auch nur in Wasser einweichen und kochen lassen müßte, so gewöhnte er sich mehr an warme Suppen, er könnte mit dem dritten Theil an Brodt zukommen, und wenn er auch Fleischbrühe äsfe, so kosten ihm solche nicht halb so viel, als wenn er sich, wie gewöhnlich, blos in Brodt satt essen will. Ein Schiff voll Zieback würde auch weiter reichen, als vier Schiffe voll Korn, mithin könnte einer Hunger leidenden Gegend, wenn die Fuhren fehlen, eher geholfen werden.

§. 253.

X. Rath. „ Wenn das Brodtkorn rar ist, „ muß man den Unterthanen kein Korn zumes- „ sen, sondern Brodt backen lassen und aus- „ theilen.“

Auch dieses ist eine gar nützliche, einem jeden zu empfehlende, und von verschiedenen freigebigen Gutthätern mit gutem Erfolge versuchte, Vorsicht. Zumalen, da der Kornmangel gemeiniglich mit einem Geld-

Geldmangel verknüpft ist, so daß es vielen geringen Wirthen schwer fällt, auf einmal anderthalb Thaler für einen Himten Rocken zusammen zu bringen, sie verdienen sich aber wol so viel Tagelohn, um täglich das benöthigte Brodt kaufen zu können.

In großen Landhaushaltungen, wo ohnehin die benöthigten Geräthschaften vorhanden sind, und wöchentlich gebacken wird, wird es nicht viel Nebenunkosten machen, wenn man Brodt zum Austheilen backen läßt; Man kann ungleich mehr am Gewicht geben als der Becker, und dennoch sein Korn theuer genug ausbringen, auch einen Theil zum Verschenken für Arme übrig behalten. Dadurch theilt man Allmosen aus, leistet dem geringen Mann einen wesentlichen Beystand, und verliert nichts.

Im Jahre 1770 beklagten sich einige Müller, daß ganze Dörfer wenig zur Mühle brächten, weil sie vortheilhafter fanden, daß sie alle Woche, wenn sie ein Fuder Holz zur Stadt fuhren, so viel gebacken Brodt von dem Becker zurück brachten, als sie auf eine Woche nöthig hatten. Ich kenne andere Müller und Becker, die eben durch einen solchen Brodthandel reich geworden sind.

§. 254.

XI. Rath. „Man solle bey einem Brodtmangel lieber aus dem Mehl mit Eyer und „Milch Nudeln kochen lassen.“

Man sagt nemlich, bey dem Backen gehe mehr von dem Mehl verlohren, denn ein Theil der Rinde werde zu Kohlen gebrannt: Man reiche also mit dem Mehl weiter, wenn man es blos als Nudeln kochen lasse *).

Dieser

*) Die in den Leipziger Intelligenzblättern von 1771 Nr.

Dieser Vorschlag gilt aber mehr auf die Provinzen im Reiche, wo man gewohnt ist, Nudeln zu essen: Bey uns kennt der gemeine Mann keine Nudeln, sondern nur Klümpe, oder ein im Kalenbergischen gewöhnliches sogenanntes Muß, nemlich einen dünnen Brey von im Wasser gerührtem Gerstenmehl mit etwas Milch. Daß man sich damit freilich eben so gut als mit Brodt hinhalten kann, sehe ich täglich an den Bedienten von meinem Gute, welche wöchentlich ihr gewogenes Brodt erhalten, solches aber, absonderlich bey einer theuren Zeit, zurück legen, damit ihre arme Anverwandte ernähren, und dagegen von dem Muße als ihrer gewöhnlichen Kost leben,

ohne

53 und 56, und daraus im Hannoverschen Magazin von 1772 im 7ten Stück empfohlne wohlfeile und nahrhafte Suppe ist nichts anders, als eine Art dieser in Schwaben gewöhnlichen Nudeln; das vorzügliche dabey ist nur, daß sie sich aus Frankreich oder gar aus der Türkey herschreibt, und einen prächtigen Titel führt, nemlich La Soupe dauphinoise, denn sonst finde ich nichts besonders daran, daß man von einem Pfunde Mehl und einem viertel Pfunde Butter schon eine nahrhafte Suppe kochen kann; Wenn sich aber davon in Frankreich 6 Personen zweymal im Tage satt essen sollen, also auf jede Person nur 5⅓ Loth oder eigentlich auf jede Mahlzeit 2⅔ Loth Mehl gerechnet werden, so würden mich meine, mit einem guten westphälischen Magen versehene, Knechte sehr auslachen, wenn ihnen anmuthen seyn wollte, daß sie sich so geringe abspeisen lassen sollten. Ich getraue mich, mehrere darunter zu stellen, welche die Suppe von einem Pfunde Mehl in einem Tage verzehren sollen; wenigstens wird sie nicht weiter als für zwo Personen reichen, nemlich auf jede Mahlzeit ¼ Pfund Mehl, wobey sie sich doch noch nach Brodt und anderer Kost umsehen werden.

Nach

ohne über Mangel und Hunger zu klagen, weil sie sich das Brodt selber abziehen: Wollte ich ihnen aber das Brodt zur Hälfte abkürzen, weil sie es doch weggeben, so würden sie über Elend, Hunger und Gewalt klagen, wenn ich ihnen auch das abgezogene doppelt so theuer mit Gelde bezahlen wollte, als sie es sonst verkaufen.

Wir haben im Fürstenthum Zelle im Wendlande Dörfer, wo der Bauer jedesmal eine Woche im Herrndienste bleibt; er füllet also dem Knecht, wenn dieser des Montags ausgeht, den Renzel voll von dick gekochter Buchweizengrütze, wovon dieser sechs Tage ganz vergnügt lebet, ohne an einen Mangel zu gedenken.

Alles kommt auf den oben empfohlnen Satz zurück, (§. 237, 238.) daß man dem gemeinen Mann bey aller Gelegenheit die Vorstellung benehmen muß, daß er nicht leben könne, wenn er nicht täglich seine ge-

 wöhn-

Nach einem im I. Th. des Hausvaters S. 489 gemachten Ueberschlag rechnet man die Kost für einen westphälischen Knecht jährlich auf 28½ Rthl., bringt auf einen ganzen Tag, Mittag und Abends 22½ ß, also für jede Mahlzeit 11¼ ß; Brodt, Speck und alles mit eingerechnet.

Ein ℔ Mehl rechne ich zu	—	12 ₰
Ein ¼ ℔ Butter zu	—	12 ₰
Salz	—	1 ₰
also die Suppe überhaupt zu		3 mgr. 1 ß

Wenn sich davon zwo Personen satt essen, so kostet jede Portion Suppe ohne Brodt 12½ ß. Bey uns fehlt dem gemeinen Mann auch die zu dieser Suppe erforderliche Butter, er fährt also besser bey dem oben §. 214 erwehnten Muße.

wöhnliche Portion von ordentlich gebackenem Rockenbrodt habe.

§. 255.

XII. **Rath.** „ Man soll suchen, andere, „ Nahrung gebende, Zuthaten unter das Mehl „ zu mischen.“

In der schon angeführten **Haushaltungskunst** sind dazu Obst- und insbesondere Weinbeerkerne empfohlen. Wir haben aber solche nicht bey uns in einer solchen Menge, wie in der Gegend am Rhein, wo sie schon ein Hülfsmittel abgeben können.

Plouquet hat in Vorschlag gebracht, wie man Knochen von geschlachtetem Vieh zermalmen, und das Beinmehl unter das Rockenmehl mischen soll. Mir kommt aber die Zermalmung etwas zu mühsam, und die davon zu hoffende Hülfe zu geringe vor, um daß man dadurch eine beträchtliche Erleichterung zu erhalten hoffen könnte.

Besser gefällt mir, wenn Eicheln vorhanden sind, solche trocknen und mahlen zu lassen. Ich habe Brodt gegessen, wozu ein drittel Eichelnmehl genommen war, und welches ganz gut schmeckte, auch gewiß nahrhaft seyn muß.

Uebrigens beziehe mich auf das oben gesagte. (§. 238.) Es kommt nicht sowol drauf an, um Zuthaten zu erfinden, welche unter das Mehl gemischt werden können, als daß man andere Nahrungsmittel kennen lerne, welche statt des Brodts dienen können.

§. 256.

XIII. **Rath.** „ Wenn das Korn seltener „ wird, muß man mehr Vieh abschaffen, und „ entweder schlachten oder verkaufen.“

Man

Man führt das Exempel von China an, welches eben um deswillen so volkreich ist, weil man so wenig Vieh dulde. Vornehmere liessen sich durch andere Menschen in Tragsesseln fortführen, und das Land würde mit den Händen umgegraben, damit sie keine Pferde nöthig hätten; wo ein Pferd lebe, könnte wenigstens ein Mensch mehr ernährt werden, wenn man also die Anzahl der Pferde zuerst einschränke, so könnte der Ackerbau durch Ochsen bestellt werden, welche weniger Korn zur Futterung erforderten.

Denn tritt ein Franzose auf, und berechnet, daß in Frankreich die Hunde so viel fressen, daß damit dreymal hundert tausend Menschen mehr ernährt werden könnten *). Katzen fressen auch etwas; würde also nicht gut seyn, alle Hunde und Katzen todtschlagen und ausrotten zu lassen, wenn gleich das Wild und Ungeziefer weit stärkern Abgang an Korn veranlassen würde?

Das Vieh, insbesondere das Kuhvieh, kann, wenn im Frühjahr das frische Gras lange zurück bleibt, und wir also gezwungen sind, es einige Wochen lang mit reinem Korn hinzuhalten, einen starken Aufwand

*) Der Vorschlag, die überflüßigen Hunde abzuschaffen, ist von einigen in großem Ernste angepriesen, von den mehrsten aber lächerlich gefunden worden. Wenn jene berechnen, wie viel die Unterhaltung der Hunde kostet, und was dadurch erspart werden könne, so sehen sie blos darauf, wie viel Brodt jeder Hund täglich verzehren könne; Sie setzen voraus, daß alle Hunde blos mit Brodt ernährt werden, und machen darnach einen Ueberschlag, wie viel nun z. E. 2000 Hunde zu erhalten kosten. Sie sollten aber erwegen, daß die mehrsten Hunde, wenigstens von den überflüssigen, mit solchen Dingen gefuttert werden, welche

von Korn veranlassen, und den Mangel beträchtlich vermehren; Wird aber deswegen wol jemand anrathen, daß man gleich alles Kuhvieh todt schlagen soll, um den Aufwand zu ersparen? Die Nahrung von Milch, Butter und Käse, die uns den ganzen Sommer über entzogen würde, und der Abgang des Mistes für die Felder, würde uns mehr drücken als der Abgang vom Korn.

Es ist Wunder, daß noch Niemand angerathen hat, wenn das Korn rar wird, alle, ohnehin dem Lande zur Last fallende Arme und Krüppel zum Lande hinauszujagen, und allenfalls verhungern zu lassen; Oder aber gleich den Wilden in America, alle alte und gebrechliche Menschen, die sich ihr Brodt selber nicht mehr erwerben können, todt zu schlagen; Oder auch, wie man von den Chinesern erzählt, alle gebrechliche unvollkommene Kinder, von denen der Staat doch keine brauchbare Mitbürger zu hoffen hat, umzubringen. Denn durch Abgang dieser dreyen Klassen von Menschen würde gewiß ungleich mehr erspart werden, als durch Abschaffung einiger Stück Vieh. Arme werden dessen nichts überflüßiges halten, und wenn die

che dem Menschen nicht weiter zur Nahrung dienen können.

Es ist auch schwer zu bestimmen, welche Hunde man als überflüssig ansehen soll. Denn viele Arme und Elende halten Hunde, um sich in ihren unglücklichen Umständen durch die Gesellschaft eines getreuen, an ihrem Schicksal gleichsam Theil nehmenden, Gefährten zu trösten uud aufzurichten; Es würde also unbarmherzig seyn, ihnen einen Trost zu rauben, der niemanden schadet; So wie es auch hart scheinen würde, andern zu verbieten, daß sie zu einem unschuldigen Vergnügen und Zeitvertreib keinen Hund halten dürften.

die Reichen viel Vieh halten, so müssen sie die Furage von dem gemeinen Mann desto theurer einkaufen.

§. 257.

XIV. Rath. „ Alle kommen überein, daß „ man bey einem Mangel den Aufwand von Korn „ einschränken müsse: Das Brantweinbrennen „ erfordert viel Korn, der Brantewein ist ein „ entbehrliches ja wol gar schädliches Getränke; „ Also kann man bey einem bevorstehenden Korn„ mangel das Brantweinbrennen nicht früh ge„ nug verbieten.“

Die Wichtigkeit dieses Satzes nöthigt mich, über diesen Punct mich etwas umständlicher einzulassen.

Es wird ohngefehr auf folgende Fragen ankommen:

1) Wie viel Korn wird durch das Brantweinbrennen consumirt?
2) Wie viel wird durch Einstellung des Brennens erspart?
3) Ist diese Ersparung im Ganzen von einem Nutzen?
4) Kann der Brantewein entbehrt werden?
5) Hat das Einstellen des Brennens auf die übrigen Zweige der Landwirthschaft einen guten oder bösen Einfluß?

1) Da bey uns wegen der zu erhebenden Personensteuer alle Einwohner gezählt sind, und wir also ihre Anzahl ziemlich genau wissen, so können wir rechnen, wie viel Korn von ihnen zum Brodt erfordert wird, wenn wir durch die Bank für einen erwachsenen auf ein Jahr zwey Malter, und für ein Kind ein Malter rechnen. Wir können weiter einen ohngefehrli-

chen Ueberschlag machen, wie viel Malter zu Brantewein verbrandt werden, weil vorhin jeder Himte angegeben werden mußte, um Licent davon zu entrichten. Vergleichen wir beyde Summen gegen einander, so wird das letztere höchstens den achtzehnten Theil betragen. Rechnen wir aber mit hinzu, was außer dem Brodt in den Haushaltungen consumirt, was zu Bier verbrauet, was in das Vieh verfuttert, was von Hunden verzehret, und was zu Puder verschwendet wird? So wird das verbrannte Korn gegen die ganze Consumtion nicht den sechs und dreyßigsten Theil ausmachen.

2) Wird aber das Brennen eingestellt, so wird noch nicht dieser achtzehnte oder sechs und dreyßigste Theil deswegen erspart; denn es wird das Brennen nicht gleich durch ein ganzes Jahr aufhören, also ist die Ersparung nur nach Verhältniß der Monate zu berechnen. Hiezu kommt noch, daß der gemeine Mann, wenn er Brantewein hat, eher etwas am Brodt ersparen, und sich mit schlechtem Brodt sättigen kann; wird ihm aber der Brantewein entzogen, so braucht er mehr Brodt, und der Magen kann ohne eine Stärkung kein schlechtes vermischtes Brodt verdauen; das bey Branteweinschrot gewohnte Vieh aber läßt sich an kein trocknes magres Futter gewohnen, man muß ihm also reines geschrotenes Korn geben, oder es verliert die Milch, und indem der Bauer diese Nahrung verliert, muß er solche mit einer größern Menge Brodt ersetzen.

Was aber noch am mehrsten in Betracht kommt, ist, daß wenn die Kornpreise sehr steigen, so wird der Brantewein schon schwächer gebrannt, und man nimmt Obst, Kartoffeln u. d. m. zu Hülfe. Viele

kleine

kleine Brenner werden auch alsdenn das Brennen nur sehr mäßig treiben, blos um ihr Vieh hinzuhalten, und andere, wenn sie mit dem Vieh nur Rath zu schaffen wissen, stellen es wol gar ein. Denn der Brantewein steiget nicht sofort mit dem Korn, weil in großen Brennereyen ein ansehnlicher Vorrath zu liegen pflegt, den sie um einen billigen Preis verkaufen; mit diesen können sodann geringere Brenner, wenn sie das Korn schon theuer einkaufen müssen, nicht Preis halten; Daher folgt denn, daß bey einer Theurung nicht die Hälfte desjenigen verbrannt wird, was sonst die Blasen in einem Monate verzehren.

Dieses alles zusammen gerechnet, so kann man mit Sicherheit behaupten, „ daß die Einstellung des „ Brennens, zumal wenn sie nur auf einige „ Monate geschiehet, nicht allein nichts er„ spare, sondern wol gar neue größere Con„ sumtion veranlasse.“

Ich will aber setzen, daß wirklich der achtzehnte Theil erspart werden könnte; So beruhet es

3) darauf, ob die Ersparung wesentlich zu Nutzen komme? Betrüge der ersparte Theil im Ganzen den zwey und funfzigsten Theil, so folgte, daß alle Einwohner nun acht Tage länger ihre völlige Portion von Brodt essen können; Berechnet man das erspar:te nun zum achtzehnten Theil, so reicht er auf drey Wochen; und dieses scheint im Ganzen kein Gegenstand zu seyn.

Ich habe gezeigt, daß der gemeine Mann, wenn er will und Freyheit behält, die Consumtion vom Brodt auf die Hälfte einschränken kann, (§. 236.) und dies ist eine beträchtliche Ersparung, welche ge-

schehen kann, wenn der Bauer den Brantewein dabey behält; nicht aber, wenn ihm dieser entzogen wird. Man sagt zwar

4) der Brantewein sey schädlich, und könne leicht entbehrt werden; Ich berufe mich aber auf das Zeugnis erfahrner und vernünftiger Aerzte, welche behaupten, daß der gemeine Mann, bey seiner schlechten Kost, und da er oft in vielen Tagen kein warmes Essen genießt, sondern sich bey Wasser und Brodt behilft, und höchstens ein Stück rohen Specks niederschluckt, ohne Brantewein ohnmöglich leben könne, und daß man unter ihnen von weit mehrern Krankheiten hören würde, wenn ihr Magen nicht zu Zeiten dadurch gestärkt und in den Stand gesetzt würde, das trockne Brodt, oder die genoßne halb gaare Mehlspeisen aufzulösen.

Der Bauer kann auch eher hungern, wenn er den Mund ab und an mit einem Schluck Brantewein erquickt. Ueberdem sind viele an den Brantewein so gewohnt, daß sie ohne solchen eben so wenig, als die Vornehmen ohne Wein leben können. Sehen wir

5) auf die Folgen, welche das Verbot des Brennens wirken, so werden solche folgende seyn:

a) Eine neue Gegenanstalt erweckt eine neue Furcht, macht die Kornpreise von neuen steigen, und vermehrt das Klagen oder die Noth: Nie aber wird man die Sprache hören; Jetzt da das Brennen eingestellt ist, kann man noch Korn haben, nun ist noch gute Zeit! Viele werden vielmehr über Mangel der Nahrung klagen, und wie sehr sie das Verbot drücke.

b) Da alle Brenner als so viele Manufacturiers anzusehen sind, welche ein Landesproduct zum größten Vortheil des Landes veredlen, so wird auf einmal

eine

eine der stärksten und blühendsten Fabriken niedergelegt, und so vielen hundert Fabrikanten das Brodt genommen; so daß sie jetzt dem Staate zur Last fallen, da sie sonst so viele Mitbürger ernährten.

c) Alle diejenigen, welche sonst von den Fabrikanten lebten, und mit ihnen den Vortheil theilten, leiden jetzt Hunger.

d) Wo in großen Brennereyen besondere Brenner gehalten werden, müssen solche entweder umsonst bezahlt und ernährt werden, oder sie werden wol gar verabschiedet und gehen außer Landes. An Beybehaltung eines geschickten Brenners ist eben so viel als an jeden andern erfahrnen Fabrikanten gelegen.

e) Diejenigen, welche bereits Anstalten zu Fortsetzung des Brennens gemacht haben, verlieren ihre angewandten Unkosten.

f) Die Brenngeräthschaften, wenn sie in so vielen Monaten nicht gebraucht werden, verderben, und die Brenner müssen demnächst neue Kosten daran wenden.

g) Dem Staate entgeht das bey der Wäsche gemästete Vieh; Man muß so viel mehr fett Vieh von fremden Orten kaufen, dadurch geht mehr Geld zum Lande hinaus.

h) Milchende Kühe, welche bey der Seye gefuttert worden, verlieren die Milch; dem Brenner entgeht also, was er aus Milch, Butter und Käse lösen können, welche jetzt auch seltener und theurer sind. Nunmehr fehlt ihm die vornehmste Speise, womit er Frau, Kinder und Gesinde hauptsächlich ernährt hat; er muß also ein ansehnliches mehr an Korn zum täglichen Brodt anschaffen.

i) Das bey der Wäsche stehende Vieh giebt vielen und fetten Mist; wird dieser dem Lande entzogen, so können die Brenner, welche sonst vorzüglich gutes Korn zu haben pflegen, ihr Land nicht gehörig begeilen, und in den folgenden Ernten entsteht ein merklicher Abschlag.

k) Diejenigen, welche noch alten Brantewein liegen haben, können ihn nach Gefallen steigern, wie wir denn im Jahr 1771 erlebt haben, daß ein Orthoft, welches kurz vorher zu fünf und zwanzig Thaler verkauft worden, bis über hundert Thaler stieg. Es trinkt aber Niemand Brantewein, als der gemeine Mann, folglich leidet er einzig darunter, und man kann es nicht anders ansehen, als eine baare Geldcontribution, welche auf ihn zum Besten einiger weniger Particuliers gelegt wird, um diese zu bereichern.

l) Es kann nicht gehindert werden, daß nicht viel fremder Brantewein hereingebracht wird; wir schikken also das Geld, welches im Lande bleiben können, hinaus, bereichern fremde Fabrikanten, welche wir zu unterdrücken trachten sollten, entziehen den eigenen Unterthanen den ihnen von rechtswegen gebührenden Vortheil, und geben Gelegenheit zu mehrern dem Licente nachtheiligen Schleichhandel.

m) Es wird der am mehrsten druckende Geldmangel (S. 589.) dadurch merklich befördert, da so viel mehr baar Geld zum Lande hinausgehet, und die Circulation auf so mancherley Art unterbrochen wird.

Je mehr ich der Sache nachdenke, desto weniger Gründe kann ich finden, jemals ein solches Verbot anzurathen; vielmehr werde ich dagegen warnen, und mein Urtheil muß um desto unpartheyischer scheinen,

da

da ich mich nicht besinnen kann, reinen Kornbrantewein geschmeckt zu haben, da ich ein Feind von allen künstlichen Liqueurs bin, da ich selbst keine Brennerey habe, und bey keiner interessirt bin, vielmehr alle Hauswirthe, welche große Haushaltungen haben, davor warne, indem der Gewinnst sehr mislich ist, und die Unterschleife bey der strengsten Aufsicht unvermeidlich sind.

Wenn aber andere, die auch keinen Brantewein trinken, ihn deswegen, und weil er misbraucht werden kann, so gar überflüßig halten: so gemahnet es mich damit, als wenn man eine blühende, viele Hände beschäfftigende Tuchfabrike hätte, welche jährlich für einige Tonnen Goldes Wolle verarbeitet, und man wollte solche legen, weil die Wolle theurer würde, und wenige vorhandene Strumpfwirker sonst die benöthigte Wolle nicht wohlfeil genug einkaufen könnten, oder gar Mangel daran leiden mögten.

Wer wollte wol anrathen, tausend in guter Arbeit stehende Fabrikanten, welche doppelt so viele Nachbaren mit ernähren, um deswillen wegzujagen, damit im Jahr zwey tausend Malter Korn zum Besten der übrigen Einwohner gewonnen würden? Diese werden, wenn ihnen die baare Einnahme von den Fabrikanten entgeht, auch das ihnen zum Besten erspar-te Korn nicht einkaufen können, und bey dem Vorrath Hunger leiden, auch in langer Zeit sich nicht wieder erholen, wenn gleich die Fabrikanten demnächst zurück berufen werden.

Wie gefährlich es sey, das Brennen nur unter gewissen Einschränkungen zu erlauben, davon habe ich schon oben S. 63. und im II. Theil S. 433, 610. Beweise angeführt, welche durch eine wiederholte Erfahrung

fahrung bestättigt werden, die ich hier zu erheben Bedenken trage, da sie noch zu neu ist, und ich keinen Antheil daran habe.

Diesem allen nach würde folgen, daß es bey einem eintretenden Kornmangel am besten sey, „ den Fabri„ kanten bey dem Brennen so wenig als bey dem „ Kornhandel überhaupt in seiner Nahrung und sei„ nem Gewerbe zu stöhren; indem der gegen das „ Ganze nicht in Betracht kommende größere Auf„ wand vom Korn, den das Brennen erfordert, durch „ den dadurch dem Publico beschafften beträchtlichen „ Vortheil reichlich und überflüßig ersetzt wird. Der „ Fabrikant auch, wenn er freie Hände behält, nach „ den Umständen der Zeit sich selber einschränkt, ei„ ne weit größere, vielleicht auf die Hälfte gehende „ Ersparung bewirket, und durch die Circulation, „ welche das Geld durch ihn erhält, viele Nebenbür„ ger aus der Noth ziehet, worin sie sonst versetzt „ würden.“

§. 258.

XV. Rath. „ Wenn in einem Lande mehr „ Land artbar gemacht wird, so wird auch künf„ tig mehr Korn geerntet, folglich ist sodann „ nicht so leicht ein Mangel zu befürchten.“

Soll mehr Land artbar gemacht werden, so erfordert es eine größere Anzahl von Vieh, von Arbeitern und von Einwohnern, und so ist auch die Consumtion größer, folglich wird im Ganzen kein größerer Vorrath erlangt.

Sollen aber die jetzo vorhandene Einwohner künftig eine größere Flage Landes bearbeiten als vorhin; so ist noch eine große Frage, ob man darauf rechnen könne, daß dadurch eine größere Menge Korn erbauet

werden

werden möge. Ich erinnere mich des Ausspruchs vom Virgilius — — Laudato ingentia rura,
Exiguum colito.
oder wie sich *Palladius* ausdrückt: Foecundior est culta exiguitas, quam magnitudo neglecta. S. I. Th. S. 368.

Wer wenig Land hat, kann solches mit allem Fleiß mit der Hand recht bearbeiten, und reichen Nutzen davon haben: Ein Taglöhner, der einen kleinen Gartenraum hat, erzieht darauf mehr, als mancher Akkersmann auf einem zehnmal größern Felde. Wer zu viel Feld hat, hat entweder zu wenig Vieh und Hände, um alles gehörig zu begeilen und zu bearbeiten, oder er muß mehr Vieh und vornemlich Pferde anschaffen, und so erntet er von dem Ganzen nicht so viel, oder behält wenigstens zu seiner freien Bestimmung nicht so viel übrig, als wenn er einen kleinern Raum mit mehrerm Fleiß bearbeitet hätte. Es bleibt also sehr zweifelhaft, ob eben alle Baurenhöfe verbessert würden, wenn sie angehalten werden, mehr Land artbar zu machen. Von verschiedenen Einwohnern, welche ich bereden wollte, aus einer fruchtbar scheinenden Heide, Land umzubrechen, habe ich selbst wol die Antwort erhalten, welche ich ganz gegründet fand:

„ Wir haben ohnehin des schlechten Landes schon so
„ viel, daß wir es mit unserm Vieh nicht zu bedün-
„ gen vermögen, was sollten wir mit noch mehrerm
„ Lande machen? unser altes Feld würde darunter
„ leiden, und unsere schlechte Pferde können der Ar-
„ beit nicht vorkommen.“

Mit großen Gütern und Pachtungen hat es die nemliche Bewandniß: Entweder man kann mit denen schon vorhandenen Pferden und Leuten noch mehr beschicken, so würde es unüberlegt seyn, wenn man

die Gelegenheit dazu hat, und wollte ihnen nicht so viel Arbeit verschaffen als sie besorgen können; Am Ende kommt es denn doch auf eine Balanz an, ob der baare Ueberschuß des Guts nach Abzug der Ausgaben nicht noch größer seyn können, wenn die überflüßigen Pferde und Leute eingeschränkt wären? Will man aber mehr Land bestellen, als mit denen jetzt vorhandenen Menschen und Vieh bestritten werden kann: so ist genau anzuschlagen, ob nicht die deswegen mehr anzuschaffende Knechte, Pferde, und Geräthschaften, mehr verzehren, und in der Unterhaltung mehr kosten werden, als das zu vergrößernde Feld jährlich ertragen wird?

Ich besitze selber ein solches Gut, welches viel Feld hat, das größtentheils von schlechter Natur ist: Indem man doch gern alles begailen und bestellen will, erntet man von allem nicht so viel, als wenn das bessere mit mehrerm Fleiß bearbeitet, und mit dem besten Dünger versehen würde. Ich könnte daselbst noch tausend Morgen Feldes mehr artbar machen, so wäre mein Schade noch größer. Ich habe also lieber den schlechtesten Theil des sonst bestellten Feldes schon wüste liegen lassen, und werde den Saatacker noch mehr einschränken, da er mir, wenn er zur Weide gebraucht wird, mehr einbringen soll.

Ich will also keinesweges behaupten, daß man nicht auf alle Weise diejenigen Unterthanen zu befördern trachten soll, welche selbst Feld zur Bebauung angewiesen verlangen; noch weniger, daß man nicht alle Plätze, wo Grund und Boden, um Korn zu tragen, vorzüglich gut ist, mit dem größten Fleiß aufsuchen und artbar machen soll: Ich bestreite blos den Satz, „so viel tausend Morgen beackerten Landes

„mehr,

„ mehr, sind ein sicheres Mittel gegen künftig zu be-
„ fürchtenden Mangel.“

§. 259.

XVI. Rath. „ Wenn keine Brach weiter
„ geduldet würde, so erntete man künftig jähr-
„ lich den dritten oder vierten Theil von Korn
„ mehr, und alsdenn wäre kein Mangel so leicht
„ zu befürchten.“

Ich finde diesen Vorschlag verschiedentlich ange-priesen, zweifle aber, ob er einem erfahrnen Land-wirth beyfallen kann. Man beruft sich auf das Gar-tenland, welches ein und alle Jahr trage, und reich-lich trage; man hält also, das Feld ein Jahr müssig liegen zu lassen, überflüßig, und glaubt, indem man das Feld einmal mehr quält, auch mehr Nutzen da-von zu ziehen. Ich habe aber im I. Theil S. 98, 127, und im V. Th. S. 860. die Theorie und den Vortheil von der Brach deutlich erwiesen und gezei-get, daß wenn man ein Feld in sechs Jahren einmal ausruhen und neue Kräfte sammlen lasse, so werden die übrigen fünf Ernten ungleich ergiebiger seyn, als das Feld sonst in sieben bis acht Jahren nicht ertra-gen haben würde. Die Brach macht also so wenig eine Ernte verlieren, daß sie vielmehr gegen Miswachs deckt, und uns von reichern Ernten sichert. (I. Th. S. 134.) Das Feld muß denn außerordentlich frucht-bar seyn, und aus dem innern der Erde einen bestän-digen Zufluß von neuen fruchtbaren Säften haben.

Mit einem Garten hat es eine andere Bewandnis: wenig Gartengewächs kommt darin zur Reife, das mehrste wird grün weggenommen, die Kräfte und Säfte der Erde werden also nicht so sehr mitgenom-

men;

men; Man kann auch einen kleinen Gartenraum mit mehrerm Fleiß bearbeiten, und ihm mehr wieder zu gute thun als einem großen Ackerfelde.

§. 260.

XVII. Rath. „Wenn die Schäfereyen abgeschafft und mehr eingeschränkt würden, so könnte mehr Korn geerntet werden, und man wäre seltner einem Mangel ausgesetzt.“

Dieser Rath gründet sich auf das Vorurtheil, daß wegen der Schafe blos so viel Land dreisch oder brach liegen bleiben müsse, und daß also, wenn die Schafe abgiengen, das ganze Feld nur gleich bestellet werden könne. Woher will man denn aber den erforderlichen Dünger nehmen, wenn der Hürdeschlag wegfällt? Man muß, wird es heißen, mehr Kühe halten: Wollen diese aber nicht auch gefüttert seyn, und hat man gleich Weide dafür? Man rechnet zehn Schafe so austräglich und vortheilhaft als eine Kuh; eine Kuh erfordert aber schon bessere Weide, und Schafe behelfen sich auf einer dürren Heide, wo eine Kuh verschmachten würde.

Alte Hauswirthe pflegen zu sagen, Ein Schaf habe einen goldenen Huf, denn wo es nur hintrete, bringe es Dünger mit auf das Feld und vermehre das Wachsthum. Ich sehe die Schäfereyen bey uns als eine unserer Goldgruben an; Jeden Schäfer betrachte ich als einen nützlichen in Ehren zu haltenden Fabrikanten; die von den Schafen fallende Wolle und Felle, die zu verkaufende Hamel und Schafe, ja auch die abfallende Knochen und Beine als eine kostbare, mehrere Tonnen Goldes ins Land ziehende Fabrikwaare; der Hürdeschlag und Schafmist aber

ist

ist ein Abfall, welcher zu Beförderung einer andern Fabrikwaare ein ansehnliches beyträgt: Meines Bedünkens wird also ein wahrer Patriot die Schäffereyen eher beschützen und ausbreiten, als sich gegen sie erklären, zumal da bey der gegenwärtig unter dem Hornvieh seit 1740 herrschenden Seuche dabey mehr Gefahr ist, als bey Schafen.

Man beruft sich zwar auf das Exempel von England, und glaubt, daß daselbst die Einschränkungen der Schäffereyen vortheilhaft befunden werden. Ich zweifle aber an der Richtigkeit der Erfahrung; wenigstens dürfte bey uns schwerlich ein gleiches geschehen. Denn das Feld bleibt nicht um der Schafe willen eben dreisch liegen; sondern, theils damit es sich ausruhe, theils aber weil man nicht allen Acker bedüngen kann, auch vielleicht einen Mangel an Arbeitern hat, um alles zu beackern.

Wenn man übrigens angefangen hat, die Ausfuhr der Wolle in einigen Provinzen zu verbieten, so wird sich dies Verbot nach den Regeln einer reinen Politik schwerlich rechtfertigen lassen. Denn man bedenkt vielleicht nicht recht, daß gegen einen in Wolle arbeitenden Fabrikanten, den man dadurch auf Kosten und Almosen des Staats leben machen will, so viele hundert Hauptfabrikanten, nemlich die Schäfer und Ackerleute, unterdrückt werden, und daß, wenn diese so viele Tonnen Goldes fremden Geldes in das Land hereinziehen und unter ihren Nachbaren in den Umlauf bringen, dadurch dem Staate ein wesentlicher Vortheil zuwachse, nicht aber, wenn einige neue Fabrikanten das Land mit einer schlechtern Waare versehen, und sich solche theurer bezahlen lassen, hingegen ihren Mitbürgern den Zufluß von fremden Gelde ent-

ziehen, womit sie die Waare bezahlen sollen. Siehe oben S. 573 und 576.

§. 261.

XVIII. Rath. „Wenn dem Bauer mehr „ Freyheit gegeben würde, so werde er fleißiger „ werden, und mehr Korn bauen.“

Dieser Rath folgt aus einem Vorurtheil, daß der Ackersmann um deswillen sein Feld nicht so bebaue, wie es wol bebauet werden könne, weil er zu sehr unterdrückt und dadurch träge gemacht werde.

Man glaubt also, wenn der Bauer mehr sich selbst gelassen wäre, so würde er fleißiger werden, und auf seinem eigenen Acker mehr und bessers Korn bauen, und dadurch könnten glückliche Zeiten erfolgen, wo wir nie Mangel hätten.

Man hat also einen doppelten Vorschlag:

1) Die Umstände des gemeinen Mannes überhaupt erträglicher zu machen.

2) Ihn besonders von den lästigen Frohndiensten zu erleichtern.

Beyde haben eine wahre Menschenliebe und die lobenswürdigste Absicht zum Grunde, und da es allerdings der Menschlichkeit gemäß ist, seinem Nächsten die Last so leicht als möglich zu machen; Ein jeder auch, der eine Wirthschaft hat, denen ihm dienenden die Umstände beschwerlicher oder erträglicher machen kann; so werde ich über diese, seit einigen Jahren von mehrern schon in Erwegung gezogene Materie, meine Gedanken kürzlich mittheilen.

Daß man 1) die Umstände der Geringern auf alle Weise erträglicher machen müsse, habe ich schon hin und wieder, unter andern im I. Stück S. 145 und

176,

176 gelehret; anbey S. 161. gezeiget, wie sehr der Grundsatz der Menschlichkeit wiederstehe, daß der gemeine Mann nichts nütze, wenn er reich und vornehm werde.

Ich habe mir aus den Voyages d'un Philosophe ou Observations sur les moeurs & sur les arts des Peuples de l'Afrique, de l'Asie & de l'Amerique &c. das Bild eines großen Herrn als reitzend bemerkt, wenn daselbst von dem Kayser von China gesagt wird:

„ Vous voyez à Pekin le plus puissant des mortels
„ assis sur le trone à coté de la raison, il ne com-
„ mende pas, il instruit. Ses paroles ne sont pas
„ des arrêts, ce sont des maximes de justice & de
„ sageſſe. Il est le plus puissant des hommes, parce
„ qu'il regne sur les coeurs de la plus nombreuse
„ societé d'hommes, qu'il y ait au monde, & qui
„ est sa famille. Il est le plus heureux des Monar-
„ ques, puis qu'il goute tous les jours les plaisirs
„ inefables de rendre heureux la plus grande multi-
„ tude d'hommes."

Es ist derowegen eine Nothwendigkeit, daß man den gemeinen Mann bey seiner schweren Arbeit aufmuntern und allerley Lustbarkeiten verschaffen muß. In dieser Absicht habe ich im 37ten St. des Hannoverschen Magaz. von 1763. S. 577. angerathen, daß man die Musik bey uns allgemeiner machen soll. Ich halte auch gut, wenn an einem jeden Ort ein Tag im Jahr zu einer gewissen Art von öffentlicher Lustbarkeit ausgesetzt würde, damit die Einwohner sich einen großen Theil des Jahrs, theils voraus mit der Vorstellung der zu hoffenden Freude, theils nachher mit Erinnerung der gehabten Lustbarkeiten und Wiederholung derer dabey vorgefallenen Geschichte unter ein-

ander aufmuntern und unterhalten können; So wie man in Frankreich ein bekanntes Rosenfest hat. In Franken wird jährlich die so genannte Kirchweihe mit großen Feyerlichkeiten unterhalten; Alle junge Leute bemühen sich durch verschiedene kleine Spiele ihre Stärke und Geschicklichkeit öffentlich zu zeigen, und dieses erweckt einen löblichen Wettstreit; wollte man dort einen Einwohner einer solchen Kirchweihe beyzuwohnen abhalten, so wird er antworten: „Es ist nur einmal im Jahre Kirchweihe.“ *)

Man

*) Ein englischer Bauer verrichtet schwerere Arbeit und ist mehr belastet, als ein französischer; jenen aber macht die Vorstellung einer eingebildeten Freyheit muthig, frisch und unverdrossen; weil der Franzose hingegen von allen Seiten unterdrückt wird, so ist er träge, nachläßig, niederträchtig. Loin d'être aisés, les payſans de France n'ont pas même la ſubſiſtance neceſſaire, c'eſt une eſpece d'hommes, qui commence à depérir avant quarante ans faute d'une réparation proportionnée à ſes fatigues; l'humanité ſouffre en les comparant avec les autres hommes, & ſur tout avec nos payſans Anglois. Chez les laboureurs françois l'exterieur ſeul annonce le deperiſſement du corps, & l'anéantiſſement des facultés de l'ame voj. *Remarques ſur les avantages & les deſavantages de la France & de la Grande Bretagne p.* 21.

Es ist eine bekannte Anmerkung, daß der gemeine Mann den Druck der härtesten Last nicht so sehr empfinde, wenn man ihm nur Gelegenheit giebt, sich aufzumuntern und zu zerstreuen; damit er keine Zeit hat, seinem Schicksal recht nachzudenken.

Es fällt mir eine Erzählung von dem Kardinal Mazarin bey; dieser hatte eine neue Auflage eingeführt, und befürchtete, daß solche eine Gährung veranlassen mögte. Ein Curtisan erzählte ihm, daß das Volk darüber sehr misvergnügt sey. Der Kardinal

fragte

Man könnte daher die Frage aufwerfen; ob es dem gemeinen Mann eben gar vortheilhaft sey, wenn er durch Abschaffung einiger Festtage, an denen er sonst sich zu ergötzen gewohnt war, genöthigt wird, seinen Körper ebenfalls durch schwere Arbeiten zu ermüden? Ich werde noch weniger einigen strengen Geistlichen beypflichten, welche den Bauren gar nicht gönnen wollen, an einem Feiertage des Nachmittags sich eine unschuldige Ergötzung zu machen, weil vielleicht einer oder der andere einmal zu weit gehet und ausschweifet.

fragte auf halb spanisch: Ont ils chanté? jener antwortete: Ja, es würden verschiedene Straßenlieder öffentlich abgesungen, welche den Bedruck enthielten. Der Kardinal erwiederte: he bien, ils payeront.

Auch Wielands Diogenes empfiehlt einem Fürsten auf das eifrigste, sein Volk in gute Laune zu setzen; denn ein fröhliches Volk thut alles, was es zu thun hat, munterer, und mit besserm Willen, als ein dummes und schwermüthiges, und es leidet zwanzig mal mehr als ein anders.

Es kam daher in Frankreich vor einigen Jahren zum Vorschlage, jährlich eine Prämie drauf zu setzen, wer das beste öffentlich zu singende Gassenlied machen würde.

Dagegen erinnere ich mich einer andern Anmerkung, welche vor einigen Jahren bey dem Bureau de Brive in Frankreich gemacht wurde, da bey einer Versammlung die mehrsten Mitglieder der Meinung waren, daß es nicht gut sey, den Bauren lesen, schreiben und rechnen zu lehren; parce que dans l'état ou sont les choses, presque tous ceux qui sont dans ce cas sont autant de sujets perdus pour l'agriculture, en devenant, Recors, Sergens, Huissiers, Gardes de fermes, ou Maitres d'école dans leurs villages, ou en forment des éleves qui leurs ressemblent, ils ne font que perpetuer la faineantise & l'ignorence.

An der andern Seite aber betrachte ich allemal den Ackerbau als eine Fabrik, und die Ackerleute als die Fabrikanten.

Ein Land hält man um so glücklicher und reicher, je blühender dessen Fabriken sind. Man nennet aber eine Fabrik blühend

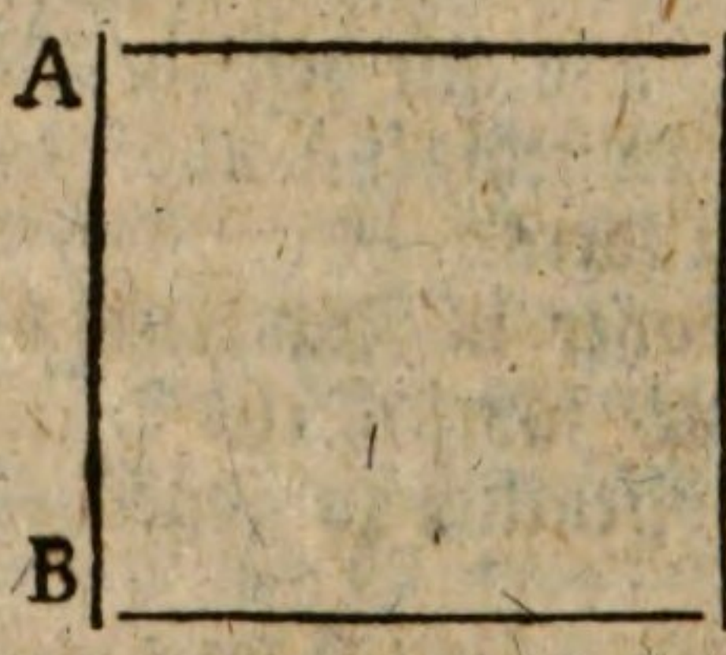
1) Je mehr Hände sich in einem geringe Bezirk beschäfftigen, und nicht allein hinlänglichen Lebensunterhalt finden, sondern auch die Mitbürger mit unterhalten, und ihnen Leben geben.

2) Wenn dadurch die Nutzung eines Products zum Besten des Staats verbessert wird.

3) Wenn die verfertigte Waare leicht außerhalb abgesetzt wird, und baar Geld ins Land zieht.

4) Wenn sie wenigen Veränderungen und Zufällen unterworfen ist, und sich selbst unterhält. u. s. w.

Ich nehme an; Ein, eine Quadrat-Meile haltendes Ackerfeld A B C D



sey der Ort der Fabrik, zu dessen Verarbeitung sind zehn tausend Menschen angesetzt, und was diese nöthig haben, liefern ihnen die in der angrenzenden Stadt E wohnende Handwerker und Kaufleute.

Jetzt ist die Frage: „ Kann man denen zehn tausend Fabrikanten in Ansehung ihres Standes, ihrer Benennung, ihrer Lebensart, oder ihres Unterhalts gewisse Bedingungen machen, damit dies „ Feld besser bearbeitet werde, und eine größere Men-

„ ge

„ ge fertiger Fabrikwaare liefere, oder gar künftig
„ eine doppelte Anzahl Fabrikanten beschäfftige und
„ ernähre.“

Z. E. Werden die Arbeiter fleißiger seyn, wenn sie gleich den Bewohnern der Stadt E, den Namen von Bürgern führen, als wenn sie Bauren, Meyer oder Leibeigne heißen? Wird die Fabrik mehr austragen, wenn man jeden Fabrikankten in die Umstände setzt, daß er Wein trinkt; oder ist genug, wenn einige sich bey Wasser und Brodt behelfen? Werden sie fleißiger seyn, wenn ein jeder sich selber gelassen ist, oder wird mehr beschickt werden, wenn ein Theil davon unter den Befehlen der übrigen stehet, und sich in der Arbeit nach den Vorschriften von diesen richten muß?

Alles muß nach denen allgemeinen, bey einer jeden Fabrik geltenden, Grundsätzen entschieden werden: Nun wird diejenige Fabrik den stärksten Abgang haben, und am mehrsten in Aufnahme kommen, welche die Waare in der besten Güte und zu wohlfeilen Preisen, auch in hinlänglicher Menge liefert. Ob nun gleich ein jeder einzelner Fabrikant, jeder Handwerksmann vor sich fleißig seyn, und vorzüglich gute Waare liefern, auch bey seinem Handwerk empor kommen kann; So wird man dennoch bemerken, daß alle ins Große gehende und viele Hände beschäfftigende Fabriken alsdenn bessern Fortgang haben, wenn sie einen oder mehrere Hauptdirecteurs und Entrepreneurs haben, die das ganze Werk veranstalten; das nöthige zu Verbesserung der Fabrik herbeyschaffen; Vorschüsse thun; die Arbeiten austheilen; jeden Mitarbeiter beurtheilen, zu welcher Arbeit er sich am besten schicket; die Aufsicht führen, daß jede Arbeit zu

rechter Zeit angefangen und vollführt werde; die Waare, so wie sie fertig ist, sich liefern lassen; prüfen, ob alles gehörig beobachtet ist, oder ob künftig Fehler verbessert werden müssen; für den Unterhalt einzelner Arbeiter sorgen, auch allenfalls Vorschuß geben; und endlich den Absatz der fertigen Waare im Großen befordern, und deswegen Correspondenz unterhalten, auch wenn sie die Waare nicht gleich vortheilhaft ausbringen können, solche liegen zu lassen, und fernern Vorschuß zu thun im Stande sind.

Wende ich diese Sätze auf den Ackerbau an, so wird man den aus einer großen Haushaltung mit Hülfe vieler Hände bestellten Acker gemeiniglich besser bearbeitet und reichlicher tragen finden, als neben belegene Felder, welche einzelne Arbeiter nach ihrer eignen Phantasie bestellt haben. Wenn jemand zu mir auf mein Gut kommt, so kann ihm zeigen, daß auf meinem Acker wol dreymal so viel Frucht steht, als auf dem unmittelbar darneben liegenden, und von einerley Güte seyenden, Baurenfelde.

Hiezu kommt noch, daß ein großer Fabrikant oder Landwirth, wachsamer ist, wo er Verbesserungen machen kann, auch dazu eher Vorschüsse thut, und zu der Arbeit Rath schafft. Es wird also in dem Bezirk eines großen Guts eher darauf gesehen werden, daß ein jedes Fleckgen zu Rathe gehalten und bestens genutzt werde; da man hingegen auf denen an Bauren gehörenden Grundstücken öfter ganze Plätze verwildert, mit Dornen bewachsen, und voller unfruchtbarer Hügel findet. Es kann auch ein Landwirth in einer großen Wirthschaft mit der nemlichen Anzahl Arbeiter mehr beschicken, als wenn ein jeder einzeln für sich, bald hie bald da arbeitet. Hat jene

anbey

anbey den Zwang über seine Arbeiter, daß er ihnen genau vorschreiben kann, wenn, wo, und wie sie arbeiten sollen; so wird er von der Güte der Fabrikwaare um desto sicherer seyn: Kommt noch der Vorzug hinzu, daß er seine Arbeiter um einen billigen Lohn haben könne, und vornemlich, daß es ihm, wenn zu gewissen Jahrszeiten, und bey einer vortheilhaften Witterung die Arbeit befordert, und die Hände vervielfältiget werden müssen, an den nöthigen Arbeitern nicht fehlet, so kann die Fabrikwaare wohlfeiler gegeben werden, und die Furcht, daß solche misrathen, oder verunglücken werde, fällt weg.

Dieses vorausgesetzt, wird man mir hoffentlich eingestehen, daß obiges Feld A B C D besser bestellt und genutzt werden könne, wenn ein oder mehrere Hauptdirecteurs die Arbeiten besorgen, von denen die übrigen abhangen, als wenn jeder von denen zehn tausend Arbeitern als Freyherr für sich wirthschaftet.

Hieraus folget aber nicht, 1) daß der ganze Raum nur von einem Directeur allein besorget werden soll, so daß alle übrige neun tausend neun hundert neun und neunzig Arbeiter sich nach dessen Vorschriften allein richten müssen.

Noch auch 2) daß unter der ganzen Anzahl nicht etwa hundert seyn können, welche blos für sich arbeiten, und von keinem abhangen.

Noch weniger 3) daß auf dem ganzen Raum A B C D eine einförmige Einrichtung statt finden müsse. So wie ein Fabrikant auf einigen Stühlen oder an einem Orte nach dessen Convenienz ganz andere Arbeit verfertigen läßt, als auf den übrigen; so kann auch auf den beyden Seiten C D, welche nach der Stadt

E zu liegen, eine ganz unterschiedene Wirthschaft getrieben, und C schon anders als D bebauet werden.

Beurtheilt man hieraus den Ackerbau im Ganzen, so folgere ich daher den Schluß, „ daß man darauf „ keine allgemeine Sätze annehmen könne, sondern „ daß solcher nach der Lage und den Umständen eines „ Orts eingerichtet werden muß. 2) Daß dem Staate kein Vortheil, vielmehr Schaden zuwächst, wenn „ alle große Wirthschaften aufgehoben und vereinzelt „ würden.“ Für die Wirthe und Gutsherrn selber könnte es vielleicht besser und vortheilhafter seyn, wenn sie alle Grundstücke eines Guts, gleich als im Osnabrüggischen, vereinzeln, und dadurch mit weniger Unkosten sich von einer größern baaren Einnahme sichern können. Es wird auch hin und wieder die Vereinzelung mit einem wahren Vortheil der Einwohner geschehen; sollte sie aber aller Orten eingeführt werden, so würden viele Einwohner zu Grunde gehen, und der Ackerbau versäumt werden.

Solchergestalt kann man die Umstände des gemeinen Mannes zum Besten des Staats nicht durchgängig dadurch verbessern und erträglicher machen, wenn man ihm mehr Feld einräumet, um solches nach seinem eignen Gutdünken gut oder schlecht zu bebauen. Vielmehr werden seine Umstände verschlimmert, wenn man dagegen eine jährliche starke baare Geldausgabe von ihm verlangt.

Man glaubt aber noch von einer andern Seite ihn aufzumuntern, wenn man seine übrige äußern Umstände verbesserte, und ihm zum Schein mehr Freyheit gebe. Man nimmt die Veranlassung dazu von denen hie und da noch befindlichen Leibeignen.

Der

Der Name von einer Leibeigenschaft hat für uns etwas trauriges; Man stellt sich die Umstände eines Leibeignen gar zu sklavisch vor, der sechs Tage in der Woche seinem Herrn arbeiten muß, und dessen ganzes Vermögen dem Herrn gehört. Man glaubt, ein solcher Leibeigner verliere in der Sklaverey allen Muth; Weil er alles nicht sich und den seinigen, sondern dem Herrn erwirbt, so gebe er sich keine Mühe, sondern werde träge, und verabsäume den Ackerbau. Das Land werde also besser bebauet werden, wenn man ihn durch Ertheilung der Freyheit mehr aufmuntere *).

Ich habe die Leibeigenschaft nicht weiter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als im Hoyaischen, Mecklenburgischen und Osnabrüggischen. Ich finde aber die dortige Leibeigene in gewissem Betracht glücklicher, als die sogenannte freie Meyer im Kalenbergischen. Der Leibeigenthumsherr zieht von seinen Leibeignen nicht, was ein Gutsherr von seinem Zinsmeyer erhebt.

Ein

*) Der Stand unserer Leibeigenen ist noch sehr glücklich, wenn wir dagegen vergleichen, wie die Sklaven in andern Welttheilen gehalten werden, welche man kaum als Menschen ansieht, und welche fast nicht mit so vielem Fleiß gewartet werden, als das Vieh in unsern Haushaltungen.

Aber eben, weil sie so schlecht gehalten werden, können uns die Waaren, zu deren Verfertigung man sie dort braucht, um geringe Preise geliefert werden.

Wollte man ihnen dort eine bessere Lebensart gestatten, und mehr zu ihrem eigenen Unterhalt reichen, so würden nicht so viel Waaren zur Ausfuhr übrig bleiben, und diese würden den Besitzern der dortigen Colonien und Plantagen höher zu stehen kommen; es könnte also der Handel damit in andere Welttheile nicht so fortgesetzt werden.

Ich

Ein Leibeigner hat weniger zu sorgen, als ein Zinsmeyer; denn wenn er auch alles verliert, so muß der Gutsherr, wenn er etwas von ihm haben will, ihm alles wieder geben; Und wenn man ihm von der Seite bedaurt, daß er alle Tage in der Woche dienen müsse; so hat man noch mehr Ursache, einen armen verheiratheten Bedienten zu bedauren, der alle Tage die schwerste Arbeit verrichten muß, und selbst die Sonn- und Festtage nicht einmal frey hat, auch kaum so viel verdient, und das Brodt aus dem Munde sparen muß, um Frau und Kinder zu ernähren, die er dazu nur selten zu sehen bekommt, und für die er Hausmiethe bezahlen muß.

Ein Leibeigner behält noch manchen Tag für sich; kehrt jeden Abend zu seiner Familie zurück, und hat eher Gelegenheit, seine Kinder zu versorgen und gut auszubringen, als ein bloßer Dienstbote. Aus einer ganzen Familie dient dem Herrn nur einer, die übrigen beschäfftigen sich für sich.

Man stößt sich an einzelne Exempel, wenn man hört, daß ein Leibeigenthumsherr mit seinen Leibeig-

nen

Ich lese unter andern die Berechnung, daß aus dem südlichen America jährlich 100,000 Barrels Reiß, jeden zu 500 bis 600 Centner, nach Europa und Westindien gehen. Diesen Reiß erhalten wir um einen billigen Preis, und es ist eines unserer besten Nahrungsmittel. Sollte derselbe zurück bleiben, so würde eher eine Hungersnoth zu befürchten seyn; Müßten wir das dreydoppelte dafür bezahlen, so würden wir uns bedenken, ihn zu kaufen, und der Handel damit würde unterbleiben. Sollte nicht ein gleiches erfolgen, und zu befürchten seyn, wenn wir die Umstände unserer Bauren zu sehr bessern, und dadurch den Anbau des Korns kostbarer machen oder gar vermindern wollten.

nen gar zu hart umgehe, und sie zu schlecht halte; Es hat aber damit eben die Bewandniß; als wenn man alle Dienstboten beklagen wollte, weil ein oder anderer einzelner Hausherr mit seinen Leuten unbarmherzig umgeht, sie Tag und Nacht quälet, anbey prügelt, hungern läßt, und das Lohn vorenthält *)

Ein jeder Gutsherr kann seine Gutsleute ruiniren, wenn er zu gewissen Zeiten ihnen zu viel Nachsicht gestattet;

*) So sehr man gegen das Leibeigenthum declamirt, so erinnere ich mich doch nicht, irgendwo überzeugende Gründe gelesen zu haben, welche das Leibeigenthum ganz aufzuheben anrathen könnten. Da einige mitleidige Gutsherrn gleichwol einen Versuch damit gemacht haben, so wünsche ich unterrichtet zu seyn, ob die Folgen ihre Erwartung erfüllen?

Wenn ein Stand wahres Mitleiden verdient, so ist es der gemeine Soldat, insonderheit zur Zeit des Krieges; Er hat Tag und Nacht keine Ruhe, muß die saursten Strapazen, auch Hunger und Kummer ausstehen, waget alle Augenblick Leben und Gesundheit; dabey wird er schlecht bezahlt, hart gehalten, und die commandirende Officiers dürfen oft kaum bedenken, daß sie Menschen vor sich haben. Es bleibt aber unmöglich, ihnen einen höhern Sold zu geben, ihre Strapazen zu erleichtern, und die Umstände zu verbessern. Der Soldat selber empfindet auch kaum sein Ungemach, und ist zufrieden, wenn er Trommeln und Pfeifen hört, und zu Zeiten eine viertel Stunde sich selbst gelassen bleibt, da er singen und pfeifen oder tanzen kann.

Man gebe also einem Leibeigenen Gelegenheit, daß er oft singen und tanzen, mithin das Gemüth aufmuntern kann, so wird er sich über die Härte seines Standes nicht beschweren. Man gewöhne ihn, daß er nicht mehr so sklavisch denkt, und sich selber von seinen Umständen vortheilhaftere Begriffe mache, man plage ihn nicht sehr, so wird er mehr Leben erhalten, und fleißiger werden.

stattet; denn einmal mit einer übertriebenen Strenge verfährt; denn wieder gar zu hart in Beytreibung der Gefälle ist. Dies findet auch bey allen Pächtern statt. Man kann aber daher keinen Schluß machen, daß ein Stand vor dem andern Vorzüge habe.

Die freiesten Unterthanen in Deutschland habe ich in Franken angetroffen, sie können mit ihren Gütern machen was sie wollen; Es wird also ohn Unterlaß unter ihnen gehandelt. Sie zahlen ihren sogenannten Gutsherrn jährlich nur geringes an Gelde, und was sie jährlich zu den öffentlichen Anlagen beytragen, ist kaum der Mühe werth. Blos, wenn der Besizzer des Hofes stirbt, oder wenn ein Gut getheilt und verkauft wird, so erhebt der Gutsherr unter dem Namen von Handlohn jedesmal den zehnten Gulden. Es können also dorten unbarmherzige oder interessirte Herren ihre Unterthanen eher ruiniren, und eben so hart mit ihnen verfahren, als wenn es Leibeigne wären, wenn sie bey jedem Vorfall eines Kauf- oder Erbhandlohns gar zu genau sind, und ihren Eigennuz durch übertriebene Taxation der Baurenhöfe auf das höchste treiben; deswegen wird wol Niemand rathen, daß man dort die Leibeigenschaft einführen soll.

Meiner Meinung nach kann also die Leibeigenschaft an einigen Orten allerdings zuläßig und vortheilhaft seyn, man muß die Leibeigne nur als Menschen und nicht als Galeren-Sklaven behandeln.

Im Osnabrüggischen, wenn ein Leibeigner heirathet, damit nicht beym Absterben alles was erworben ist, mit dem Herrn getheilt werden müsse, so behandelt er gleich bey der Auffahrt den Sterbfall mit; Mitleidige Herren handeln mit ihnen auf ein geringes, so kann der Leibeigne sich ein größers Vermögen er-

erwerben, als bey uns ein Meyer nimmer thun wird; und indem ein Gutsherr viele wohlhabende Titular-Leibeigne hat, so erhebt er mehr von solchen, als andere, welche alles auf das genaueste suchen, und alle Unterthanen zu Bettler machen.

Wenn auch die Benennung von Freyen oder Leibeignen einen Einfluß haben könnte, so müßten diejenigen, welche völlig freie Höfe haben, vorzüglich fleißige Hauswirthe seyn; Man findet aber unter ihnen eben so wol einige, welche in Verfall und Concurs kommen: Oder es würden die Ackerleute fleißigere Hauswirthe seyn, wenn sie alle den Namen und die Freyheit von Bürgern führten; man wird aber in denen, Ackerbau treibenden, Städten eben so viel, und vielleicht mehrere nachläßige Wirthe finden, und in andern Handelsstädten sind die Einwohner nachläßiger auf die Handlung und Fabrikarbeiten, als immer ein leibeigner Bauer auf den Ackerbau seyn kann. Man findet hingegen auch in denen kleinen, wenige Privilegia habenden, Landstädten fleißige und Reichthum erwerbende Bürger, und es giebt unter den Bauren auch emsige und empor kommende Wirthe; sie mögen Leibeigne, Meyer, Erbenzinsleute, Köther, Beybauren, oder Brinksitzer heißen. Nur müssen die ihnen Vorgesetzte menschlich mit ihnen umgehen, und sie nicht misvergnügt machen, sondern aufmuntern *).

Kommt es aber auf die zwote Frage an; „In „ wie weit es rathsam sey, den gemeinen Mann von „ der

*) Am merkwürdigsten ist mir, daß viele Begüterte eben zu einer Zeit auf die Aufhebung der Leibeigenschaft verfallen, da die großen Herrn alles Leibeigen machen, und die Adelichen selber als Sklaven tractiren, we-

„ denen so lästigen Frohndiensten zu befreyen.“ So ist ein Unterscheid, ob man den Dienstpflichtigen ganz von Diensten befreyen, oder ob man ihm den zu leistenden Dienst so weit wie möglich erleichtern soll?

Ich bleibe bey obigem Exempel, und sehe allemal den Ackerbau als eine Fabrike an. Indem ich nun die den Raum A B C D bebauende zehn tausend Arbeiter glücklicher sehen will, so ist nicht allein die Absicht, sie für ihre Person glücklicher zu machen, sondern mich auch zu sichern, daß die bisher von diesem Raum gehabte Einnahme, und die davon abzutragenden öffentlichen und Nebenabgaben desto sicherer erfolgen, ja gar auch vermehrt, der ganze Raum auch besser bebauet und genutzt werden könne; und dazu thut die Freyheit nichts.

Eine Fabrik muß ihre Waaren wohlfeil liefern, folglich muß sie ihre Arbeiter um ein geringes Tagelohn haben können, wenigstens die mehrsten. Wenn eine Fabrik gewisse unangenehme, gar schmutzige und zum Theil gefährliche Arbeiten erfordert, so müssen sich immer einige dazu bequemen, und man kann diejenigen, die sich dazu widmen, deswegen nicht unglücklich nennen, noch aus Mitleiden, und um diesen keine saure Tage zu machen, die Fabrik ganz eingehen oder leiden machen.

Eine Wollfabrik muß so viele tausend Wollspinners halten, welche kaum Wasser und Brodt verdienen, auch wenigstens Niemanden aus dem Lande lassen, und sich über ihre Personen und Güter eine völlige Herrschaft anmaßen.

Der Knechtschaftstand ist hart, doch besser jederzeit,
Als ein ganz freier Stand, doch ohne Sicherheit.

Lichtwehr Fabeln.

auch bey Anrührung der fetten Wolle aussätzig und krank werden; die Fabrik würde aber nicht bestehen können, wenn man jedem Wollspinner das Tagelohn um die Hälfte erhöhen wollte, damit er Fleisch essen und Bier trinken, auch täglich rein Zeug anlegen, und in großen luftigen Zimmern wohnen könne.

Bey dem Ackerbau kommt noch in Erwegung, daß zu gewissen Jahrszeiten zu einigen Arbeiten eine große Menge Arbeiter und schleunige Hülfe erfordert werden; Vornemlich in der Saat- und Erntezeit, auch beym Heumachen.

Ist man nun in großen Haushaltungen nicht von einer gewissen Menge Hände gewiß, daß man solche zu jeder Tageszeit, wenn der Directeur es nöthig findet, herbey rufen könne; so würde oft ein großer Theil einer Ernte verlohren gehen, oder man müßte die Hülfe mit einem übertriebenen Tagelohn erkaufen, und bliebe doch ungewiß, ob nicht Nachbaren künftig sie durch neue Versprechungen abspenstig machen werden.

Man wendet zwar ein; Es müßte für einen armen Bauren traurig seyn, der sein eigen Korn verderben lassen, und seinem reichen Dienstherrn helfen müßte, daß solcher das seinige in Sicherheit bringe.

Mit gleichem Rechte kann man noch vielmehr und mit größerm Rechte einen armen Dienstboten bedauren, der für seinen Lohnherrn vielleicht überflüßige und entbehrliche Arbeit machen, oder gar müssig stehen und ansehen muß, daß seinen dürftigen Eltern das Korn wegen Mangel der Hülfe auf dem Felde verdirbt.

Es ist annoch zu bemerken, daß wenn der Dienstherr einiger Maaßen billig und wohldenkend ist, so wird seinen Dienstpflichtigen durch Ableistung des Dienstes selten etwas verderben; denn man ist in großen Haushaltungen gemeiniglich acht bis vierzehn Tage voraus; Gegen des, daß nun der Bauer sein Land besäen, oder mit der Ernte anfangen muß, ist der Dienstherr schon fertig.

Wenn auch der Bauer in eine gute wohl eingerichtete Haushaltung seine Knechte und Söhne auf den Dienst schickt, so ist dies so gut als eine hohe Schule; weil eine Aufsicht geführt wird, daß alles ordentlich gemacht werden muß; Es werden den Dienstpflichtigen von Jugend auf die rechten Handgriffe gezeigt; Sie werden, wenn sie fehlen, zu recht gewiesen, und lernen die rechte Zeit beobachten; Der Bauer würde oft vergessen, daß es schon Zeit sey, eine Arbeit vorzunehmen, wenn er nicht dadurch, daß er dazu auf den Dienst bestellet wird, daran erinnert würde *)

Wenn derowegen obige zwey tausend Morgen, so lange sie in Frohndiensten bestellt worden, jährlich eine Einnahme von zehn tausend Thaler gethan haben, so würden davon, wenn man das Land unter ihnen

*) Es ist ein Vergnügen, wenn man anhört, wie die auf dem Dienst gewesene Bauern über die Handgriffe des Dienstherrn und seines Verwalters oder Ackervoigts urtheilen, und was für Anmerkungen sie darüber zusammentragen. Gescheute Bauren wissen gemeiniglich alle Fehler sowol als das vorzüglich Gute sehr richtig zu beurtheilen, und indem die Jüngern die Anmerkungen der ältern und mehr erfahrnen hören, so lernen sie allgemählig selber mehr nachdenken, und eigne Anmerkungen machen.

ihnen gegen eine Geldpacht austhun wollte, damit sie es in ihren eigenen Namen bestellen könnten, jährlich höchstens keine achttausend Thaler aufkommen: Wollte man aber das Feld mit eignen Gespann lieber bebauen, so wird man vielleicht mehr Korn davon ernten, aber nach Abzug der anzuwendenden größern Unkosten keine fünf tausend Thal. Ueberschuß behalten.

Wir haben verschiedene Freyhöfe, ja ganze Gegenden im Lande, wo der Bauer keine Dienste leistet; Ich habe aber nicht gefunden, daß ihr Exempel einen so vortheilhaften Eindruck mache, daß man Ursache habe, allen Bauren eine Dienstfreyheit zu wünschen.

Wenn der Bauer sich frey findet, so hält er sich zu vornehm, um das Feld selber zu beackern; er miethet dazu Knechte, welche es verabsäumen, und er geht zu Kruge und wird zu Zeiten liederlich. Daraus folget aber nicht, man soll alle Freyhöfe dienstpflichtig machen.

So wie ein billiger Lohnherr für seine Dienstboten sorgen, und ihnen den Dienst eher erleichtern, folglich nicht dahin trachten wird, daß sie, da sie sich bey ihm einmal in Diensten begeben haben, den ganzen Tag über mit der saursten Arbeit gequält werden; Also wird auch ein mitleidiger Dienstherr bemerken, daß es nicht so sehr darauf ankomme, ob seine Frohndienste, welche ihm vier und zwanzig Tage in jedem Monate dienen müssen, solche sämmtlich ableisten, wenn sie sich darüber auch in einem Monate ganz ruiniren sollten. Er wird vielmehr finden, daß er Ursache hat, sie in beständigen guten Umständen zu erhalten, damit er sicher bleibt, auch in der Folge alle nöthige Arbeiten durch sie beschicken lassen zu können,

wenn sie auch im Monat nur zwölf Tage abdienen sollten.

Noch ist allerdings zu bemerken, daß wenn die Ableistung des Wochendienstes dem gemeinen Manne gleich höchst lästig ist, dennoch ihn an manchem Orte weit mehr drücken würde, wenn er dafür an baarem Gelde so viel mehr bezahlen sollte: denn der Bauer hat zu wenig Quellen, um baar Geld einzunehmen, also bleiben im Ganzen die Naturalabgiften und Dienste weniger lästig als eine Erhöhung der Geldauflagen.

Das Land würde vielleicht gewinnen, wenn man manches Dorf zu einer Stadt, die dasigen Bauren zu freyen Bürgern, und den Bauerrichter zu einen ansehnlichen Bürgermeister erklärte, vornemlich wenn man allen zugleich den Geist der Handlung einflößen könnte *). Noch mehr aber wird dem geringern Stande aufgeholfen werden, wenn wir weniger für ihn sorgen, und ihn weniger einschränken; folglich auch den Un-

*) Wenn wir andre Menschen glücklicher machen wollen, so müssen wir nicht so sehr drauf sehen, in wie weit die Umstände einzelner verbessert werden, sondern ob überhaupt im Ganzen mehr Ordnung und Verkehr werde befördert werden.

Diejenigen überhaupt, welche schwere Dienste leisten, und stets in Bewegung seyn müssen, würden zwar bey einer Erleichterung eine bequemere Lebensart führen; aber es würde auch weniger beschickt werden; Manche Verbesserungen würden unterbleiben, wenn wir sie nicht durch Dienste mit geringen Kosten vollführen könnten. Werden auch die Umstände des gemeinen Mannes merklich gebessert, so will er besser leben, und verzehrt vieles unvermerkt in seiner Wirthschaft, womit jetzt Handel und Wandel getrieben wird.

Es

Unterobrigkeiten und Aufsehern weniger Mittel an Hand geben, durch Befolgung der Einschränkungen die Einwohner mitzunehmen, zu unterdrücken, zu taxiren, in Contribution zu setzen, und neue Nebenlasten aufzubürden, wodurch sie eben von nöthigern Geschäfften abgehalten und mehr unterdrückt werden, als durch den gewöhnlichen Wochendienst *).

Da von der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften für das Jahr 1772 die Frage: „Ist es rath-

Es ward von der Academie zu Caen in Frankreich im Jahr 1766 wohlbedächtlich die Frage aufgegeben: Quelles distinctions l'on peut donner aux riches laboureurs, tant proprietaires, que fermiers, pour fixer & multiplier les familles dans cet état utile & respectable, *sans en ôter la simplicité, qui en est la base essentielle?* Mir ist unbekannt, ob diese Frage aufgelöset worden.

*) Verschiedene Schriftsteller haben sich schon bemühet, zu berechnen, wie viel der Bauer gewinnen würde, wenn er vom Dienste befrevet bliebe: Es scheint aber, daß man den Gewinnst nur von einer Seite berechne. Z. E. der Dienstpflichtige gewinnet freilich an der Zeit, an Zehrung für Menschen und Vieh, am Dünger, an Ackergeräthen, an Verlust und Gefahr bey Pferden, an der Kleidung, an der Bequemlichkeit und so weiter, wenn er statt auf den Dienst zu gehen zu Hause bleiben, und seine Pferde im Stalle stehen lassen kann; Sie wollen aber an der andern Seite auch, daß er die sonst im Dienste zugebrachte Tage nun für Geld fahren, und dadurch mehr verdienen soll. Alsdenn muß er aber Pferde und Geschirr mehr anstrengen, die Pferde öfter abwechseln, mehrere Unkosten anwenden, und weit mehr Ungemächlichkeiten ausstehen, als wenn er damit nur den Wochendienst ableistete.

„ sam, die Frohndienste abzuschaffen?“ zur Preis-
„ aufgabe ausgesetzt worden, so wird sie durch die zu
hoffende Abhandlungen vielleicht ein neues Licht be-
kommen. Das hier angeführte wird aber bey deren
Beurtheilung einigen Nutzen leisten.

§. 262.

XIX. Rath. “Der Landesherr muß große
„ Magazine anlegen, welche bey zunehmenden
„ Mangel eröffnet werden können.“ (§. 228.)

Ma-

Beamte, welche Einwohner haben, die in Lohn-
fuhren fahren, klagen gemeiniglich, daß solches die
schlechtesten und ärmsten Wirthe sind, sie verschleppen
den Dünger, werden liederlich, versäumen den Ak-
kerbau, und gerathen in Schulden.

Ueberhaupt muß ich erinnern, daß, indem ich hier
die Beybehaltung der Naturaldienste anrathe, meine
Meinung keinesweges sey, daß alle und jede Dienst-
pflichtige ohne Unterscheid mit aller Strenge zu Ab-
leistung der Diensttage angehalten werden sollen. Ich
wünsche vielmehr, daß manche Pächter, welche mit
den Dienstpflichtigen unbarmherzig umgehen, und sie
ohne Noth plagen, dafür angesehen werden könnten.
Ich möchte auch viele Landeseinwohner vom Natural-
dienst befreien, wenn sie nemlich zu weit entfernt woh-
nen, durch den Dienst außerordentlich bedruckt wer-
den, und in den Haushaltungen, wo man sie braucht,
nicht so vielen Vortheil schaffen, wenigstens nach der
Lage und Beschaffenheit ihrer Höfe weit größern Nutz-
zen stiften, und solche in Aufnahme bringen könnten.

Ein neuer im Badenschen gemachter Versuch, da
die Unterthanen gegen Erlassung des Naturaldienstes
den fünften Theil des jährlichen Ertrages von ihren
Feldern, und den fünf und zwanzigsten Theil der Wein-
berge an Gelde geben sollen, wird diese zweifelhafte
Frage weiter aufklären.

Magazine sind unumgänglich nöthig; vornemlich in großen Städten, und in solchen Gegenden, wo der Kornbau gering ist, und wo man von der Zufuhr von Nachbaren leben muß, welche leicht sperren; indem bey plötzlich abgeschnittener Zufuhr die Furcht vor Mangel sonst leicht auf einige Zeit in Verlegenheit setzen kann.

Wenn auch eine Theurung überhaupt dem Lande nicht so nachtheilig ist, wie man gemeiniglich glaubt, so drückt sie doch einzelne arme Einwohner gewaltig, die das Geld nicht anschaffen können, und also verhungern müssen, wenn ihnen nicht Korn geschenkt wird.

Wenn man aber voraus setzen will, daß in den Magazinen so viel Vorrath seyn müsse, daß alle Einwohner bey entstehenden Mangel drey oder vier Monate davon zehren könnten, so würden erstaunliche Magazine erfordert werden.

Wenn man auch glaubt, daß die Magazine dienen sollen, um wohlfeile Preise zu erhalten, so dürfte dies Mittel eines theils nicht hinreichend, andern theils auch überflüßig seyn. Es beruhet also darauf, 1) wie groß man die Magazine nach dem Verhältniß der Einwohner anlegen soll? 2) „wie sie am besten „ eingerichtet werden?“

Die letztere Frage insonderheit ist von der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1772 als eine Preisfrage aufgegeben worden. Ich werde mich also darüber nicht weiter einlassen, sondern nur kürzlich die von andern bey Anlegung solcher Magazine bemerkte Schwürigkeiten und Unbequem-

lichkeiten anmerken; da eine Anweisung zu deren Anlegung auch lehren muß, wie man diese vermeiden könne.

1) Wenn abseiten der Herrschaft Befehle zum Aufkauf gegeben werden, so muß der Aufkauf durch Commissiones geschehen. Es erweckt aber bald ein Aufsehen, wenn nur auf einiger Maaßen beträchtliche Quantitäten Commissiones ertheilt werden; dadurch wird also leicht eine Steigerung in den Preisen veranlaßt, wenigstens muß gemeiniglich bey dem Ankauf schon mehr bezahlt werden, als die Preise sind.

2) Es wird unter einer großen Menge leicht etwas schadhaftes, feuchtes oder mulstriges Korn angekauft, und man verdirbt den ganzen Haufen Korn, worunter das schadhafte geschüttet wird; ja der Wurm breitet sich über das ganze Gebäude aus, und ist oft in mehrern Jahren nicht auszurotten.

3) Die Transport- und Nebenkosten von solchem angekauften Korn pflegen gemeiniglich höher zu gehen, als wenn ein Kaufmann etwas auf eigne Rechnung kommen läßt.

4) Sollen zu Verwahrung der Magazine besondere Aufseher angestellt werden, (welches noch das Beste ist, da dergleichen zusammengekauftes, und gemeiniglich zu Wasser transportirtes Korn, vornemlich im Anfange, eine genaue Aufsicht erfordert,) so gehören dazu mehrere kostbare Bediente; derer erforderlichen Gebäude nicht zu gedenken.

5) Will man die Aufsicht andern Beamten auftragen als ein Nebengeschäffte, so können diese solche selten selber besorgen, sondern müssen sie ihren Neben-

und

und Unterbedienten überlassen, welche unzufrieden sind, daß ihre Arbeit und Verantwortung vermehrt wird, ohne daß sie dafür Belohnung erhalten, welche dem erstern bleibt. Sie sehen also die Magazine, zumalen, wenn sie von andern aufgekauft worden, als eine fremde Sache an, und verlassen sich auf die Tagelöhner und Herrndienste, welche leicht etwas versäumen.

6) Es ist bey solchen großen Magazinen große Gefahr und beträchtlicher Abgang.

7) Da die Administration von dem Generaldirectorio abhangen muß, dieses aber die besondere Umstände jeden Orts nicht genau wissen kann, sondern sich auf die Berichte verlassen muß, oder aber sich zu sehr an allgemein angenommene Principia bindet, so hat die Administration verschiedene Bedenklichkeiten.

8) Da zu dem Verkauf jedesmal erst Befehle gegeben werden müssen, so kann solches in entfernten Gegenden nicht allemal mit gehöriger Vorsicht besorget werden.

9) Bey dem Abmessen wird die Herrschaft also gemeiniglich beträchtlich Schaden leiden; oder wenn das Publicum diesen Schaden übernehmen soll, so wird es in den Preisen übersetzt.

Die beste Art, für einen Landesherrn Magazine anzulegen, bleibt wol, auf jedem Amte von denen zu erhebenden Zinsfrüchten bey wohlfeilern Jahren einen Theil aufschütten zu lassen; Eine Bedenklichkeit dabey ist nur, daß bey vielen Aemtern der Raum dazu fehlen wird, und deswegen erst neue Gebäude aufgeführt werden müssen; die Beamten selber auch wes-

gen der dadurch ihnen zuwachsenden Arbeit und Gefahr, und in mehrerm andern Betrachte, ein solches eben nicht wünschen werden. (§. 228.)

Ueberhaupt finde ich gut, wenn es möglich wäre, dergleichen Unternehmungen so einzurichten, daß diejenigen, denen die Aufsicht und Verwaltung davon anvertrauet wird, an dem Vortheil und Schaden unmittelbar Antheil nehmen; um sie aufmerksamer und weniger gleichgültig zu machen, als wenn sie beydes blos einer fremden Kasse berechnen müssen und können.

§. 263.

XX. **Rath.** „In einem Lande müssen hin „ und wieder kleine Nebenmagazine unterhalten „ werden.“

Diese sind die allerbeste Sicherheit in Gefahren; zumal wenn sie von einzelnen Landwirthen auf ihre Gefahr und Kosten unterhalten werden.

Dies ist eine der Hauptbetrachtungen, woher ich behaupte, daß viele große Haushaltungen und Pachtungen einem Lande nützlich sind. Denn man kann jede, als ein zum Besten des Staats errichtetes Magazin ansehen. Viele große Landwirthe oder Pächter werden, wenn sie des Geldes einiger Maaßen entbehren können, bey wohlfeilen Zeiten den Ueberschuß von einer Ernte aufschütten und liegen lassen; diesen fällt auch die Unterhaltung eines solchen Vorraths nicht so kostbar; Denn es ist ein großer Unterscheid, ob jemand auf seine eigne Rechnung einen Vorrath aufschüttet, für dessen sichere Bewahrung selber Sorge nimmt, täglich dabey umgeht, alle Nebenunkosten mit einer Ueberlegung und Sparsamkeit einrich-

tet,

tet, jeden Umstand sich zu Nutze macht, und auf die rechten Momente paßt, wenn er mit Vortheil losschlagen kann.

Wären hingegen alle Felder vereinzelt, so sind kleine Pächter selten in den Vermögensumständen, daß sie das Pachtgeld anders als durch den Verkauf des eben geernteten Korns herbeyschaffen können; sie müssen also das geerntete bald nach der Ernte, so zu reden, schon verschleudern, und behalten oft kaum so viel Vorrath, als sie zu ihrer eignen Nothdurft bis zu der nächsten Ernte gebrauchen. Wo daher keine große Haushaltungen sind, pflegt gleich bey dem ersten Mangel das Klagen überhand zu nehmen *).

Eben aus dieser Absicht habe ich schon oben angerathen, daß man sich nicht so sehr gegen diejenigen auflegen soll, welche bey wohlfeilen Zeiten Korn aufschütten, und solches bey angehendem Mangel nicht gleich abmessen wollen. Meines Bedünkens sollten eher bey einem entstehenden Mangel einzelne Pächter, Landwirthe und Kaufleute aufgemuntert werden, Korn aufzukaufen: Wenn ihnen auch im Nothfall, nach dem Vorschlage anderer, dazu ein Kapital ohne Zinsen vorgeschossen werden müßte, damit sie auf ihre Gefahr so lange ein Magazin von bestimmten Gehalt unterhielten, bis dessen Losschlagung erfordert wird. Abseiten der Cassen wäre dabey bey weitem nicht die Gefahr und der Verlust, als wenn sie auf eigne Kosten aufkaufen lassen.

Herr

*) Man hat mir das Exempel von Rußland angeführt, allwo die mehrsten Ländereyen einzeln ausgethan sind, und daher leicht und öfter ein Mangel entstehen soll.

Herr Scharnweber hat in Vorschlag gebracht, daß sich zu Besorgung eines solchen Ankaufs eine Gesellschaft verbinden, und das zum Vorschuß nöthige Kapital durch Actien einsammlen soll: Ich fürchte aber, daß sie das Schicksal einer ähnlichen, in der Nachbarschaft errichteten großen Gesellschaft haben, und daß das Publicum dagegen durch Furcht, Argwohn und Mistrauen eingenommen werden würde: Wie sich denn auch eine solche Gesellschaft, welche in der Folge beständig mehr auf Beförderung des gemeinen Besten, als auf ihr Privat-Interesse denken sollte, wie doch eigentlich die Absicht ist, nicht wol gedenken läßt; wenn auch die Absicht bey der ersten Stiftung noch so lobenswürdig gewesen.

Wäre ich ein Freund von Projecten, so würde ich anrathen, daß man, so wie bey andern großen Fabriken, Waarenlager anlegen solle, wohin ein jeder Fabrikante ein fertiges Stück Waare, wenn er es nicht gleich vortheilhaft verkaufen kann, gleich als in eine Leihkammer gegen Erhebung eines Vorschusses so lange niederlegen kann, bis sich abseiten der Fabrik Gelegenheit findet, einen vortheilhaften Verkauf im Großen zu machen. Mich deucht, man hat schon in Städten ähnliche Veranstaltungen, so daß ein Bauer, der Korn zu Markte bringt, und nicht los werden kann, auch dasselbe nicht wieder mit nach Hause nehmen will, solches Korn bis zum nächsten Markttage daselbst niedersetzen kann.

Der größte Handel ist unter dem gemeinen Mann und geringen Pächtern gemeiniglich bald nach Michaelis bis Martini, wenn die Preise noch am geringsten sind, indem er seine mehrsten Zahlungen nach

der Ernte auslobet, und alsdenn herrschaftliche Gefälle, auch das vorhin erborgte Korn bezahlen muß. Er muß also zu seinem großen Schaden wohlfeil verkaufen, und die Reichern, welche Korn aufkaufen müssen, und es wol bezahlen können, machen ihren Vorrath auf das ganze Jahr.

Wenn nun bey allen Aemtern, Städten und Gerichten, dergleichen Waarenlager angelegt würden, wohin der Bauer sein Korn nur vorläufig niederlegte, und das nöthige Geld vorschußweise erhielte, so hätte man so viel beständige Magazine, und wenn die Preise nachher binnen einem Jahre stiegen, könnte einem jeden der Ueberschuß nach Abzug der Unkosten heraus bezahlt, oder vielleicht gar zur Zeit eines Mangels Korn zurück gegeben, mithin dem Baurenstande sehr aufgeholfen werden.

§. 264.

XXI. Zweifel. „Sollten die gewöhnlichen „Einschränkungen denn gar keinen Nutzen „haben?“

Alles angeführte scheint die Zuschläge abzurathen, und so viel Mühe ich mir gegeben habe, zu erforschen, ob man die Fruchtsperre nicht etwa von einer Seite rechtfertigen könne? so vermag ich doch bey meinen eingeschränkten Einsichten und geringer Erfahrung auch nicht einmal einen Scheingrund dazu zu finden; Ich getraue mich aber nicht, wie L'ami des hommes sagt, de m'ériger en censeur public. Ich habe blos die Gründe anführen wollen, welche mich, so oft es auf meine Stimme ankommt, bewegen, von allen Einschränkungen abzurathen, und zu wünschen,

daß

daß andere eben so wenig dazu geneigt seyn, oder wenigstens die daher zu besorgende unausbleibliche Folgen vorher erwegen mögen: Oder daß, wenn es eine Möglichkeit wäre, mehrere Versuche angestellt würden; ob, wenn auch alle Nachbaren umher sperren, der den Handel und Wandel frey lassende mittlere Staat nicht von allen Seiten dabey gewinnen und dadurch reich werden würde? *)

Da aber gleichwol alle Länder sofort zu Einschränkungen schreiten; da die größten Staatskundigen darin nur allein das Heil der Länder suchen: ohnerachtet es allemal heißen wird, wie ich eben den Augenblick in einer Zeitung den Artikel von Lissabon lese. „In „ Portugal ist die Getreide-Handlung mehr als je„ mals eingeschränkt: Man darf kein Getreide ohne „ Paß, der schwer zu bekommen ist, ausführen, „ und dennoch nimmt der Mangel immer zu;“ So entsteht bey mir ein Zweifel, ob nicht die Einschrän-

*) Wenn ich nicht sehr irre, so wird man jetzt in ganz Deutschland schon je mehr und mehr von der Richtigkeit meiner Sätze und von der Schädlichkeit der Sperren überzeugt.

Die deswegen auf dem Reichstage angestellten Berathschlagungen und gefaßte Concluſa sind bekannt; da gar in Vorschlag gebracht worden, daß alle deutsche Stände sich unter einander verbinden sollten, den Kornhandel künftighin ganz frey zu lassen; Nachmalen aber, daß einzelne Kreise wegen wechselsweiser freyer Ein- und Ausfuhr unter sich eine Verabredung treffen könnten.

Ein Reichsstand wird sich in ähnlichen Policeyanstalten wol niemalen die Hände binden lassen. Es muß ihm die Freyheit bleiben, wenn er es seiner Conveniez

schränkungen doch zu der besten Welt gehören, und ein nothwendiges Uebel sind? Wenn an der einen Seite gleich der größte Hause derer Unterthanen, welche man eben beschützen will, dadurch unterdrückt wird, so erfordert vielleicht die Ordnung im Ganzen ihre Zulassung, damit sich einige Privatpersonen dadurch in ihren Umständen verbessern und bereichern. Vielleicht will eben die Vorsicht, daß durch dies Mittel das gesperrte Land verkleinert und ärmer gemacht werde, damit andere benachbarte Länder, welche bisher Mangel erlitten haben, empor kommen und sich bereichern? Doch diese erhalten den Hauptvortheil von dem Korn, das sie uns zuschicken, noch nicht, welcher in den Handelsstädten in den Händen derer unterhandelnden Kaufleute bleibt: diese bereichern sich freilich ansehnlich, wenn sie eine Last Korn, die ihnen im Einkauf sechzig bis siebenzig Thaler kostet,

uns

venienz erachtet, den Handel mit Nachbaren allemal einzuschränken, nachdem sie sich gegen uns betragen.

Hier ist nur die Frage: „ob jemals die Convenienz anrathen kann, eine Kornsperre zu machen; „und ob man irgend eine Ursache habe, aus der von „Nachbaren gemachten Sperre eine Furcht oder Besorgniß zu schöpfen.“

Wenn mein Beweis vom Gegentheil richtig ist, so kann jeder Staat eher als ein Glück und Vorzug für sich ansehen, wenn sein Nachbar unvorsichtig genug ist, wegen eines verspürten Mangels sein Land zu sperren, seine Verlegenheit zu verrathen, und uns selbst die Mittel an Hand zu geben, um uns seine Schwäche zu Nutze zu machen.

Es trift auch hier ein, daß wir, um uns gegen eine Gefahr zu decken, nur gar zu gern die entferntesten und wol gar widrige Mittel hervorsuchen.

uns für ein hundert und funfzig Thaler verkaufen, und wenn sie nur zwölf hundert Last absetzen, daran schon über hundert tausend Thaler baar gewinnen.

Indem also der Hauptvortheil in unserer Nachbarschaft bleibt, so dürfen wir vielleicht mit den Jahren dessen Rückkehr hoffen?

Doch da mein Vortrag für die mehrsten Leser schon zu weitläuftig gerathen seyn wird, so schliesse ich diese Abhandlung mit dem, in einem bekannten Journale bey ähnlicher Gelegenheit angeführten, Wunsche:

Ceux, qui sont élevés aux rangs les plus éminens, peuvent seuls favoriser l'Agriculture, & hâter ses progrès, en assurant la liberté des bras, qui labourent la terre; seul moyen de féconder les Champs; Moyen heureux, & qui vaut mieux, que toutes ces defenses & prohibitions &c.

Jour. encycl.

Dreyzehnte Abtheilung.

Der Hausvater sein Arzt.

Quid tædius turpiusque, quam si in hoc tabernaculo hospites simus, nec sciamus miranda corporis, quod vbique circumferimus.

Aristot.

§. 265.

Damit ein Mensch sich recht glücklich, und seinen Zustand glückselig nennen könne, wird nothwendig ein zufriedenes Gemüth, und ein gesunder Körper erfordert.

In denen vorigen Abhandlungen habe ich mich zu zeigen bemühet, wie wir unsere Handlungen einrichten sollen, damit bey einer anzustellenden Prüfung unser Gewissen uns keinen Vorwurf mache, und nichts unsere Gemüthsruhe und Zufriedenheit stöhren könne; In denen letztern beyden Abhandlungen habe ich insbesondere erwogen, wie wir solchen Gefahren, wodurch unsere Zufriedenheit gestöhrt werden mögte, vorbeugen und ausweichen sollen?

Es wird also nicht überflüßig seyn, einige Anmerkungen hinzuzufügen, was wir anzuwenden haben, um einen gesunden Körper zu erhalten, da ein geringer Fehler in demselben uns misvergnügt, grämlich, verdroßen, und zu allen Geschäfften untüchtig macht; Man kann von der Gesundheit mit Recht sagen:

Ta préfence eſt pour nous la fraicheur de l'Aurore
Bientôt menages peu tes charmes ſont flétris

Ce que tu vaux, helas, trop souvent on l'ignore,
Ce n'est qu'en te perdant, que l'on connoit ton prix.
L'Année litter.

oder mit dem Arzte:

Gesundheit, von allen den Gaben
Die Sterbliche wünschen und haben,
Nimmst du mit Recht den Vorzug ein.

§. 266.

Diejenigen, welche eigentlich für die Erhaltung und Herstellung unserer Gesundheit sorgen müssen, nennen wir Aerzte.

So klug der Mensch zu seyn sich einbildet, so sehr er mit seiner Vernunft pralet; so kann er doch selten sich selber vorstehen und rathen, sondern er muß gemeiniglich seine Zuflucht zu dem Beystande und dem Rath anderer nehmen; Es erhält uns aber in einer Verbindung, daß wir ohne Hülfe anderer nicht leben können.

Wären alle Menschen gleich fromm, so hätten wir keine uns unterrichtende Geistliche nöthig.

Wüßte ein jeder gleich selbst zu beurtheilen, ob er in einer streitigen Rechtssache Recht oder Unrecht habe? so brauchten wir keine Advocaten, Rechtsgelehrte, noch Richter.

Könnte ein jeder Mensch ohne den Rath anderer sich gesund erhalten, oder die verlohrne Gesundheit herstellen, so wären die Aerzte überflüßig.

Der Mensch ist aber eine gar zu künstliche und zusammengesetzte Maschine, wer solche recht kennen und beurtheilen lernen will, muß mit der größten Aufmerksamkeit beynahe seine ganze Lebenszeit dazu anwenden.

§. 267.

Man sollte glauben, daß die Arzneygelahrheit unter allen übrigen Wissenschaften eine der gewissesten und am mehrsten ausgebreiteten sey.

Die **Anatomie** legt uns den Bau des ganzen Körpers, dessen Nerven, Muskeln, Adern, und alle übrige, auch die kleinsten Theile klar vor Augen.

Die **Physiologie** lehret, wie die Bewegungen in dem Körper in gesunden Tagen folgen.

Die **Pathologie** erzählt alle Zufälle und Krankheiten, denen wir unterworfen sind.

Die **Semiotik** erforscht die Zeichen, woran wir einen gesunden und kranken Körper unterscheiden.

Die **Hygiastik** giebt uns Regeln, wie die Gesundheit erhalten wird.

Die **Diätetik** zeigt den rechten Gebrauch der gewöhnlichen Nahrungsmittel und Speisen.

Die **Therapie** schreibt die zu Herstellung der Gesundheit erforderliche Mittel vor.

Die **Chymie** zergliedert alle Mittel, und zeigt ihre Bestandtheile.

Die **Pharmacologie** macht uns mit allen anzuwendenden Arzneymitteln und deren Wirkungen genauer bekannt; und so weiter.

Ein Arzt hat überdem voraus, daß er seinen Klienten beständig vor Augen und allein über ihn zu befehlen hat; seine Vorschriften sind Machtsprüche, niemand darf ihm widersprechen; und begeht er ja einen Fehler, so wird derselbe mit Erde bedeckt: Es gelten keine Appellations- und Nullitätsklagen, das einmal gefaßte Zutrauen und die Liebe zur Gesundheit macht, daß der Kranke ihm blindlings folgt.

Ein Rechtsgelehrter, wenn er auch noch so geschickt seine Sache ausführt, lauft allemal Gefahr, daß der Gegner das Recht durch krumme Wendungen verdunkelt, oder daß die Beurtheilung einem unerfahrnen Richter aufgetragen wird.

§. 268.

Die Erfahrung zeigt hingegen, daß wenige Wissenschaften ungewisser sind, als die Arzneykunst.

Da unser Körper eine gar künstliche Maschine ist, und in demselben so mancherley Kräfte zugleich wirken; wir aber nicht in denselben hineinsehen, noch die inwendigen Theile gehörig untersuchen können, so bleibt der allergeschickteste Arzt oft wegen des Sitzes und der Natur einer Krankheit unentschieden und ungewiß. Die gewöhnlichen Mittel leisten nicht selten ganz widrige Wirkung. Wenn in zweifelhaften Fällen mehrere Aerzte zu Rathe gezogen werden, so sind sie selten gleicher Meinung, und nach gewissen Jahren verändert man in mehrern Krankheiten die ganze Heilart, so daß man jetzt ein Verhalten vorschreibt, welches vor funfzig oder hundert Jahren tödtlich gehalten seyn würde *). Es ist derowegen nicht zu verwundern, daß ein mit sich und mit der ganzen Welt unzufriedener **Rousseau** die Arzneykunst dem Menschen gefährlicher findet, als alle Uebel, die sie heilen soll.

§. 269.

Ich schliesse daher, daß wir uns nicht allemal bey der Vorschrift eines ordentlichen Arztes berühigen

*) Schon Plinius klagte darüber, daß keine Kunst ungewisser und mehrern Abwechselungen unterworfen sey, als die Medicin. Hist. Nat. T. III. L. XXIX. Cap. I.

higen dürfen, sondern in verschiedenen Fällen unser eigner Arzt seyn müssen.

Unzer sagt in seinem medicinischen Handbuch S. 1. „ Man muß der gesunden Vernunft wenigstens so „ viel glauben, als Aerzten, absonderlich denen die „ ihr nicht glauben.“

Ich werde dieses durch Anführung einiger Fälle deutlicher machen.

§. 270.

1ter **Fall.** Billig soll jeder Mensch sich selber kennen.

Es scheint nichts widersprechender, als daß wir uns so wenig um die Kenntniß unsers eigenen Körpers bemühen, und dagegen die größten Subtilitäten, welche wenig oder gar keinen Nutzen haben, mit dem größten Fleiße erforschen, und die genauesten Berechnungen über die Bewegungen anderer Körper anstellen. Da doch von mannigfaltigem Nutzen ist, wenn wir unsern Körper in gesunden Tagen genauer kennen, also auch beurtheilen können, was zu unserm Besten gereicht, was wir als nachtheilig vermeiden müssen, und was wir zu Erhaltung unserer Gesundheit zu befolgen haben?

Viele Menschen wissen kaum, wie die inwendigen Theile neben einander geordnet sind; wo eigentlich Magen, Lunge, Leber, und so weiter liegen? Mancher nennet einen Schmerzen Magenweh, woran der Magen keinen Antheil hat, und so weiter.

Ich rathe daher jungen Leuten auf Hohenschulen, statt ihre Zeit mit historischen und speculativischen Wissenschaften, als Methaphysik, Ontologie, Astronomie, Antiquitäten u. d. m. zu verschwenden, daß

sie lieber anatomische, physiologische, physicalische und mechanische Collegia hören, und sich mit ihrem eignen Körper genauer bekannt zu machen trachten sollen.

§. 271.

2ter Fall. Ein jeder muß eine seinem Körper gemäße Diät beobachten.

Um unsern Körper in gesunden Zustande zu erhalten, wird erfordert, daß wir die ihm zuträgliche Nahrungsmittel in gehöriger Menge und Ordnung zu uns nehmen, und dem Körper von Zeit zu Zeit die nöthige Bewegung verschaffen, zu anderer Zeit aber hinlängliche Ruhe gönnen; dies ist was wir die Diät nennen.

Die zu beobachtende Diät ist nun nach Beschaffenheit eines jeden Körpers sehr unterschieden. Ein Körper verträgt viele, starke Nahrung gebende, Speisen, ja es werden solche zu seiner Erhaltung nothwendig erfordert; da ein anderer, blos gelinde, leicht zu verdauende, Gerichte erfordernder, Magen bald davon überladen werden würde *). Einige Menschen können zu allen Stunden im Tage essen; andere werden gleich am schlafen behindert, wenn sie nur etwas weniges von Speise des Abends zu sich nehmen. Bey dem einen verursachen einige Zugemüse Blähungen; des andern Magen verträgt kein hartes Fleisch; Bey dem dritten erweckt die Milch Bauchgrimmen; dem vierten erregt Obst dergleichen; der fünfte muß deswegen das Bier meiden; Einem sechsten erhitzen rohe Zwie-

*) Herr Zimmermann führt dagegen in seinen Erfahrungen Exempel an, daß Personen schwer zu verdauende Sachen vertragen können, und von weichlichen übel worden sind. S. II. Th. S. 587.

Zwiebeln auf vier und zwanzig Stunden; Ein siebender empfindet vom Koffee Herzklopfen; Ein achter klaget, daß der Thee seine Nerven schwäche; Ein neunter hat die ganze Nacht Sootbrennen, wenn er des Abends etwas fettes genießt, und so weiter.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Bewegung; Einige müssen sich täglich heftige anhaltende Bewegungen machen, sonst klagen sie über Beängstigungen, Kopfweh, Magendrucken, Unverdaulichkeit, Wallung im Blut, und unruhige Nächte; Andere befinden sich wohl, wenn sie sich in mehrern Wochen kaum vom Stuhl erheben, außer zu den nöthigsten Bewegungen; Einem dritten mattet eine geringe außerordentliche Bewegung auf mehrere Tage ab.

Manche Menschen scheuen keinen Wind, Regen, Nebel, noch Sturm; andere verkälten sich schon, wenn sie sich nur im mindesten der Kälte oder rauhen Luft aussetzen.

Es lassen sich also wegen der zu beobachtenden Diät keine allgemeine Regeln geben; Wir haben zudem nicht allemal einen Arzt bey uns, den wir um Rath fragen können; und wenn auch jederzeit ein Arzt gegenwärtig wäre, so würden wir oft sehr zweifelhaft werden, und übel fahren, wenn wir blos uns nach dessen Vorschrift richten wollten.

Es ist leicht gesagt, und die Regel klinget den Worten nach gut. (voy. *Mon coup d'oeil* p. 316.) Un moyen sûr de conserver la santé, c'est de prendre les alimens comme des medecines agréables, & par consequent avec sobrieté. Wie sich aber alle Medicinen nicht für alle Naturen schicken, und nicht einem jedweden in gleicher Dose verordnet werden

dürfen, also läßt sich auch nicht wol das Maaß bestimmen, wie weit ein jeder in der Diät gehen dürfe.

§. 272.

3ter Fall. Ein jeder muß demnach an sich selber versuchen, was er in der Diät vermeiden soll, ohne sich nach den Vorschriften eines Arztes zu richten.

Wenn uns wiederholte Versuche überzeugen, daß uns etwas schädlich oder nachtheilig ist, welches füglich gemieden werden kann, so nehmen wir uns dafür in der Folge billig in Acht.

Zweyerley haben wir dabey nur zu beobachten: Eines theils, daß wir nicht sofort etwas uns verdächtig scheinendes schädlich halten. wir können uns darunter oft irren, und übereilter Weise etwas anklagen: Wenn man seine Gedanken in einer langen Folge zu stark angreift, so schwächt solches den Körper: Thörigt aber würde seyn, wenn jemand, um seine Gesundheit zu schonen, gar nicht ernstlich nachdenken wollte. Wer eben eine schwache Brust hat, kann sich bey einer rauhen Luft leicht einen heisrigen Hals und Husten zuziehen, oder sich verkälten; Wenn aber jemand, der eine gesunde Brust hat, um solche nicht zu verderben, die Luft meiden wollte, so würde er sich eben durch die Entwöhnung von der Luft ungesund machen. Wer zu Flüßen geneigt ist, muß allen Zug der Luft meiden; ein gesunder Mensch wird keinen Zug empfinden, sondern sich vielmehr dadurch in schwülen Tagen abkühlen, also davon eine angenehme Empfindung haben, hingegen in verschlossenen Zimmern ersticken, welche jene zu der Erhaltung der Gesundheit nöthig halten.

Das

Das andere zu beobachtende ist, daß wir wegen des zu vermeidenden so wenig als möglich Aerzte zu Rathe fragen; insonderheit wenn wir uns darnach bey mehrern erkundigen. Denn sonst wird wenig übrig bleiben, das nicht schädlich wäre, wir werden wenigstens in beständigen Sorgen und Aengsten leben. Der eine Arzt ist zu vorsichtig, furchtsam und ängstlich, verbietet also vieles ohne Noth: der andere ist melancolischen Temperaments, und räth auch andere von demjenigen ab, was ihm zuwider ist: Ein dritter empfiehlt nur solche Speisen, die er gern ißt, und was er nicht mag, muß überhaupt ungesund seyn: Ein vierter sucht sich durch seine Urtheile ein Ansehen zu geben: Ein fünfter fürchtet, daß man ihn für einen Ignoranten halten werde, wenn er nicht vieles tadelt: Einem sechsten treibt der Geist des Widerspruchs dazu, daß er verwirft, was andere empfehlen, und überhaupt kann man auch hier sagen; so viel Köpfe, so viel Sinne *).

*) Die mehrsten Aerzte halten viele Suppen zu essen ungesund; ich habe nie eine Beschwerde davon empfinden können, ob ich sie gleich Mittags und Abends in großer Menge esse, und in meinem Hause auch des Abends dünne Fleischbrühe gemeiniglich zu nehmen gewohnt bin.

Das Arbeiten in die Nacht wird durchgehends getadelt; ich habe schon oben erwehnt, daß es mir nicht schadet; wenn hiugegen andere die Morgenluft anpreisen, so finde ich an mir, daß die den Morgen aus der Erde aufsteigende Dünste den Kopf einnehmen, und mehr schaden als die Abendluft.

Die Dichter preisen den Frühling, und er ist wegen der öftern Abänderungen der Luft unter allen Jahrszeiten der ungesundeste. Ich kenne eine vorneh-

Selbst der Herr Tissot ist schon zu vorsichtig *), und wenn alle Vornehme, welche nicht die von ihm verbotnen Stücke meiden, krank werden sollten, so werden wenige davon gesund bleiben. Ein anderer Arzt **) geht noch weiter, und findet fast allerOrten Gefahren, so daß, wenn man ihm folgen wollte, wenig übrig bleibt, wobey nicht etwas nachtheiliges zu besorgen ist.

Ueberhaupt sind diejenigen, welche sich am wenigsten in Acht nehmen, gemeiniglich die gesundesten; hingegen wer am vorsichtigsten seyn will, verzärtelt den Körper, und thut sich selber den größten Schaden.

Der Bauer, der weder Zeit noch Gelegenheit hat, für die Erhaltung seiner Gesundheit zu sorgen, pflegt am gesundesten, und den wenigsten Krankheiten unterworfen zu seyn: Wer also glauben will, daß ihm irgend etwas nachtheilig sey, welches doch andere vertragen können, muß sich nicht gleich auf den ersten, vielleicht

me Dame, die deswegen den ganzen Monat März über die Stube hütete, wenn auch die angenehmsten Tage alle übrige in die freie Luft zu gehen reitzten.

Herr Zimmermann nennet das, doch sonst schmackhafte Kraftbrühen gebende, Rindfleisch kraftlos, und hält es für einen schwachen Magen unter allem Fleisch am unverdaulichsten. In Franken glaubt man keine Mahlzeit ohne Rindfleisch thun zu können.

*) Siehe vornemlich dessen Abhandlung von den Krankheiten vornehmer Personen.

) Le Conservateur de la Santé, ou avis sur les dangers, qu'il importe à un chacun d'éviter par *Mr. Begué de Presle*, à Yverdon 1763. 12. welches Werk auch 1765 zu Altenburg in einer deutschen Uebersetzung, unter dem Titel, **der Erhalter der Gesundheit, herausgekommen ist.

vielleicht zufälligen, Erfolg, oder gar auf weit hergeholte Muthmaßungen gründen.

Jedoch muß ich eine Warnung hinzufügen, wer erst in gewisse Jahre kommt, und gewisse Schwachheiten empfindet, muß schon mehr Vorsicht gebrauchen, und darf nicht mehr wagen, was er vor zehn oder zwanzig Jahren thun können. Dies empfindet einer aber bald, wenn er aufmerksam auf sich ist.

§. 273.

4ter Fall. Ein jeder muß so viel von der Arzneykunst verstehen, daß er an sich merkt, wenn in seinem Körper eine Hauptveränderung vorgeht.

Es sind einige Zufälle, welche im Anfange gelinde anfangen, und nichts zu bedeuten scheinen, aber in wenig Tagen tödtlich und unheilbar werden, wenn nicht auf das schleunigste Gegenmittel gebraucht werden. Z. E. ein faules Fieber.

Wenn hier der Kranke nicht sofort die in ihm vorgehende Veränderung merkt, oder als unerheblich ansieht, so stirbt er oft, ehe ein Arzt zu Hülfe gerufen wird, oder die Krankheit hat sodann schon zu sehr überhand genommen.

§. 274.

5ter Fall. Es ist nicht genug, zu merken, wenn in uns eine Veränderung vorgeht, sondern es ist gut, wenn wir beurtheilen können, ob schlimme Folgen davon zu befürchten seyn werden.

Denn oft müssen wir uns auf das schleunigste nach der Hülfe eines Arztes umsehen, es heißt: Hannibal ante portas. (§. 273.) Oft können wir mit geringen Mitteln einer uns drohenden Gefahr vorbauen, nach der Regel principiis obsta, sero medicina paratur.

Oft

Oft fangen gewisse Krankheiten überaus heftig an, und scheinen sehr gefährlich zu seyn, sie gehen aber in einer Geschwindigkeit vorüber, und beunruhigen uns ohne Noth, verdienen also nicht, daß man einen Arzt darum bemühe.

Viele Uebel würden eher vorbeygehen, wenn wir weniger dagegen gebrauchten, und die Natur mehr gewähren liessen *), welches Gelegenheit gegeben hat, zu sagen, daß mehrere Menschen am Gebrauch der Medicin sterben, als an wirklichen Krankheiten.

Einige, ganz unterschiedene, Krankheiten haben zu Anfange viel ähnliches, und werden leicht mit einander verwechselt; erfordern aber ganz verschiedene Mittel, z. E. eine wahre und falsche Pleuresie. §. 290. nr. 2.

Gewisse Zufälle haben das Ansehen einer Krankheit, und gereichen eben zur Gesundheit oder zur Verhütung größerer Uebel, wohin man schon ein gutes Po-

*) Ich weiß nicht, ob man nicht hieher die gewöhnlichen kalten Fieber rechnen kann; Wir hatten bey uns einen berühmten Arzt, welcher gar eilig mit deren Vertreibung war, und fast alle kalte Fieber nach dem dritten Anfall mit China zu stopfen pflegte, unter dem Vorwande, die Fieber mögten sich sonst zusammensetzen. Die Fieberpatienten mußten aber die genaueste Diät beobachten, waren gleichwol mehrern Recidiven unterworfen, und geneseten oft erst recht, nachdem sie mehrere Monate lang China nehmen müssen.

Ein anderer Arzt, der eigentlich mein Lehrmeister gewesen, vertrieb nicht eher das Fieber, bis er nicht dessen Ursache erforscht und gehoben hatte, auch davon versichert war; die Patienten behielten vielleicht vierzehn Tage Fieberanfälle, waren aber alsdenn genesen, und brauchten sich nicht zu schonen, ohne Recidive zu befürchten. Er pflegte zu sagen: die China mache commode Aerzte

Podagra rechnen kann, und bey den Kindern das Wachsfieber, oder ein Durchfall beym Zähnemachen.

Manchen Provinzen und Gegenden sind auch gewisse Krankheiten eigen, welche dort nichts zu bedeuten haben, an andern Orten aber gefährlicher seyn können.

§. 275.

6ter Fall. Wer auf dem Lande wohnt, muß oft sein eigner Arzt seyn.

Denn es fehlt entweder ein rechter Arzt, oder er kann nicht so bald herbeygerufen werden, oder man hat zu dem nächsten Arzt kein rechtes Vertrauen. Einwohner der Städte haben in diesem Stück einen großen Vorzug, weil sie gemeiniglich mehrere Aerzte gleich vor der Thür, und unter denselben die Wahl haben, auch solche zu allen Stunden nur rufen lassen können. Es fallen aber oft, insonderheit bey Kindern, oder bey alten, gewissen Schwachheiten unterworfenen, Personen solche Zufälle vor, da man eben nicht der Mühe werth hält, einem Arzt beschwerlich zu fallen, und doch gern baldige Hülfe haben mögte.

§. 276.

7ter Fall. Wenn wir einem abwesenden Arzt einen Bericht abstatten wollen, oder auf dessen Anfragen antworten sollen, so kann es nicht wol mit Zuverläßigkeit geschehen, wenn wir nicht einige Kenntnis von den Krankheiten und von unserm Körper haben.

Wer z. E. Seitenstechen, eine Entzündung in der Brust, ein Flußfieber, oder eine andere ähnliche bekannte Krankheit hat, und zuverläßig weiß, daß er die Krankheit recht erkennt, und nicht etwa die eine

für

für die andere nimmt, thut genug, wenn er die Krankheit dem Arzt nur überhaupt meldet; Es ist überflüssig, wenn er alle dabey eintretende, und dem Arzt ohnehin bekannte, Umstände weitläuftig erzählt, wenn er nur die Hauptzufälle, woraus die Stärke oder Schwäche der Krankheit erhellet, die Beschaffenheit des Körpers, das Temperament des Kranken, und so weiter, meldet; denn sonst kann der Arzt die zu gebende Mittel und die vorzuschreibende Dose nicht recht bestimmen, noch auch zuverläßig beurtheilen, ob die Krankheit und ihr Sitz richtig angegeben sey.

Der Arzt giebt im I. Theile S. 137. den besten Unterricht, wie ein Krankenbericht abzufassen sey.

Wenn ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, und dieser seiner Meinung nach alle Umstände genau beschrieben hat, so wird man doch oft finden, daß der Arzt sich nach gewissen kleinen Nebenumständen erkundigt, worauf der Kranke kaum gepaßt hat, die aber den Arzt eben bestimmen, was für Mittel er vorschreiben und verordnen soll.

§. 277.

8ter Fall. Wenn es auf die Wahl eines Arztes ankommt, so ist man oft in Verlegenheit, welchem man sich anvertrauen soll, wenn wir nicht im Stande sind, sie zu beurtheilen.

Wer einige Kenntniß von der Arzneywissenschaft hat, erkennet, wie sehr man Ursache habe, vorsichtig in der Wahl desjenigen zu seyn, dem wir Leib, Gesundheit und Leben anvertrauen wollen.

Die mehrsten, welche bedenkliche Zufälle haben, versehen es auf eine doppelte Art: Entweder sie bleiben nicht bey einem Arzt und bey einer Medicin, sondern

dern wo sie nur von einem neuen Arzt hören, der einstmal eine Krankheit glücklich gehoben haben soll, so wird derselbe sofort auch zu Rathe gezogen; kaum hat man angefangen, dessen vorgeschriebene Mittel zu gebrauchen, so werden sie schon wieder bey Seite gesetzt, und erst ein dritter und vierter um Rath gefragt. Dieser Art Kranke können alsdenn auf ihren Grabstein gleich jenem setzen lassen: Multitudine medicorum perii, zu viele gebrauchte Aerzte machen, daß ich hier liege.

Oder aber, sie sehen in der Wahl mehr auf das äußerliche, und trauen denenjenigen am mehrsten zu, welche die mehrsten Worte machen, wenn ihnen sonst gleich Einsicht und Erfahrung fehlt. Wenn, wie man zu sagen pflegt, ein Medicus, Histrio, Rasor und Anus auf die Wahl kommen, so pflegt der Marktschreier sich den größten Zulauf zuzuziehen, ein Dorfbarbier oft den Ruhm zu haben, daß er sehr glücklich in seinen Curen sey *), und mancher Genesete flucht und schwört darauf, daß ihn der, ohne alle Einsicht und Ueberlegung, gegebene Rath einer alten treuherzigen Frau hergestellt habe. Der bedenklichste Vorfall aber ist, wenn zugleich zweene geschickte Aerzte zu-

*) Wir haben bey uns viele Wundärzte, welche durch lange Uebungen, und durch die viele in den Hospitälern gemachte Erfahrungen eine besondere Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt haben, so daß man sich ihnen sicherer, als einem jung angehenden Arzte anvertrauen kann. Ich finde also die an einem bekannten Orte gemachte Einrichtung unbillig; Nach welcher kein Arzt selber Mittel beretten darf, ein Wundarzt sich mit keinen innerlichen Curen abgeben, noch Medicin ausgeben soll; der Apotheker aber, die verord-

zusammen treffen, und ungleicher Meinung sind, wie die Krankheit geheilt werden könne, so daß dem einen höchst nachtheilig und wol gar tödtlich zu seyn scheint, was der andere für das einzige Mittel zur Rettung des Kranken hält. Wem soll sich hier der Kranke anvertrauen, oder zu welchem sollen dessen Angehörige ihre Zuflucht nehmen?

Ich erinnere mich hiebey der Geschichte eines bekannten Kranken, der gefährlich an einem bösen Fieber krank liegt, so daß ihn sein bisher gebrauchter Arzt aufgiebt, und erklärt, daß er nicht mehr zu retten sey, ein zweeter noch herzugerufener Arzt findet ihn zwar auch gefährlich, will aber doch einen Versuch machen, ob ihn die China retten könne: der erste wird darüber böse, und versichert, wozu dies helfen könne, wenn er auch noch von dieser Krankheit entrinnen mögte, so könnte er doch keine zwey Jahr mehr leben. Der phantasirende Kranke hört diesen Streit an, und ruft: „Gebt nur immer her, zwey „Jahr sind noch gut mitzunehmen.“ Sein gutes Vertrauen rettete ihn auch, daß er nachher noch wol zwanzig Jahr lebte. Hier war die Wahl nun endlich leicht, denn es kam nur drauf an, ob der Kranke

gleich

ordneter Mittel bereiten, aber selber keine verordnen darf. Man kann sicherer eine vom Arzt selber bereitete Medicin nehmen, und er liefert sie wohlfeiler. Ein gescheuter, die Erfahrung von vielen Jahren habender Apotheker, weiß oft besser, was sich für den Magen eines standfesten Baureu schickt, als ein junger Arzt.

Wollte man dem gemeinen Manne bey uns diese Hülfe entziehen, so werden viele lieber ohne etwas zu gebrauchen hinsterben, als daß sie zu einem entfernten Doctor in die Stadt schicken sollten.

gleich sterben, oder noch zwey Jahr leben wollte: Wie aber, wenn, wie mir auch dergleichen Exempel bekannt ist, der eine Arzt behauptet, wenn der Kranke keine China nehme, so sey er des Todes, der andere versichert aber, wenn er China nehme, so sey er nicht weiter zu retten; Was soll er da thun? Ich würde mich allemal demjenigen anvertrauen, der am herzhaftesten handelt, und am wenigsten nach einer gar zu strengen Theorie verfährt; denn es geht hier gemeiniglich so wie ich bey den Gefahren oben überhaupt angemerkt habe, daß diejenigen, welche gar zu vorsichtig verfahren wollen, am leichtesten fehlen und selten recht wählen. Die größte Wissenschaft eines Arztes beruhet darauf, daß er durch lange Uebung und durch wiederholte Erfahrung lernet, in wie weit er von der auf hohen Schulen erlerneten Theorie Anwendung machen, und nach welcher Theorie er jeden Patienten handhaben soll. Der gelehrteste Professor in der Arzneywissenschaft pflegt nicht allemal gleich glücklich zu heilen, und ist vielleicht ungeschickter als ein weniger gelehrter, aber einen aufgeweckten Kopf und gute Ueberlegungskraft habender Arzt, der täglich eine große Menge Kranken besucht, und daher eine gewisse Fertigkeit (Routine) besitzet *).

Ich

*) Man erzählt von verschiedenen Lehrern in der Arzneywissenschaft, daß sie in ihren Lehrstunden ausnehmend unterrichtend und lehrreich gewesen sind, so daß sie unter ihren Zuhöreru große Aerzte gezogen haben; Sie selber haben sich aber kaum unterstanden, ein Recept zu schreiben; wenigstens haben sie nicht gewagt, wenn ihnen auch nur ein geringer Fehler zugestossen ist, sich etwas zu verordnen, sondern lieber einen Arzt herbey rufen lassen. Andere Aerzte schreiben angenehm,

Ich verehre einen **Tissot**, einen **Unzer**; ich nehme öfters zu ihnen meine Zuflucht, um eine Krankheit kennen zu lernen und zu beurtheilen; Ich lege sie selten, ohne belehrt zu seyn, zurück: Ich mögte aber in verschiedenen Fällen mich nicht gern nach ihrer Vorschrift curiren lassen. Schwerlich wird ein junger Arzt in Niedersachsen großen Ruhm erwerben, der blos nach ihrer Anweisung verfahren will; Insonderheit bin ich überzeugt, daß ein **Tissot** für einen guten westphälischen Magen einen ganz andern **Unterricht** schreiben würde, wenn er einige Jahre bey uns gewesen wäre, und die standfeste Natur des gemeinen Mannes kennte; dieser erfordert starke, angreifende, heroische, Medicamente, und die vorgeschriebenen Ptisanen, leichten Tränke, dünne Suppen und Clistiere, würden schwerlich bey uns große Wirkung leisten, da sie bey einem schweizerschen oder französischen Magen Wunder thun. Es ist eine bekannte Erzählung, daß ein Arzt aus dem Reiche auf seinen

nehm, gründlich, und unterrichtend; Man hört aber nicht, daß sie große Curen verrichten, vielmehr werden ihre vorgeschriebene Mittel oft mit Grunde getadelt.

Es geht in andern Wissenschaften nicht anders; Die größten Gottesgelehrten predigen deswegen nicht allemal gut; und ein Professor, welcher mit allgemeinem Beyfall über die Rechtsgelehrsamkeit lieset, würde einen verworrenen Proceß, wo es auf Facta ankommt, schlecht führen.

Ein unsterblicher **Boerhave** wird schwerlich seines gleichen so bald haben, der bekannt ist, daß er eben so gründlich in seinem mündlichen Vortrage gewesen ist, eben so vortrefflich geschrieben, und nicht weniger glücklich geheilet, also von allen dreyen Seiten sich gleich stark gezeigt hat.

seinen Reisen in Westphalen sieht, daß ein Fieberpatient auf Sauerkraut gesteuert ist, und auch davon geneset; Er merkt also in seinem Tagebuch an; „ Sauerkraut, ein Mittel gegen das Fieber.“ Bey seiner Zurückkunft verordnet er dem ersten Fieberpatienten Sauerkraut; dieser stirbt aber; so fügt er in seinem Tagebuch hinzu, „ für einen westphälischen „ Magen, aber nicht für einen fränkischen.“

Viele Aerzte verfahren gleichwol fast eben so, und verordnen ein Mittel, weil sie einmal gelernt haben, daß dieses Mittel gegen die Krankheit, welche sie vor sich zu haben glauben, verordnet werden müsse, ohne zu prüfen, ob sie sich auch in der Beurtheilung der Krankheit irren, oder ob nicht besondere Nebenzufälle eintreten, welche ganz andere Mittel erfordern.

§. 278.

9ter Fall. Noch nöthiger ist zu Zeiten, daß man die zu nehmende Medicin selber in etwas beurtheilen könne.

Dieses kann uns auf eine dreyfache Art zu Statten kommen.

1) Fügt es sich oft, daß die vorgeschriebene Mittel, welche der Arzt nach der Theorie mit gutem Vorbedacht verordnet hat, gleichwol der wahren Krankheit entgegen sind, und solches alsobald zu erkennen geben, dadurch, daß sie ganz widrige Wirkung leisten, und also sofort zurück gesetzt werden müssen; wenigstens, daß man den Arzt vorher von den Wirkungen unterrichten soll, weil sonst das rechte Uebel nur geschärft, und die Krankheit verhärtet werden würde. Ich habe verschiedentlich erlebt, daß Kranke glaubten, sie müßten die Medicin bis auf den letzten

Tropfen ausbrauchen, weil der Arzt das Recept einmal vorgeschrieben habe, obgleich die Krankheit täglich schlimmer ward: Sie schmeichelten sich aber, die Besserung würde nachher wol nachfolgen. Es ist also viel daran gelegen, wenn wir an uns abnehmen können, ob die Veränderung, welche die Medicin bey uns veranlaßt, als eine gute, oder als eine widrige Wirkung anzusehen sey, so, daß wir in diesem Fall den Arzt forderſamst davon unterrichten und neue Mittel begehren müssen.

2) Eine gewisse Art von Kranken sind alsobald unruhig, wenn sie nach dem ersten oder zweeten Gebrauch eines Mittels nicht gleich augenscheinliche Hülfe spüren. Sie nöthigen also den Arzt, alle Augenblick etwas neues zu verordnen, oder wählen wol gar einen neuen weit unsicherern Arzt. Diesen würde zur Beruhigung gereichen, wenn sie einsehen, daß viele Krankheiten sich nicht so geschwind heben lassen, und daß man oft vom Arzt zu seinem Ruhm sagen muß, cunctando restituit rem. Von dieser Art sind die von sehr geschwächten Nerven herrührende Krankheiten, da man nichts starkes verordnen darf, und oft Jahr und Tag zubereiten und zaudern muß, bis die Nerven allgemählig ihren gewöhnlichen Reitz wiederum annehmen.

3) Noch müssen in gewissen Krankheiten starke oder gar gefährliche Mittel verordnet werden, welche mit der größten Vorsicht und unter den Augen eines Arztes gebraucht werden sollen. Ich habe dabey einen doppelten Misbrauch beobachtet, entweder der Arzt warnet den Kranken nicht vorsichtig genug, und schreibt ihm die erforderliche Diät nicht genau vor; so thut das Mittel nicht die rechte Wirkung, oder

kann

kann wol gar gefährlich werden. Oder aber der Genesete hebt ein solches Recept auf, und theilt es hernach andern mit, ohne sie von der damit verknüpften Gefahr, die ihm selber unbekannt war, zu unterrichten; so habe ich erlebt, daß Personen, welche um ihre Schönheit besorgt waren, gegen einen Ausschlag im Gesicht ein Waschwasser gebrauchten, und kein Arges daraus hatten, daß versüßtes Queckſilber dazu sey; Indem sie also keine Diät dabey gebrauchten, mithin die Schärfe zurück und in das Blut trieben, so mußten sie nachher die schlimmsten Zufälle ausstehen, durch welche wol gar ihr Ende befördert worden.

Manchem Kinde wird auf diese Weise ein ausgeschlagener Kopf, ein scharfer Fluß, oder eine Krätze vertrieben, und man will nachher gar nicht begreifen, woher doch die nothwendig darauf folgen müssende schlimme Zufälle kommen mögen.

Das Queckſilber vertreibt zwar die Krätze und ähnliche Ausschläge, es dringt aber zugleich mit in den Körper, und muß wieder herausgeschafft werden, dazu wird ein behutsamer Arzt erfordert.

Da gar zu vorsichtige Eltern oft zu eilig mit Vertreibung eines Ausschlages sind, so muß ich hier eine Warnung aus dem IX. Theil des Arztes S. 268. anführen. „ Wenn das Queckſilber Vernunft hätte,
„ so würde es sich mit dem Siege über die Insecten
„ in unserer Haut begnügen und nicht weiter gehen:
„ Weil es aber von der Haut ins Blut geht, so fü-
„ gen wir uns durch diese Cur ein Leid zu, das mir,
„ wenn es uns ein Feind zufügte, mit einem unaus-
„ löschlichen Haß belohnen würden. Viele hundert
„ Kinder werden dadurch von ihren eignen Eltern um-

„ gebracht, oder doch gelähmt, und zum frühen To-
„ de zubereitet.“

„ Wie oft geschieht es, daß die Queckſilberſalben
„ Blindheit, Taubheit, Convulſionen, Schwindel
„ und hundert andere ſchlimmere Folgen nach ſich zie-
„ hen. Ich muß demnach alle meine Leſer bitten,
„ daß ſie ſich mit dergleichen Curen nicht abgeben mö-
„ gen, ſondern aus dem, was ich geſagt, ein Bey-
„ ſpiel nehmen, wie ſehr ſie ſich mit ihrer Pfuſcherey
„ unglücklich machen können, wenn ſie auch ihrer
„ Meinung nach alle Vernunft und Vorſicht dabey
„ anwenden.“

Man kann damit ſein mediciniſches Handbuch S. 144. vergleichen.

Ich leſe daher in mediciniſchen Handbüchern, welche auch für unerfahrne einen Unterricht geben ſollen, ungern, wenn darin ſolche Mittel und Curen angerathen werden, welche auch unter den Augen und in Gegenwart eines vorſichtigen Arztes mit einer gewiſſen Behutſamkeit gebraucht werden ſollen. Eine bloß hinzugefügte Warnung iſt nicht allemal hinreichend, denn viele werden ſich, wenn ſie nur ein Mittel finden, wenig an die Warnung kehren.

Ich wünſche alſo ein ſolches mediciniſches Handbuch zu haben, worin deutlich auseinander geſetzt wäre:

1) Wie man ähnliche Krankheiten von einander unterſcheiden ſoll. Z. E. ein bloßes Flußfieber von einem Bruſt- und Entzündungsfieber. Eine wahre Schwindſucht von einer vermeintlichen.

2) Leichte Krankheiten, welche ein jeder ſelber heben kann, ohne einem Arzt beſchwerlich zu fallen, und über welche man ſich zu Zeiten umſonſt beunruhigt,

higt, als ein leichter Husten, Schnupfen, Verkältung.

3) Plötzliche Zufälle, wo schleunige Hülfe erfordert wird; als Schlag- und Stickflüsse, Blutstürzungen ꝛc.

4) Die Kennzeichen einer bevorstehenden gefährlichen Krankheit, wo je eher je lieber ein erfahrner Arzt herbeygerufen werden muß, als Entzündungsfieber.

5) Fälle, wo es gefährlich ist, sich einem jeden Pfuscher anzuvertrauen, oder wo gemeiniglich Mittel angewandt werden müssen, deren Gebrauch mit einer Gefahr verknüpft ist; wo man also nie an sich selber curiren, sondern ja einen sichern Arzt aufsuchen soll, als in denen eben berührten Ausschlägen.

6) Krankheiten und Schwachheiten, welche langweilig sind, und eine beständige Hülfe eines Arztes erfordern, als Gicht, Steinschmerzen, Schwindsucht, Podagra; ohne Mittel dagegen beyzufügen.

7) Die zu beobachtende Diät, und gelinde allenfalls zu nehmende Vorbereitungsmittel, wenn wir merken, daß unser Körper zu einer dieser Krankheiten geneigt ist. Z. E. zu Schlagflüssen, Vollblütigkeit.

Wenn in einem Handbuch auf die drey letzten Fälle ordentliche Curen und Vorschriften untergemischt sind, so wird mancher verführt, solche zu versuchen, und die Zeit zu versäumen, da ein wahrer Arzt noch helfen könnte, und die übrige brauchbare Mittel werden zu sehr versteckt.

Das Verhalten bey ansteckenden und epidemischen Krankheiten hat Tissot in einer besondern Anweisung gelehret.

§. 279.

10ter Fall. Es ist nicht ohne Nutzen, wenn man die einmal bewährt befundene Mittel sammlet, und sich anmerkt. (§. 196.)

Wer ein sicheres Mittel gefunden hat, um sich aus einer Gefahr zu retten, wird lieber, so oft er in die nemliche Gefahr kommt, dazu greifen, als daß er erst andere um einen neuen zweifelhaften Rath befragen und solchen befolgen sollte.

Um aber ein einmal gebrauchtes Recept in jeden ähnlichen Fällen mit Zuverläßigkeit wieder nehmen, oder gar andere dazu rathen zu können, dazu wird schon erfordert, daß man den Inhalt der Recepte und die vorgeschriebene Dose beurtheilen könne. Denn

1) Viele Recepte sind zwar überhaupt gegen eine Krankheit, in einem oder andern Stücke aber gegen besondere Zufälle gerichtet, und müssen also, so oft diese besondere Zufälle sich ändern, auch geändert werden, wenn gleich die Krankheit die nemliche ist.

2) Es kann nach dem Unterscheid der Temperamente und des Alters schon einen merklichen Einfluß auf die Wirkung haben, wenn von einem starken Mittel ein Drachma mehr oder weniger zugesetzt wird, oder ob man zehn Tropfen mehr oder weniger einnimmt.

3) Wer eine starke Natur und gute Brust hat, kann schon ein scharfes Mittel einfach nehmen: Ist zu einer andern Zeit die Brust schadhaft, so muß das Mittel schon durch einen Zusatz versüßt werden.

4) Bey gewissen Mitteln muß nothwendig alle Säure, oder salzigen Speisen vermieden werden; Man kann dies aber nicht beurtheilen, wenn man die Medicin nicht kennt.

5) Nicht

5) Nicht selten wird auch ein Medicament auf den Apotheken nicht recht bereitet, oder gar durch einen Zufall verwechselt, welches einer, der die Mittel kennt, eher bemerkt.

6) Fast an jedem Ort hat man besondere sogenannte Preparata oder Zubereitungen in den Officinen, welche mit kurzen Worten verschrieben werden, aber an vielen Orten unbekannt sind *).

7) Viele große Aerzte haben die Vorschriften zu gewissen ihnen eignen Medicamenten, welche sie vielfältig verschreiben, in die Apotheken gegeben, und erwehnen also auf den Recepten solche nur mit denen von ihnen angenommenen Zeichen, welche an andern Orten unbekannt sind. Will man nun Recepte von dieser und der vorigen Art machen lassen, so muß man sich auf den Apotheken genau erkundigen, ob sie die Vermischung auch kennen.

§. 280.

11ter Fall. Es ist durchaus gefährlich, durch eine fremde Hand mit gewöhnlichen Zeichen geschriebene Recepte machen zu lassen, wenn man solche nicht vorher durch einen Arzt untersuchen lassen, oder alle Zuthaten selber kennt.

Die mehrsten Aerzte schreiben eine undeutliche Hand, oder haben gewisse ihnen eigne Characteres, welche die Apotheker an ihrem Orte sogleich, nicht

*) So wird anjetzo bey uns das Pfeffermünzwasser häufig verschrieben, welches noch an wenig Orten bekannt seyn wird. Die Quaßia hat erst seit wenig Jahren gesucht die China zu verdringen; In Hannover hat man eine eigne Art Magentropfen, welche aus dem Bieberklee, Trifolio fibrino, gemacht, und an wenig Orten in der Güte bereitet werden.

aber allemal fremde, vornemlich in einer etwas entfernten Gegend, und am wenigsten nur halb erfahrne Apothekergesellen kennen. Viele Zeichen haben auch so viel ähnliches, daß nur geringe verrückte Striche oder Puncte eine sehr verschiedene Arzney oder Gewicht anzeigen, und daß eine kleine Verwechselung gefährlich werden kann.

Wird nun ein solches Recept gar von einer ungeschickten Hand nachgemahlt, so entsteht wunderbares Zeug daraus.

Ich habe in alten von ein paar sorgfältigen Frauenzimmern zusammengetragenen Arzneybüchern Recepte dieser Art gefunden, in denen ich mit aller angewandten Mühe doch nicht ausmachen konnte, was die auf das äußerste verstellte Zeichen bedeuten sollten, gleichwol wollte man Medicamente darnach verfertigen lassen.

§. 281.

12ter Fall. Auf dem Lande ist nothwendig, eine kleine Hausapothek bey der Hand zu haben, weil oft Vorfälle kommen, da schleunige Mittel erfordert werden: Jene kann man nicht wol anordnen, wenn man nicht gewisse Begriffe davon hat.

Es werden zwar dergleichen bequeme und nützliche Hausapotheken nebst einer Beschreibung anjetzo in Bremen verfertigt und verkauft; ich wünschte nur nach den obigen Anmerkungen, (§. 276.) daß man sich dabey nicht blos nach Tissots Anleitung eingeschränkt hätte. In eine solche Hausapotheke gehören bey uns verschiedene mit Sicherheit und dem besten Erfolg zu gebende bekannte Hausmittel, welche

sich

sich besser für starke robüste Niedersachsen und Westphälinger schicken.

Zwar bin ich für mein Theil sehr furchtsam im austheilen und verordnen solcher Hausmittel; der Herr Tissot hat mich aber dreister gemacht; Er merkt in der Einleitung zur Anleitung für den gemeinen Mann S. 18. an, „daß das Frauenzimmer eine vorzügliche Geschicklichkeit in Ertheilung guten Raths besitze. Eine lebhaftere Menschenliebe, sagt er, eine standhaftere Gedult, ein mehrerer Aufenthalt zu Hause, eine bey ihnen oft bewunderte Scharfsinnigkeit, welche macht, daß sie mit einer Genauigkeit beobachten, und die verborgenen Ursachen der Zufälle mit einer Leichtigkeit entwickeln, die selbst den erfahrensten Aerzten Ehre machen würde; endlich eine besondere Gabe, das Zutrauen des Kranken zu gewinnen, sind lauter Kennzeichen ihres Berufs, und es giebt deren eine große Menge, welche denselben mit einem Eifer erfüllen, der die größten Lobsprüche verdient, und zum Muster vorgestellt werden sollte.“

Ich kenne selber Frauenzimmer auf dem Lande, welche auf die glücklichste Art heilen, und stärkern Zulauf haben, als mancher Arzt; Ich bin Zeuge gewesen, daß verschiedene genesete sich für die erzeigte Hülfe bedankten, welche schon vorher vergebens bey mehrern Aerzten und Feldschers Rath geholt hatten. Ich weiß, daß sie mehrmalen große und geschickte Aerzte durch ihre Erinnerungen auf ganz andere und die rechte Wege gebracht haben, so daß Aerzte nachher wol gar zweifelhafte Fälle mit ihnen überlegten.

Seit verschiedenen Jahren sammle ich also schon Vorschriften zu dergleichen Hausmitteln für Menschen und Vieh, welche durch eine lange Erfahrung be-

bewährt gefunden, und von erfahrnen Aerzten gebilligt worden sind, in der Absicht, sie dermaleinst bekannt und gemeinnützliger zu machen. Meine Gönner, welche dergleichen in ihrer Familie haben, für welche sie Gewähr leisten können, werden um deren Mittheilung auf das angelegentlichste von mir ersucht.

Es kann mich freuen, wenn ich sehe, daß gewisse Medicamente, welche in meinem Hause seit funfzig und mehr Jahren ausgetheilt worden, auch von grossen neuern Aerzten verschrieben, oder gar öffentlich angepriesen werden.

Für Mittel, welche in eine Hausapotheke gehören, erfordere ich folgende Eigenschaften.

1) Sie müssen nicht zu sehr zusammen gesetzt und künstlich seyn, damit man sie etwa selbst bereiten könne.

2) Sie müssen keine gar zu kostbare Zuthaten erfordern, da sie vornemlich für den gemeinen Mann seyn sollen, der die Kosten scheuet, und dem es einerley ist, ob man ihm z. E. echte Perlen, oder preparirte Muschelschalen giebt.

3) Einheimische Mittel haben einen Vorzug, weil wir das Geld alsdenn im Lande behalten: Sie sind zum Theil eben so kräftig, und man kann sie selber sammlen.

4) Die Mittel müssen kräftig, aber nicht eben gar stark seyn; Gar leichte Mittel helfen einem starken Bauren nicht, hingegen habe ich bey demselben von geringen, aber kräftigen, Mitteln schleunige und starke Wirkungen gesehen, welche alle Erwartung übertrafen, weil er selten Medicin einnimmt, und reitzbare Nerven hat.

5) Es dürfen keine Mittel seyn, welche in gar geringer Dose genommen werden müssen; der gemeine

Mann

Mann kann sich nicht überzeugen, daß eine Pille oder ein paar Tropfen Wirkung leisten sollten; er hat das Vorurtheil, daß eine Medicin, welche helfen soll, in Menge genommen seyn müsse. Es sind ihm also Mixturen von gebrannten Wassern vorzüglich zuträglich: Eine grobe Hand ist auch zu ungeschickt, um wenige Tropfen abzuzählen; Es fehlen ihnen die Gefäße dazu, und wenn auch der Arzt noch so strenge befiehlt, die Medicin in geringer Dose zu nehmen, so habe ich doch erlebt, daß die sich klüger dünkende Wartfrauen sich nicht daran gekehrt, und gefährliche Folge veranlaßt haben.

6) Die Mittel dürfen nach dem eben §. 278. erinnerten nicht von gefährlichem Gebrauch seyn. Denn Hausmittel setzen voraus, daß ein jeder ohne Zuziehung eines Arztes sie nehmen könne; Man darf also keine Mittel anrathen, welche bey gewissen Umständen, und da sie zu unrechter Zeit gegeben werden, gefährlich, oder wol gar tödtlich seyn, also denjenigen der sie in guter Meinung verordnet, in Verantwortung stürzen können.

Es gehören hieher solche Mittel, welche eine strenge Diät erfordern, woraus der gemeine Mann kein arges hat, und welche zu beobachten ihm das Vermögen fehlt.

Ein bekannter schwedischer Arzt, der **Professor Haartmann** in Abo gab 1765 eine Reise- und Hausapotheke im Schwedischen heraus, welche gerühmt ward, auch so viel mich erinnere, ins Deutsche übersetzt ist; ich werde aber von seinen vorgeschlagenen Hausmitteln schwerlich in meine Hausapotheke nehmen; Sie haben nicht vorerwehnte Eigenschaften, und scheinen zum Theil für einen deutschen Magen zu

hitzig

hitzig zu seyn, dagegen sie sich für die kalte Witterung in Schweden desto besser schicken mögen.

§. 282.

13ter Fall. So nützlich es auch ist, dergleichen Hausmittel zu haben, um damit seinem Nächsten zu dienen, so wird doch Vorsicht erfordert, um zu beurtheilen; entweder wenn wir sie sicher anrathen können, oder aber, ob wir, da uns von andern aus guter Meinung dazu gerathen wird, nach unserer Constitution davon ohne Bedenken nehmen dürfen?

Viele mitleidige Personen hören oder sehen kaum, daß ein guter Freund sich nicht recht wohl befinde, so sinnen sie schon aus einer wahren Menschenliebe, wie sie sein Leiden, welches er oft kaum selber fühlt, erleichtern wollen; Sie bringen zehn Mittel vor eins in Vorschlag. Wer sich nun selber kennt, wird etwas furchtsam in Annehmung eines Raths seyn, zumalen wenn er einige mal den Versuch gemacht hat, daß ihm solche vermeintliche Preservative übel bekommen sind, und daß damit in gewissen Fällen nicht zu scherzen sey. (§. 197.) Ich erinnere mich, daß ein guter Freund über eine Kolik klagte, und selber glaubte, daß solche von einem verdorbenen Magen herrühre, also von der Wirthinn Magentropfen begehrte; diese gab ihm ein Glas vom englischen Usquebaugh, welchen er liebte und gewohnt war; Hütete sich aber nicht davor, daß die vermeintliche Kolik von hämorrhoidalischen Bewegungen herrühre, und daß das hitzige Getränk so nachtheilig seyn werde, daß es eine innerliche Entzündung veranlassen können, wenn nicht noch bey Zeiten ein Arzt erweichende und kühlen-

de

de Mittel verordnet hätte. Ein anderer wollte sich in ähnlichen Empfindungen durch ein Klystier Linderung verschaffen, und vermuthete nicht, daß der sonst geschickte Bader zu viel Salz darunter nehmen würde, welches die ohnehin schon entzündeten Theile auf eine solche Art reitzte, daß er mehrere Tage in Todesgefahr zubrachte.

Einem dritten wollte ein Arzt in einer ähnlichen Kolik vermittelst einer Prise Salz Oefnung und Linderung verschaffen; das Salz aber reitzte die ohnehin schon angegriffenen innerlichen Theile noch mehr, und vermehrte die Gefahr.

§. 283.

14ter Fall. Ueber den Puls urtheilen zu können, kann uns in verschiedenen Vorfällen zu Statten kommen.

Ein rechter Arzt kann keine Krankheit zuverläßig beurtheilen, ohne den Puls gefühlt zu haben; dieser allein muß ihm den rechten Sitz der Krankheit, und die mehrere oder geringere Gefahr, auch die unsichtbaren in dem Körper vorgehenden Veränderungen entdecken, anbey anzeigen, ob die verschriebenen Mittel fortgebraucht, oder verändert werden sollen.

Es ist nur Schade, daß um die Beurtheilung des Pulses gründlich zu erlernen, eine so gar genaue Aufmerksamkeit und Erfahrung erfordert werde, so daß auch große Aerzte darunter ungeschickt und zweifelhaft bleiben, z. E. wenn der eine aus dem Pulse urtheilen will, daß die Krankheit sich gebrochen habe, und auf der Abnahme sey, der andere aber daraus die nahe Todesgefahr vorher sieht.

Ein Kranker oder ein Angehöriger von dem Kranken kann sich gleichwol sehr beruhigen, wenn er die

lehre von dem Pulse etwas versteht, und also daraus einiger Maaßen beurtheilen kann, ob bey gewissen sonst bedenklich scheinenden Umständen eine wahre Gefahr zu befürchten sey oder nicht? Ob schleunige Mittel erfordert werden, oder ob das Uebel bald vorüber gehen werde?

Verschiedene Aerzte werden mir einwenden; Es sey gar nicht gut, wenn ein Kranker sich auf den Puls verstehe, und daraus selber seine Gefahr beurtheilen könne; indem er sich sodann nur ängstige, und seine Umstände gefährlicher mache. Ich kenne auch furchtsame, für ihr Leben besorgte, Personen, welche sich oder den ihrigen alle Augenblick nach den Puls greifen, und wenn sie darin nur die mindeste Veränderung fühlen, welche oft blos von ihrer Angst veranlaßt worden, so schliessen sie sofort auf die Gegenwart des heftigsten Fiebers, und der Arzt soll schleunig eine Krankheit heben, wo gar keine zu befürchten ist. Dies sind aber blos zufällige Misbräuche, welche nicht ausschliessen, daß andere aus der Kenntniß des Pulses Nutzen haben, und sich beruhigen können.

Ob ich gleich einiger Maaßen den Puls beurtheilen zu können mir schmeichle, so pflege ich mir doch denselben, wenn ich krank bin, und einen Arzt gegenwärtig habe, nicht gern selber zu fühlen.

§. 284.

15ter Fall. Wir Menschen sind oft auf Reisen oder Abörtern plötzlichen Zufällen von Schlag- und Steckflüssen, Blutstürzungen, Lähmungen, Gicht, Ruhr, Ohnmachten u. s. w. unterworfen. Es ist sodann sehr gut, wenn man sich selber helfen und einen Entschluß fassen kann.

Es

Es ist z. E. bey einem Schlagfluße schleunige Hülfe nöthig: Es ist aber ein großer Unterscheid, ob derselbe von einer Unverdaulichkeit oder von einer Stokkung im Blute herrührt. In diesem Fall muß baldmöglichst eine Ader geöffnet werden; in jenem kann ein Aderlaß tödtlich seyn.

Am öftersten fallen Verwundungen vor, und diese werden, wenn sie leicht sind, gemeiniglich mit geringen einfachen Hausmitteln eher geheilet, als wenn große Feldscheerer zu Hülfe gerufen werden, von denen ich Exempel weiß, daß sie, um sich ein Ansehen zu geben, und mit Recht eine Bezahlung zu verdienen, den Schaden erst recht schlimm machen, und darauf methodice eine langweilige Cur anfangen.

§. 285.

16ter Fall. Die Körper der mehrsten Menschen sind in gewissen Jahren einer oder andern Schwachheit unterworfen, von Podagra, Gicht, Koliken, Steinschmerzen, und dergleichen Zufällen mehr: Sobald wir solches merken, müssen wir beurtheilen können, was für eine Lebensordnung wir einschlagen sollen, um uns von dem uns drohenden Uebel entweder ganz zu befreien, oder es so leidlich als möglich zu machen.

Einige, wenn sie gleich merken, daß ihre Natur sich zu gewissen Schwachheiten neige, leben in den Tag hinein, führen nach wie vor ein unordentliches Leben, und ziehen sich dadurch tödtliche Zufälle oder wol gar einen frühzeitigen Tod zu.

Andere sind in ähnlichen Fällen für ihr zartes Leben gleich zu besorgt, und indem sie sich durch eine strenge Diät retten wollen, so schwächen sie ihren Körper noch mehr.

Das Künstliche ist, hierunter ein rechtes Mittel zu treffen. Des Herrn Zückerts medicinisches Tischbuch, Berl. 1771. 8. scheint in dieser Absicht brauchbar und nicht übel geschrieben zu seyn.

§. 286.

17ter Fall. Wenn Jemand gefährlich krank ist, oder wol gar stirbt, so ist ein übler Misbrauch und Vorurtheil, daß die besten Freunde ihren daran nehmenden Antheil nur gar zu gern durch ihren Rath oder Tadel zu erkennen geben, und dadurch insonderheit die nachbleibende Angehörige beunruhigen: dagegen kann man sich am besten verwahren, wenn man selber beurtheilen kann, was geschehen können, und was geschehen ist.

Ich erinnere mich, daß Mütter, welche ein ihnen liebes Kind verlohren hatten, ganz mismüthig und niedergeschlagen wurden, weil ihre Freundinnen ihnen ohn Unterlaß bald dieses bald jenes vorwarfen. „ Hätten sie doch," hieß es, „ ihr Kind nicht so hart „ gehalten; Hätten sie ihm nicht so viel Fleisch essen „ lassen; Hätten sie es nicht so viel der Luft ausge„ setzt; Hätten sie es doch selber gestillet; Hätten sie „ es nicht so früh abgewöhnet; Hätten sie ihm nur „ eher China gegeben; Hätten sie ihm doch die Me„ dicin nicht nehmen lassen; Hätten sie doch nur das „ Mittel versucht, welches meine gute Großmutter „ zu verordnen pflegte; Wären sie nur nicht dem Do„ ctor A gefolget, unter dessen Händen meine 88 jäh„ rige Muhme neulich auch gestorben ist; Hätten sie „ doch den Doctor B rufen lassen, der meiner Gar„ derobenjungfer Schwester vom Husten befreyet ha„ ben

„ ben soll; Hätten sie doch den jungen erst aus Pa-
„ ris zurück gekommenen Doctor (gefragt, er ist ein
„ schöner Mann; Wären sie doch mit dem Kinde eher
„ auf das Land gegangen; Hätten sie nur mehr spa-
„ nische Fliegen legen lassen; Wie ist es möglich,
„ daß sie ihm keine Klystiere geben lassen; Wenn es
„ geschröpft wäre, wenn man ihm Blutigel gesetzt
„ hätte, wenn sie ihm eine Fontenelle legen lassen, so
„ wäre es gewis davon gekommen.“ Ich lasse Er-
innerungen dieser Art gelten, so lange der Kranke lebt, indem man schuldig ist, alles mögliche zu Rettung eines Menschen anzuwenden; Wer alsdenn doch einen Rath geben will, muß billig einsehen können, worauf es bey der Krankheit ankommt, und daß der Rath das Uebel heben werde. Darum bekümmert man sich aber selten, den mehrsten ist es genug, wenn sie nur etwas gesagt haben, sollte auch das Ende dadurch beschleunigt werden.

§. 287.

18ter Fall. Wenn wir uns in andern Büchern Raths erholen wollen, so müssen wir beurtheilen können, in wie weit wir der gegebenen Vorschrift folgen, und welche Werke wir vorzüglich zu unsere Führer erwählen sollen.

In allen Bibliotheken eines jeden sorgsamen Hausvaters soll billig nicht fehlen:

1) Herrn Tissots Avis au peuple, oder Anleitung für den gemeinen Mann, in Absicht auf dessen Gesundheit, nebst dessen Anhang.
2) Eben desselben Essai sur les maladies du Monde, oder von den Krankheiten vornehmer und reicher Personen.

3) Desselben Essai de la santé des gens de lettre, oder von der Gesundheit der Gelehrten.
4) Herrn von Rosensteins Anweisung zur Cur der Kinderkrankheiten.
5) Herrn Unzers Arzt.
6) Desselben medicinisches Handbuch.
7) Zückerts oben gelobtes medicinisches Tischbuch. §. 285.
8) Andry Orthopädie, oder Kunst, bey den Kindern die Ungestaltheit des Leibes zu verhüten.

§. 288.

19ter Fall. Ueberhaupt thut ein jeder wohl, sich so lange als er lebt, der Kenntniß seines eignen Körpers zu befleißigen, da in der Lehre von dessen Oekonomie, so wie in der Physic überhaupt, annoch viele Verbesserungen und neue Entdeckungen zu machen übrig seyn werden.

Die Arzneygelahrheit hat, so wie viele andere Wissenschaften, ihre gewisse Epoquen und Abwechselungen. Wenn ein berühmter Stahl oder Hofmann, und wol gar ein Boerhave jetzo aufstünden, und sähen, wie man verschiedene Krankheiten gegenwärtig handhabet, und daß man z. E. einen Blatterpatienten, wenn die Pocken eben ausbrechen wollen, auch bey der strengsten Kälte in die freie Luft ausjägt und ausfahren läßt, oder daß man böse Fieber und die rothe Ruhr mit rohem Obste curirt; so würden sie glauben, man wolle die Kranken vorsetzlich hinrichten: Sollte wol vor hundert Jahren ein Arzt gewagt haben, in einem hitzigen Fieber zur Cur Eis zu geben, wie man doch in Italien ohne Bedenken thut? *)

Ohne

*) Der Ritter Linne nennet die Mode gefrornes zu essen; perniciſſimum morem. *Amoen. ac.* T. VII. p. 229.

Ohne Zweifel werden nach hundert Jahren verschiedene von unsern jetzigen Methoden verworfen werden, und viele verworrene Krankheiten, welche unsern jetztlebenden Aerzten sehr viel zu schaffen machen, werden alsdenn mit leichter Mühe aus dem Grunde gehoben werden.

Ich kann nicht leugnen, daß es bey mir zu Zeiten einiges Mistrauen erweckt, warum die Aerzte noch bis auf diese Stunde in verschiedenen wichtigen Puncten so gar ungewis und unterschiedener Meinung sind.

Unser Leib ist ein Körper, in welchem gewisse innerliche Bewegungen anhalten und auf einander folgen; Erfolgen diese innerliche Bewegungen nach der bestimmten Ordnung, und wie sie auf einander folgen müssen, so ist der Körper **gesund**; **krank** hingegen, wenn in den Bewegungen eine Unordnung ist. **Fehlerhaft**, wenn ein oder anderer Theil des Körpers verruckt ist; **ungesund** aber, wenn in den Bewegungen sowol, als in einem oder mehrern Theilen des Körpers eine Unordnung vorgeht. So kann einer am Fieber krank seyn, ohne einen Fehler am Körper zu haben; Hingegen haben viele im Körper einen Fehler, indem ein Theil desselben ungestalt ist, und sie sind doch dabey übrigens gesund: Wer aber schwache Nerven hat, und daher die Speisen nicht recht verdauet, ist wirklich ungesund; Denn hier gehet nicht allein eine Unordnung in den natürlichen Bewegungen vor, sondern es steckt zugleich ein Fehler in dem Körper.

Diesemnach giebt es folgende Arten von Krankheiten.

1) Wenn eine oder andere der natürlichen Bewegungen schwach oder unordentlich wird, oder gar un-

terbleibt. Z. E. wenn der Magen nicht recht verdauet, oder langsamer als gewöhnlich, oder gar die Speise unverdauet zurück giebt.

2) Wenn die natürlichen Bewegungen nicht alle in der gewöhnlichen Ordnung erfolgen. Z. E. Wenn Verstopfungen entstehen, wenn der Schlaf nicht zu rechter Zeit kommt. Wenn die Säfte von denen im Magen verdaueten Speisen nicht vermittelst der Galle in den Milch- und übrigen Gefäßen abgesondert werden.

3) Wenn neue Bewegungen hinzukommen, wodurch die natürlichen gehindert werden. Z. E. Ein Fieber, ein Krampf, ein Nervenzucken.

Wie aber keine Bewegung überhaupt ohne eine wirkende Ursache ist; also haben wir bey Heilung der Krankheiten vornemlich auf die Ursache zu sehen, welche die Unordnung in den natürlichen Bewegungen wirkt; Und hierin steckt eben für einen Arzt die größte Kunst.

Die Ursache kann nun in dem Körper oder außer demselben seyn.

Außer dem Körper, wenn wir uns z. E. erschrecken, verjagen; So veranlaßt oft eine plötzliche Freude, Bestürzung, oder Betrübnis eine heftige Krankheit, ja wol gar den Tod.

Ist die Ursache in dem Körper, so suchen wir sie entweder in dessen natürlichen, oder aber in fremd hinzugekommenen Theilen.

Sind die natürlichen Theile des Körpers Ursache an einer Krankheit; so steckt der Fehler entweder in einer oder andern Hauptmasse. Z. E. wenn die Säfte überhaupt verdorben sind; wenn das Blut ganz wässericht ist; wenn die Nerven verruckt sind.

Oder

Oder es ist nur ein oder anderer Theil besonders schadhaft. Z. E. wenn der Magen schwach ist, wenn Leber oder Lunge schadhaft ist, wenn die Galle fehlt.

Oder aber, es kommen neue Theile hinzu, welche nicht in den Körper gehören, und gleichwol die natürlichen Bewegungen hemmen. Z. E. ein Polypus im Herzen; Ein Geschwür, ein Auswuchs.

Rührt hingegen die Krankheit nur her von fremden zufälliger Weise in den Körper gerathenen Theilen; So müssen selbige entweder durch den Magen in den Körper gerathen seyn. Z. E. wenn wir etwas giftiges genießen, oder den Magen überladen; Wenn wir hitzige Speisen oder Getränke im Ueberfluß zu uns nehmen, und dadurch das Blut und alle Säfte kochen machen; Wenn wir Würmer im Magen haben.

Oder wir ziehen die schädlichen Theile aus der Luft an uns; Es sey nun, daß wir solche im Athemholen mit einschlucken, oder sie vermischen sich durch die Schweißlöcher mit dem Blut, wie gemeiniglich in giftigen und ansteckenden Krankheiten geschieht.

Oder aber bey einer Verwundung werden fremde Theile ins Blut gebracht. Z. E. wenn bey der Inoculation der Blattern die Blattermaterie durch eine kleine Ritze dem Blute mitgetheilt wird; wenn einer mit einem vergifteten Gewehr verwundet, oder von einem tollen Hunde gebissen wird.

Hiernach werden sich nun alle Krankheiten einthei-len lassen, und jede ist leicht gehoben, so bald als wir

1) die unordentliche in dem Körper vorgehende Bewegung unterscheiden;

2) die wahre Ursache davon einsehen;

3) diese durch die dienlichsten Mittel wegräumen;

4) die zum gesunden Zustand des Körpers erfor: derlichen Bewegungen in gehöriger Ordnung wieder herstellen.

Hingegen ist

5) eine Krankheit **unheilbar**, wenn wir die na: türlichen Bewegungen nicht wieder in Ordnung brin: gen können; und **tödtlich** wird sie gar, wenn die un: ordentlichen Bewegungen das ganze Gebäude des Kör: pers zerstöhren, ohne daß wir es hindern können.

Aus dem angeführten würde nun folgen, daß wir bey allen Krankheiten mehr auf die vorgehenden Be: wegungen, und wie die natürlichen Bewegungen her: gestellt werden können, unser Augenmerk richten soll: ten, anstatt daß man gemeiniglich zu viel auf Her: stellung derer, durch die widrige Bewegung beschä: digten Theile zu sehen pflegt. Wir unterscheiden die Theile des Körpers in flüßige und feste, und suchen den Grund der mehrsten Krankheiten darin, wenn beyde nicht in gehörigem Verhältnis und Gleichge: wichte stehen; daher wird denn auch bey den mehrsten Arzneymitteln nicht sowol darauf geachtet, was für Bewegungen in dem Körper veranlaßt werden könn: ten, als auf welchen Theil des Körpers sie vornemlich einen Einfluß haben, ob sie auf die flüßigen oder fe: sten Theile des Körpers wirken, und ob die neuen Nahrungstheile, welche sie geben, dem gegenwärti: gen Zustande des Körpers gemäß sind.

Man wird mir einwenden, daß dieses auf eins hin: auskomme; Denn wenn die Bestandtheile des Körpers in gehöriger Beschaffenheit wären, so würden auch die Bewegungen in rechter Ordnung erfolgen: Ich gebe aber erfahrnen Aerzten weiter zu prüfen; Ob es leichter sey, bey allen Krankheiten ohne Ausnahme

durch

durch die zu nehmenden Nahrungs- und Arzneymittel blos die Theile des Körpers so zu stärken und herzustellen, daß die natürlichen Bewegungen mit der Zeit ordentlich erfolgen müssen; Oder aber die Bewegungen im Körper so einzuleiten, daß die widrigen, einige Theile schwächenden, gehoben werden; mithin die natürlichen Bewegungen ununterbrochen erfolgen können, um dadurch den gesunden Zustand des Körpers herzustellen.

Ein Exempel wird dies erläutern: Das Fieber ist eine Krankheit, worin die Fibern des Körpers auf eine gewaltsame Art angestrengt, und unordentliche Bewegungen hervorgebracht werden. Man kann also solches heben, wenn man die Nerven und Fibern stärkt, so daß sie nicht unordentlich bewegt werden können, ohne sich um die, solche reitzende, Ursache zu bekümmern, wie durch die China geschieht: Oder man erforscht die, die Nerven reitzende, und die unordentliche Bewegung hervorbringende, Materie, räumt solche weg, und stärkt alsdenn die Nerven und Fibern, wenn sie etwa geschwächt wären, und ihren natürlichen Reiz verlohren hätten.

In jenem Fall beruht es darauf, ob das zu Stärkung der Nerven anzuwendende Mittel auch stärker ist, als das sie reitzende Uebel. Denn indem sonst die Fibern durch jenes etwas gereitzt werden, so kann das Uebel nur desto stärker auf sie wirken, und die Krankheit wird heftiger und gefährlicher; Es kann also in diesem Fall die sonst so heilsame China eben so gut seyn, als wenn man Oel ins Feuer gießt, und wenn sie endlich auch durch den lange anhaltenden Gebrauch das Uebel unterdrückt, so wird ein Patient oft in mehrern Monaten sich nicht erholen, der in we-

nig Tagen hergestellet werden können, wenn die auf den Nerven liegende wirkende Ursache erweichet, gehoben und abgeführt wäre.

Es bleibt also gemeiniglich ein Fehler, wenn man das Fieber als eine Hauptkrankheit betrachtet, und blos die Wirkung stöhren will, ohne den rechten Feind zu bestreiten, der eben das unordentliche Schlagen des Herzens und der Pulsadern veranlaßt. Einem geschickten Arzt dient es blos zum Zeichen, um aus den verschiedenen Vibrationen zu unterscheiden, welcher Theil des Körpers vornemlich angefochten wird, und was für eine Materie den außerordentlichen Reitz veranlasse, auch wie solche bestritten seyn will?

Es sind daher wenige Krankheiten ohne Fieber, und man macht unzählige Arten von Fiebern, wovon aber die wenigsten als Fieber curirt werden müssen; Denn wenn das Hauptübel gehoben ist, so können wenige Prisen China die fieberhafte Bewegung oder den Paroxismus bald hemmen; In einigen Zufällen kann man den Fieberparoxismus nicht früh genug stopfen, weil sonst die gar heftige Bewegung die Fibern zu schlaff, das Blut zu schwach und dünne, und die Krankheit unheilbar machen würde.

§. 289.

So leicht es gesagt ist, wie die Krankheiten beurtheilt und gehoben werden sollen, so künstlich ist es, ein glücklicher Arzt zu seyn.

Ein geschickter und glücklich heilender Arzt, von dem man sagen kann,

Il m'a guéri, c'est un gtand homme,
En dépit de tous ses rivaux
A mes yeux d'Athenes et de Rome
Il efface tous les heros.

Mercure de France.

ver-

verdient gewiß vor allen andern in Ehren gehalten, und mit Ehrfurcht begegnet zu werden.

Es ist für einen Ort ein vorzügliches und seltnes Glück, wenn er zugleich mehrere, gleich erfahrne, um den Vorzug streitende, aber dabey in der größten Harmonie und Einigkeit lebende Aerzte, und zwar durch eine längere Reihe von Jahren aufweisen kann, deren Ruhm sich in entfernte Gegenden ausbreitet, und viele Fremde herzieht. Von vielen kann man freilich sagen,

Hier liegt dem Kirchspiel zum Vergnügen,
Durch den die andern alle liegen.

Der Arzt.

Bey mir ist ein Arzt, wenn er auch fehlen sollte, leicht entschuldigt; Wenn ich bedenke, wie verwickelt und zusammengesetzt oft Krankheiten werden können, welche Anfangs nur geringe scheinen, so daß selten ein Uebel allein wirkt, hingegen gemeiniglich mehrere Arten von unordentlichen Bewegungen zugleich in einem Körper vorgehen; daher man mehrmalen eine lange Reihe von vorhergegangenen Bewegungen und Veränderungen erforschen muß, um den rechten Ursprung und Sitz der Krankheit zu entdecken, und am Ende doch noch in Zweifel bleibt, und zufälliger Weise errathen muß.

Mich wundert daher, wenn Aerzte sich zu Zeiten unter einander selbst gerne tadeln, angreifen, und von unrecht beurtheilten Curen anklagen; da diejenigen, welche am liebsten andere zu tadeln und zu verachten pflegen, sich doch selten ganz frey wissen werden, daß sie gar keine Fehler begangen haben.

Wer eine besondere Erfahrung oder eine neue Entdeckung gemacht hat, wodurch er seinem Nächsten

sten das Leben retten, oder die Gesundheit herstellen kann, thut wohl, andere Aerzte davon zu Beförderung des gemeinen Besten zu unterrichten; er wird aber nicht andere gleich verläumden, oder einer Unwissenheit beschuldigen, welche aus besondern Gründen anders urtheilen. Der Unterricht kann geschehen, ohne eine Galle und Bitterkeit zu zeigen *).

§. 290.

*) Diese Anmerkung ward durch den unten §. 291. nr. 4 angeführten schwäbischen Arzt Rübel veranlaßt, der in seiner Abhandlung von Frieseln gleich mit Flegeln um sich wirft.

Ueberhaupt wundere ich mich oft, warum es so wenige Aerzte giebt, von denen man sagen kann, daß sie recht glücklich und mit einer völligen Zuverläßigkeit heilen. Man sollte glauben, die übrigen, wenn sie sehen, daß einer unter ihnen in seinen Curen vorzüglich glücklich ist, und Zulauf hat, würden suchen, sich dessen Heilart und Mittel bekannt zu machen, und ihm lieber folgen, als daß sie fortfahren mögten, nach ihren alten Schlentrian und nach der auf Schulen angenommenen Theorie ihre Patienten zu quälen, oder wol gar hinzurichten, wenn sie nicht noch am Ende zu einem andern Arzt ihre Zuflucht nehmen. Doch vielleicht würden sie noch unglücklicher seyn, wenn sie andern nachahmen wollten, und nicht Ueberlegung genug besitzen, um die Fälle, und ob eine Nachahmung Statt findet, zu unterscheiden.

Eine genaue und fertige Beurtheilungskraft macht einen großen Arzt. Er muß aus den äußerlichen Zeichen, wo der zu hebende Fehler steckt, sofort entdekken; drauf wissen, was für Mittel er anwenden soll; Aus denen Wirkungen denn, welche diese zu Wege bringen, kann er schliessen, ob er die rechten Mittel gewählt habe, ob diese hinreichend sind, oder ob er zu neuen Mitteln schreiten müsse? Dieses alles lehrt nicht sowol die Theorie, als mit Aufmerksamkeit angestellte Erfahrungen. Daher kann ein Arzt, wie

schon

§. 290.

Man muß sich über diese Ungewisheit um so weniger verwundern, da man, wenn ich anders nicht sehr irre, in den allerersten Grundsäzzen und Erfahrungen, worauf sich alles übrige gründen muß, noch zweifelhaft ist, wo nicht gar irret.

Ich

schon §. 276. angemerkt worden, ohne stark in der Theorie zu seyn, in denen Krankheiten, wovon er Erfahrung hat, sehr glücklich heilen.

Herr Zimmermann vergleicht dieserwegen in seinen Erfahrungen die Aerzte mit berühmten Feldherrn, und nennet deren S. 15. Th. II. eine ganze Reihe, welche auf einmal als große Generale aufgetreten sind, ohne sich vorher besonders geübt oder gezeigt zu haben; weil, wie er anmerkt, ihr Genie ihnen für Erfahrung gieng. Was heißt aber hier ihr Genie? Ist es nicht eine Fertigkeit, in vorkommenden Fällen geschwind die besten Mittel zu erwählen und zu ergreifen. (§. 192.) Diese Fertigkeit aber wird kein Arzt ohne wiederholte und mit Ueberlegung angestellte Erfahrung erlangen. Dies ist die Ursache, warum zu Zeiten Kranke, welche mit ungewöhnlichen Zufällen befallen sind, an mehrern Orten, und wol in Frankreich und England vergebens Hülfe suchen, und solche am Ende vielleicht bey einem Arzt von geringern Ruhm finden, dem sie am wenigsten Einsicht zutrauen, oder dem sie selber Anleitung geben müssen, wie er ihre Gesundheit herstellen könne. Ich erinnere mich hier eines Herrn v. R. der im Beine ganz unausstehliche Schmerzen fühlte, ohne daß man äußerlich einen Fehler daran entdecken konnte. Er suchte Rath, wo er nur von einem geschickten Wundarzt hörte, und reisete seit verschiedenen Jahren umher, kam auch jezt zum zweytenmal nach Paris, wo sich mehrere Wundärzte bey ihm versammelten, und im Begrif waren, das Bein abzunehmen, weil sie kein ander Mittel aus-

Ich will nicht einmal erwehnen, was verschiedene gelehrte Gesellschaften seit den letztern Jahren noch vor Preisaufgaben ausgesetzt haben.

Z. E. Die Akademie zu Lyon frägt an; wie die Lympha bereitet wird, und aus was für Theilen sie bestehet?

Eben dieselbe verlangt die eigentliche Ursache krebshaftiger Schaden zu bestimmen.

Die Akademie zu Bourdeaux will die Ursache der verschiedenen Coagulationen wissen.

Und die Akademie zu Dijon; in welchen Krankheiten, und bey welchen Umständen man kühlende Mittel geben müsse?

Die Gesellschaft zu Berlin aber erforscht die Ursachen und Cur der Lähmung.

Die

auszusinnen wußten Er, der keinen Trieb empfand, ein Krüppel zu werden, verfiel von ungefehr auf die Gedanken, ob das Mark in der Röhre etwa Schaden haben mögte; Er vermögte also die Wundärzte, die Röhre durchzubohren, da denn das zu einem stinkenden Eiter gewordene Mark herausfloß, die Schmerzen legten sich, und er genesete völlig.

Uebrigens thut ein Arzt nicht allein wohl, wenn er die glücklich und mit Erfolg gebrauchte Mittel bekannt macht, sondern es ist oft auch nöthig, die vergebene Versuche aufrichtig zu bekennen, damit andere solche nicht etwa wiederholen mögen, sondern sich davor hüten, und auf bessere Mittel sinnen. Es ist mir sonst zu Zeiten lächerlich, wenn ich in medicinischen Journalen bemerke, daß Aerzte weitläuftige Beschreibungen von gehabten gefährlichen Patienten, und von denen ihnen verordneten Mitteln geben, welche sich gemeiniglich damit endigen, daß der Patiente, nachdem er mehrere Wochen, oder wol gar Monate

lang

Die beyden in unserm Körper vorgehenden Hauptbewegungen sind 1) der Pulsschlag; 2) das Athemholen. Davon hangen die übrigen, als die Verdauung, die Verwandlung und Absonderung der Säfte u. s. w. ab. Meines Wissens ist aber beydes noch in keiner Physiologie erklärt worden; Die Akademie zu Rouen hat vielmehr erst neulich aufgegeben, welches der eigentliche Mechanismus und Nutzen des Athemholen sey? Bey beyden kommt es nach meiner Theorie darauf an: Der Pulsschlag ist eine abwechselnde Bewegung, da die Adern bald erhoben werden, bald wieder niedersinken; Beym Athemholen wird die ganze Brust erhoben und ausgedehnt, denn wieder zusammengezogen. Welches ist nun die erste Bewegung

lang gequält, und verschiedene fehlgeschlagene Versuche mit ihm angefangen worden, gestorben sey.

Ein vernünftiger Arzt wird alle Jahr seine Mittel ändern, nachdem die Witterung unterschieden ist. Der Hauptgrund, wornach er urtheilt, ist dieser: Weil wir bisher diese oder jene Veränderungen in der Witterung gehabt haben, so sind in dem menschlichen Körper die Bewegungen in der Ordnung gefolget, daß entweder dickere oder dünnere Säfte gezeuget, mehr oder weniger Schleim abgesondert, die Nerven erschlaffet, oder gereitzt worden, und so weiter; folglich müssen, um den gesunden Zustand des Körpers herzustellen, die und die Mittel gebraucht werden: Nicht, weil dem äußerlichen Anschein nach eine gewisse Krankheit da ist, so muß man das gewöhnliche Mittel dagegen verschreiben: Er wird also, nachdem ein Jahr trocken oder naß, warm oder kalt ist, gegen ein Uebel ganz contraire Mittel verordnen, und wenn er merkt, daß eine besondere Witterung auf gewisse Krankheiten einen Einfluß hat, viele Uebel mit einerley Mittel heben, gegen welche ein unerfahrner Arzt die halbe Officin vergebens ausprobirt.

gung oder der Anfang? das Erheben des Pulses und die Ausdehnung der Lunge und Brust; oder aber das Niedersinken und Zusammenziehen? Dies finde ich nirgendwo erwogen. Die Begriffe, welche ich mir davon mache, sind diese: Zum ersten Anfange der Bildung eines thierischen Körpers werden blos einige Blutkügelgen erfordert, welche durch andere sie folgende Kügelgen in einer subtilen flüßigen Materie fortgestossen werden, die da in einer innern Bewegung und in einem gewissen Grade von Fermentation sich befindet, also fähig ist, leicht eine neue Bewegung und Verwandlung in einen neuen Körper von bestimmter Gestalt anzunehmen.

Indem diese Blutkügelgen durch andere sie folgende fortgestossen werden, am Ende aber einen Widerstand finden, und dadurch zum Theil zurück getrieben werden, so sondern sie an den Seiten zähere zusammenhangende Theile ab, und bilden bald eine feste hole Röhre oder Ader, in welcher sie sich hin und wieder bewegen können; Wenn darauf der Blutkügelgen mehrere werden, als in dieser so weit fertigen Röhre Raum haben, so brechen sie diese irgendwo durch, und bilden eine neue verlängerte Röhre, die Oeffnung aber zieht sich darauf in etwas wieder zusammen, bis wiederum mehrere Blutkügelgen vor der Oeffnung kommen, als zugleich herdurch dringen, die denn die Oeffnung abermals bald erweitern, und denn wieder zusamrnenziehen machen, und dadurch eine Art von Klappe bilden, welche Gelegenheit zu Entstehung des Herzens und zu einem anhaltenden Pulsschlage giebt. Drauf werden mehrere Adern, Arterien und Nerven, ferner der Kopf mit dem Gehirne,

hirne, nebst dem Rückenmark, und endlich der ganze Körper ausgebildet *).

Der ausgebildete Körper enthält auch viele flüßige Theile, welche leicht die Bewegung des Wassers annehmen; nemlich von einer Seite zur andern bewegt, drauf aus ihrer Verbindung gebracht, und durch die hin-

*) Ich zweifle, ob meine Leser sich aus diesen wenigen Worten einen deutlichen Begriff werden machen können, von meiner Theorie, wie die Bildung des Körpers in der Zeugung anfange und fortgehe. Ein so wichtiges Geschäffte erfordert eine eigne Abhandlung.

Ich hoffte in des Herrn Unzers ersten Gründen einer Physiologie, als dem neuesten und vollkommensten Werke, welches mir in dieser Materie bekannt ist, §. 631. ein umständliches System davon anzutreffen; Er fährt aber ziemlich geschwinde überweg, und lässet die Hauptsache, als eine von ihm erkannte dunkle Lehre, gleich seinen Vorgängern, unberührt.

Die Masse, worcus der neue Körper gebildet wird, ist das Ey; daß aber daraus ein dem Vater ähnlicher Körper entstehet, davon liegt der Grund in dem zugethanen Fermente, welches unzählige bewegliche, und dem Anschein nach lebende Kügelgen enthält. (S. V. Th. S. 956.) Merkwürdig ist dabey, daß das hinzugefügte Geschlecht von der Mutter abhanget, so daß die Eyer aus dem einen Eyerstock lauter Männchen, aus dem andern aber lauter Weibchen geben. Eine Taube legt gemeiniglich ein langes und ein rundes Ey: aus jenem kommt ein junger Täuber, aus diesem eine Taube. Die Hüner-Eyer sind zum Theil lang, zum Theil an der Spitze mehr zugerundet; sucht man zum Ausbrüten nur einerley Form aus, so erhält man entweder lauter Hähne oder lauter Hennen.

hinzukommende Bewegung des Feuers aufgelöset und in die Höhe getrieben werden; da aber diese bewegte flüßige Theile nicht gleich einen Ausgang finden, so wird der Leib davon ausgedehnt, bis wir die aufgelöseten Theilgen ausblasen, da denn eine plötzliche Zusammenziehung der innern Theile erfolget, welche sich von neuen auszudehnen bestreben, also veranlassen,

Die veränderte Gestalt der Eyer bleibt, wenn sie auch von pulardirten Hennen gelegt worden. Wenn man bey einer Sau oder Kalbe den einen Eyerstock zerstöhren läßt, so sind alle Jungen, welche die Mutter wirft, von einem Geschlecht. Man kann auch durch andere Hülfsmittel zu Bildung des Geschlechts, welches man verlangt, etwas beytragen.

Auf diese Hypothese von Entstehung des Geschlechts hat mich zuerst eine Anmerkung aus dem Pflanzenreiche geleitet. Der gemeine Gartenspinat, Spinachea *oleracea*, hat bekanntlich einige Pflanzen, welche blos männliche, und andere, welche blos weibliche Blumen und Samen tragen. Unter den weiblichen Pflanzen tragen einige Samen mit scharfen Ecken, an andern Pflanzen sind alle Samen glatt und zugerundet, aus jenen wachsen blos männliche, und aus diesen blos weibliche Pflanzen; Die Befruchtung geschieht in allen zu gleicher Zeit und auf die nemliche Art; Läge nun nicht der Grund zum Geschlechte schon in den Eyern an der weiblichen Pflanze, so müßten sowol die eckigten als glatten Samenkörner bald das eine, bald das andere Geschlecht hervorbringen, und es wäre kein zureichender Grund, warum aus allem Samen von einer Pflanze blos männliche Pflanzen, von andern hingegen bald Pflanzen mit lauter eckigten, und wiederum andere mit lauter runden Samen keimen.

Ich habe versäumt, mehrere Versuche mit andern ähnlichen Pflanzen anzustellen.

sen, daß wir wechselsweise frische flüssige Theile in uns ziehen, und denn wieder mit denen im Körper aufgelöseten Dünsten von uns stossen.

Mein gegenwärtiger Endzweck erlaubt mir nicht, dieses mit besondern Gründen und aus der Erfahrung zu erweisen, noch weniger die aus der gemeinen Theorie fließende Widersprüche zu widerlegen; wenn man nemlich mit schönen nichts bedeutenden Worten, das Athemholen aus dem Druck der äußern Luft erklärt, und annimmt, daß das Einziehen des Athems geschehe, um die inwendige Luft dadurch zu erfrischen und zu kühlen. Genug, das Aufschwellen der Adern und das Ausstoßen der Luft sind der Anfang dieser bis an das Ende fortdaurenden Bewegung, woraus die Entwickelung und Einwickelung aller zu Bildung unsers Körpers gehörenden Theile, Evolutio & Involutio, hergeleitet und erklärt werden muß.

§. 291.

Bey der in den ersten Grundsätzen annoch herrschenden Ungewisheit, (§. 290.) ist es nicht zu verwundern, wenn die Aerzte in der Art und Weise, welchergestalt verschiedene Krankheiten geheilt werden sollen, noch so ungewis sind.

Ich wage es, davon einige Anmerkungen anzuführen.

1) Wir halten verschiedene Krankheiten für ansteckend, contagiosi, weil sie sich leicht durch die Luft mittheilen und ausbreiten; die Aerzte sind aber

noch nicht allerdings eins, welche Krankheiten man als ansteckend fürchten soll? Einige halten gewisse böse Fieber gefährlich, andere lachen diejenigen aus, welche sich davor fürchten. Noch zweifelhafter aber ist man, welches eigentlich die ansteckende böse Materie sey; denn die Luft überhaupt als Luft kann nicht ansteckend seyn, sondern es müssen sich von einem kranken Körper gewisse Theile auflösen, in der Luft ausbreiten, und indem sie in fremde Körper fortgepflanzt werden, in demselben eine unordentliche Bewegung veranlassen.

Blos zu sagen, daß dieses Theile einer verfaulten Materie wären, ist keine hinlängliche Erklärung; denn sonst müßten diejenigen bald krank werden, welche einen in Fäulniß gerathenen Körper zergliedern, oder sich lange dabey aufhalten; welche nahe an einem Kirchhof wohnen, oder bey einem Haufen verfaulender Kräuter eine Zeitlang stehen, und den unangenehmen Dampf davon einsaugen.

Eine ansteckende böse Materie muß demnach entweder eine subtile, in der Luft ausgestreuete, scharfe Säure seyn; oder aus solchen Theilen bestehen, welche in dem Körper eine Gährung veranlassen, und dessen flüssige Theile eine andere, dem Bau des Körpers widrige, Natur annehmen machen.

Ich halte zwar das erste in einigen Fällen möglich, glaube aber doch, daß die mehrsten ansteckenden Krankheiten durch eine Gährung veranlaßt werden, und daß man daraus erklären müsse, warum die ansteckende Seuchen jedesmal nur auf eine Art von Thieren,

aber

oder auf den Menschen allein einen Einfluß haben; weil ein Ferment nicht gleich alle Materien, wozu es gemischt wird, in Gährung setzt; sondern es beruhet darauf, ob die das Ferment ausmachende bewegliche Kügelgen oder so scheinende Thiergen eine solche Materie vor sich finden, die ihrer Natur gemäß ist, und ihnen zum Aufenthalt, Nahrung und Vermehrung gemäß ist.

Meine deswegen schon vorhin im Hausvater geäusserte Muthmaßung hat den **Ritter Linne** veranlaßt, eine Dissertation; Mundus inuisibilis, darüber zu schreiben, (S. Amoen. acad. T. VII. p. 385.) worin er die Gelehrten zu weiterm Nachdenken auffordert; Mir ist aber nicht bekannt, daß seit dem weitere Entdeckungen gemacht wären. Verschiedene haben sich daran gestossen, daß sie wirkliche sichtbare lebendige Thiere gesucht und nicht gefunden haben. Ich wiederhole, was schon im III. Theile S. 899. und im V. S. 820. erinnert habe, und ermuntere nochmalen alle Naturforscher und Aerzte, nachzuforschen, ob sie eine Gährung ohne bewegliche thierähnliche Kügelgen antreffen? Ich habe versäumt, selber zu untersuchen, ob in der Blattermaterie diese bewegliche Kügelgen vorhanden sind; Andere haben mir versichert, daß sie solche vergeblich gesucht haben; vielleicht geht es damit, als mit denen gewöhnlichen Samenthiergen, welche man, wenn die Maße zu dick und kalt ist, nicht entdeckt, die aber bald ihre Bewegung zeigen, wenn man die Materie in lauwarmen Wasser auflöset und verdünnet; Oder haben sie etwa in der reifen Blattermaterie ihre Beweglichkeit ver-

lohren, und äußern solche nicht eher wieder, bis sie eine neue ihnen anständige Materie finden, und mit derselben eine Zeitlang in Digestion gestanden sind.

2) Vor einigen Jahren trat ein pariser Arzt auf, und wollte erweisen, daß man nach der jetzigen Heilart die Natur mit Gewalt zurück halte, und die wahre alte Hippocratische Methode wieder einführen, mithin alle Krankheiten durch wiederholte Aderlässe und einen Tag um den andern gegebene Abführungen heilen solle. Es würden aber viele Kranke sodann so viel früher zu Grabe gebracht werden. Vorsichtige Aerzte werden wenigstens bey uns sehr sparsam mit dem Aderlassen seyn, und dazu nicht leicht schreiten, wenn nicht eine Entzündung oder ein gar zu großer Ueberfluß von Blut vorhanden ist; bey einer bloßen Stockung im Blut kann oft sehr gefährlich seyn, wenn durch das Aderlassen das noch wenige übrige dünne Blut abgezapft wird. Daher hat ein Arzt große Vorsicht nöthig, um eine wahre Pleuresie von einer falschen zu unterscheiden; beyde fangen sich oft gleich heftig und fast mit einerley Zufällen an; so daß auch ein geschickter Arzt Mühe hat, sie von einander zu unterscheiden; blos der Puls muß ihn überzeugen, ob das Fieber eine wahre innerliche Entzündung, oder nur eine Stockung in den Säften und im Blute anzeige. In jenem Fall muß die Ader sofort geöffnet, und dieses so oft und lange wiederholt werden, bis die Entzündung gehoben, und das dadurch in der Brust schon verhärtete Geblüt weggeleitet ist. Wenn hingegen bey einer falschen Pleuresie ein Aderlaß vorgenommen wird, so wird dadurch das in Stockung ge-

gerathene Blut keines weges abgezogen, sondern indem das übrige flüßige Blut weggeht, so wird das zurück bleibende nur noch mehr verdickt, setzt sich mehr auf die Nerven, und veranlaßt ein kaltes Fieber, und eine Schwäche im ganzen Körper, welche den Kranken mehrere Monate lang hinfällig erhält, und erst durch die Gewalt von China und stärkenden Mitteln gehoben werden muß. Der Arzt maßet sich denn freilich das Verdienst an, daß er mit vieler Mühe ein hartnäckiges böses Fieber glücklich überwältigt habe; Ich habe aber unter mehrern ähnlichen Fällen ein Exempel erlebt, daß eine Person von einem heftigen, mit Raserey, Stichen in der Brust, und Blutauswerfen begleiteten Fieber befallen ward, der Arzt urtheilte aber aus dem Pulse ganz richtig, daß es gleichwol ein bloßes Flußfieber sey, wollte also gegen aller Umstehenden Rath keine Ader öffnen lassen, und fünf Tage nachher verrichtete die nemliche Person wieder alle Geschäffte. Ich führe diese Anmerkung wolbedächtlich an, da beyde Krankheiten bey uns auf dem Lande sehr gewöhnlich sind, und man in Ermangelung eines Arztes oft sich in Verlegenheit sieht, ob zu einem Aderlaß geschritten werden soll, wozu die zu Rathe zu ziehende Feldscheers geneigt zu seyn pflegen, welche mit Scarro sagen:

Nous irons des sains & malades
tirer le sang en quantité.

Doch so gar Herr Tissot will noch hier Aderlassen *).
S. seine Anleitung §. 168, 295.

*) Ueberhaupt ist man in Frankreich mehr für das Aderlassen; wenige Krankheiten können dort gehoben werden,

3) Rosenstein, Tissot, und überhaupt fast alle neuere große Aerzte empfehlen in hitzigen und andern bösen Fiebern den Kampfer; Ich habe glückliche Wirkungen davon gesehen, und man will bey uns in den Hospitälern die Erfahrung gemacht haben, daß er ein sicheres Mittel gegen alle faule Fieber sey, und daß hingegen alle Kranke, welche Anfangs Mittelsalze genommen hätten, gestorben wären. Ich habe aber auch einen geschickten, nunmehro verstorbenen, Arzt gekannt, welcher in den Fiebern dieser Art Kampfer zu geben bedenklich hielte, und vorangeführter Maaßen auch die gefährlichsten Fieber, sogar wenn Flecken dazu kamen, auf die glücklichste Art, und ohne einmal zu fehlen, in wenigen Tagen heilte; so daß die Patienten bey vollen Kräften blieben und fast nie Recidive zu befürchten hatten; Ich selber habe ihm zweymal die Erhaltung des Lebens in bösen Fiebern zu danken, ohne daß er die gewöhnliche Kampfer-Mixtur, wozu ein großer Arzt rieth, geben wollte. Noch fand bey demselben merkwürdig, daß er in allen hitzigen und bösen Fiebern, wenn auch das Fieber noch so anhaltend und heftig war, gegen aller Aerzte Gebrauch sehr träge und langsam mit dem Gebrauch der China, dem, wie Tissot sich ausdruckt, göttlichen Mittel, war; Er verschrieb sie nur am Ende, wenn die ganze Krankheit gehoben war, aber sodann mit desto sicherm Erfolge. (§. 274.)

Der

den, wenn nicht ein halb Dutzend mal die Ader geöffnet worden. Bey uns scheint man mit gutem Grunde mehr davon zurück zu kommen: Insonderheit können die Aderlässe, welche blos aus Gewohnheit, oder, wie man zu sagen pflegt, aus Precaution geschehen, oft gefährlich seyn.

Der Kampfer besteht aus gar zarten öligten, sauren, und irdischen, genau verbundenen, Theilen, welche leicht aufgelöset und in Bewegung gesetzt werden können, also in vielen Fällen dem menschlichen Körper zuträglich sind; indem er in einem Krampfe den auf den Nerven liegenden Schleim auflöset, die Absonderung und Bewegung des flüßigen Nervensafts befördert, und der Fäulung wiederstehet; Er muß aber mit großer Vorsicht gegeben werden; denn wenn er zu stark und bey 30 bis 40 Gran genommen wird, so macht er trunken und verwirrt im Kopf, vermehrt die Pulsschläge und veranlaßt einen schweren Schlaf; Ein sorgfältiger Arzt, der diese Erfahrung vor ihm sieht, und daß die Krankheit nach dessen Gebrauch nicht nachläßt, wird ihn also zurücksetzen; zumalen, da der Edimburgische Arzt **Alexander** in den englischen Transactionen seine Versuche bekannt gemacht hat, nach welchen zu viel genommener Kampfer sogar in einem gesunden Körper wunderliche Empfindungen erweckt.

Nach den Erfahrungen des **Pittet** in Lyon macht der Kampfer ein Pferd bestürzt, und nimmt ihm die Lust zum Fressen für etliche Tage; Ja man kann mit zwey Loth ein Pferd tödten; Magen und Därme sind alsdenn entzündet. Bey einem Schafe wirkt er Zukkungen, und drey Quentgen tödten schon.

Da nun der Kampfer beym Vieh in Entzündungen mehr schädlich ist, so bin ich noch zweifelhaft, ob sein Gebrauch bey Menschen ganz zuverläßig ist; Ich rechne ihn unter die Mittel, die mit Furcht nehmen

würde, wenn sie mir auch von erfahrnen Aerzten verordnet wären.

4) Das Friesel ist eine Krankheit, welche sich erst in diesem Jahrhundert ausgebreitet hat, und vor dreyßig Jahren in Schweden noch kaum bekannt gewesen seyn soll. Daher denn die Aerzte wegen dessen Natur und wie er geheilt werden soll, noch zweifelhaft sind, und die schwedische Gesellschaft hat davon eine Preisaufgabe gemacht, welche unter andern von einem schwäbischen Arzte Rübel beantwortet worden.

Einige sehen es als eine ansteckende, sich gleich den Masern fortpflanzende, Krankheit an; Mir scheint die Meinung dererjenigen gegründeter zu seyn, welche es nicht für eine selbstständige Krankheit erkennen, sondern für eine übel geartete Crisis und eine Folge einer vorsetzlich veranlaßten und übel gewarteten Entzündung, wenn nemlich Aderlasse versäumt, und dagegen der Patient mit heftigen Purgier- und andern angreifenden Mitteln gewaltsam angegriffen wird; wenn man die Natur bey ihren Entledigungen übereilet, und dazu schweißtreibende und hitzige Mittel, oder gar Opiate misbraucht, den Patienten zu warm hält, und die Reinigung und Abkühlung der Luft in einem Krankenzimmer versäumt; Oder auch, wenn man den Lauf heilsamer Fieber durch alterirende Mittel stöhrt.

Deswegen sind die Wöchnerinnen insonderheit in Sachsen und im Reiche ihm öfters unterworfen, wenn man die Geburt zu sehr beschleunigt, zu eilig mit Lö-

sung

fung der Nachgeburt ist, den Leib nach der Geburt zu sehr einschränkt, die Wöchnerinn zu warm hält, ihr hitzige Sachen giebt, und die natürlichen Auswürfe gelinde zu befördern unterläßt, oder vielmehr die Natur zu sehr zwinget.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man das Frieſel so gefährlich hält, insonderheit bey Wöchnerinnen; indem es gemeiniglich ein Zeichen ist, daß die innerliche Entzündung schon überhand genommen hat, und daß man das Hauptübel unheilbar werden lassen.

Da auch bey einem rechten Frieſel das Blut nicht sowol dick und schleimig, sondern vielmehr dünne und wäßricht ist, so scheint widersinnig, wenn man dagegen schwitzen läßt, und Kampfer verordnet; indem hier mehr darauf gedacht werden muß, das Blut zu verdicken und in Ruhe zu bringen, also alle eröffnende, erhitzende, und treibende Mittel den Tod nur befördern. Das sicherste Mittel bleibt also, daß man verhüte, daß gar kein Frieſel zum Vorschein komme. Ich habe noch nicht leicht erlebt, daß ein Frieſel zum Ausbruch gekommen wäre, wenn eine Entzündung von Anfange an gehörig gewartet worden.

Diese Warnungen können vielleicht bey jungen Aerzten einen Nutzen haben, welche gar zu genau der gewöhnlichen Theorie und dem Rath anderer Aerzte folgen, und daher unvorsetzlich den Tod beschleunigen.

5) Schon oben habe ich der Furcht erwehnet, (S. 197.) welche man gegen die Schädlichkeit des so genann-

nannten Mutterkorns seit ein paar Jahren nicht allein bey uns, sondern auch vornemlich in Frankreich geäußert hat; da einige dasselbige als die Ursache verschiedener gefährlichen Zufälle ansehen *), die mehrsten aber, als Herr Wichmann, Schleger, Model und Vogel solches von allem Verdacht frey sprechen; denen ich mich zugeselle.

Da die Krankheit sich auch bey Gießen im Amte Battenberg seit 1769 bis jetzo stark geäußert hat, und die dortigen Aerzte, der Herr Professor Alefeld

*) Außer denen bey uns bekannten Werken eines Lange, Eschenbachs, Models, Wichmanns, Tissots, Vogels, Schlegers, auch einigen kleinen Abhandlungen, welche Dodart, Vetillard, und andere in die Pariser Journale einrücken lassen, sind folgende die neuesten davon handelnde Werke:

Memoire sur le traitement, qu'il convient de faire aux maladies menacées ou attaquées de la gangrene seche, qui resulte de l'usage du seigle ergoté, par *Mr. Maret.* à Dijon 1771. 4.

Aiman Dissertation sur les maladies du grain. à Paris 1771.

Traité du seigle ergoté, dans le quel on examine les causes de cette excroissance vegetale, par *Mr. Read.* à Strasbourg 1771. 8.

Der Abt *Felice Fontane* hat auch in Florenz neue Untersuchungen damit angestellt und bekannt gemacht.

Alter Dissertationen des Langen in Lucern, Vaters in Wittenberg, Wedels in Jena, und Bergen zu Frankfurt will ich nicht gedenken.

In Dännemark hat eine weitläuftige Königl. Verordnung das Mutterkorn, als höchst schädlich, verdammet.

feld *), und der Herr Prosector Nebel **) dieselbe untersucht haben, so sind diese gleich denen übrigen ***) sowol in Ansehung derer Ursachen dieser nach ihrem Bekenntniß ihnen unbekannten Krankheit, als durch was für Mittel solche geheilt werden müssen, zweifelhaft.

Der erstere urtheilt, daß der bekannte Twalch, Lolium *annuum*, solche veranlaßt habe; Allein, dieser nächst an vielen Orten sehr häufig, und ich habe ihn bey mir in den nassen Sommern von 1770 und 1771 hin und wieder auf Baurenfeldern unter der Gerste in vorzüglicher Menge angetroffen, aber nicht erfahren, daß er an irgend einem Orte Krankheiten veranlaßt habe, ohnerachtet die Bauren in diesen schlechten Jahren mehr Gerste als sonsten gegessen und zu dem Brodtkorn genommen haben.

Das Mutterkorn sowol als der Twalch wachsen auch in so vielen Gegenden jährlich, und hin und wieder in großer Menge; Man müßte also oft von Kribbelkrankheiten hören.

Hingegen haben sich das Mutterkorn und der Twalch in diesen letztern Jahren und an denen Orten, wo sich die

*) S. Gießer Wochenblatt von 1772. VI. Stück.

**) S. C. L. *Nebel* Dissert. de secali cornuto, ejusque noxis. Giessæ 1771. 4.

***) Man kann die Anmerkungen und Beschreibungen vergleichen, welche der Herr Hofmedicus Taube in den Abhandlungen der Zellischen Ackergesellschaft, und in den deutschen Acten der Göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften bekannt gemacht hat.

die Krankheit geäußert hat, nicht in so vorzüglicher und ungewöhnlicher Menge gezeiget, daß man davon solche heftige und ungewöhnliche Zufälle herleiten könne.

Die Vermuthung, welche der Hof-Chirurgus Focke in Celle angenommen und bekannt gemacht hat, daß das Uebel von denen schlechten genossenen Nahrungsmitteln und einer Verkältung allein herrühre, ist wol nicht wahrscheinlich, so lange nicht erwiesen werden kann, daß die davon angefochtenen einzelnen Personen so viel schlechtere Nahrung genossen, oder sich mehr verkältet haben, als alle ihre, vielleicht noch dürftigere, und in noch schlechteren Umständen befindliche Nachbaren und Landesleute.

Da man diese Krankheit gleichwol als epidemisch ansehen kann, indem in gewissen Gegenden allein viele Einwohner, und in denen Häusern, wo sie sich eingeschlichen hat, beynahe alle Hausgenossen davon angefochten worden, so bleibe ich der Meinung, daß man die Veranlassung dazu in fremden in der Luft gewesenen Theilen und in metallischen Ausdünstungen suchen müsse; Zumalen, da wir aus andern Erfahrungen wissen, was vor wunderbare krampfhafte Zufälle dadurch in unserm Körper veranlaßt werden können. Vielleicht sind die von der Krankheit befallene Personen nur allein zur Zeit eines gewesenen bösen Nebels an die freie Luft gekommen, so daß die böse Materie sich ihrem Blute mitgetheilt, hingegen gar keinen Einfluß auf die Körper derer neben jenen wohnenden gehabt hat, welche sich zu gleicher Zeit zu Hause hielten.

So ungewiß die Aerzte wegen der Ursache dieser kribbel- und krampfhaftigen Bewegungen sind, noch zweifelhafter sind sie wegen derer dagegen anzuwendenden Mittel. Der eben erwehnte Herr Professor Alefeld bekennet, daß man in dortiger Gegend noch völlig unwissend sey.

Bey uns haben mehrere berühmte Aerzte Versuche angestellet; Sie können aber eben so wenig als die französische und andere fremde Aerzte eine sichere Methode vorschreiben, wie diese Krankheit zuverläßig gehoben werden kann.

Der eben angeführte Herr Focke will als ein Feldscheer sichere Erfahrungen haben, daß das Uebel durch Aderlassen geheilet werde, und wenn dasjenige seine Richtigkeit hat, was er durch mehrere Zeugen erwiesen haben will, so würde ich eher einen Kribbelsüchtigen nach seiner einfacher scheinenden Art tractiren, als denen Vorschriften der übrigen folgen; so sehr auch seine Angabe gegen alle theoretische Sätze der Medicin streiten mögte, und so sehr er deswegen angefochten worden.

6) In neuern Zeiten hat man angefangen, verschiedene Krankheiten blos durch äußerlich in dem Körper erweckte Bewegungen zu heilen. Z. E. durch Electrisiren, durch Anhalten eines magnetisirten Eisens an einem schmerzhaften Zahn, durch das Wasser. Andere Aerzte sehen diese Hülfsmittel als wenig bedeutend an *). Sollte ich bey der oben §. 290. geäußer-

*) Der Herr Professor Gleditsch, wenn er in seiner Anleitung zur Erkenntniß der rohen Arzneymittel im III. Ca-

äußerten Theorie in meinen Vermuthungen nicht zu weit gehen, so werden wir in der Kunst, die Krankheiten blos durch veränderte Bewegungen zu heilen, noch viel weiter kommen *). Manche Fieber werden

III. Capitel die Würkungen der Arzneyen betrachtet, erweget zwar S. 9. die Veränderungen, welche dadurch im Körper veranlaßt werden, aber blos in so weit die Bewegung in den Arzeneyen auf die festen oder flüßigen Theile des Körpers ohnmittelbar wirken, ohne eigentlich Rücksicht zu nehmen auf die Veränderungen, welche in denen natürlichen Bewegungen des Körpers gewirket werden.

Siehe auch *Linné* Diss. cura generalis. *in amoen. acad.* T. III. p. 345.

*) Ich kann daher nicht alle sympathetische Mittel verwerfen, wenn wir nemlich alles das mit zur Sympathie rechnen, wo wir nicht sehen, daß ein Mittel unmittelbar auf die festen Theile des Körpers wirke. Es können durch unsichtbare Ausdünstungen und subtile durch die Luft fortgepflanzte Theilchen allerdings Bewegungen und Veränderungen in uns veranlaßt werden, ohne daß dazu ein sichtbares Anstoßen, oder unmittelbares Berühren eines handgreiflichen Körpers erfordert werde.

Wie weit kann sich nicht der Geruch als eine bloße Bewegung von dem Puncte, wo diese entsteht, ausbreiten, und uns empfindlich werden.

Was ich von Hebung der Krankheiten durch Bewegungen sage, ist nicht neu, sondern nach den Erfahrungen des Herrn Zimmermanns II. Th. S. 40. hat schon Baco angerathen, daß scharfsinnige Aerzte sich bemühen sollten, durch Bewegungen, die in ihrer Gewalt sind, andere inwendige Bewegungen zu erregen, die sie in ihrer Gewalt nicht haben; so wie man die Erstickung in der Mutterkrankheit durch den Gestank einer angezündeten Feder hebe.

den durch eine Bestürzung, durch ein Schrecken oder durch blosse Einbildung geheilet.

Mich deucht gegen Kopfweh und Flüsse kein besseres Mittel zu seyn, als den Kopf fleißig mit kalten frischem Wasser zu waschen, und nachher so lange zu reiben, bis er wiederum warm und trocken ist; Absonderlich, wenn man bey einer strengen kalten Luft ausgehen will, so ist es mir ein sicheres Verwahrungsmittel, um kein Ungemach vom Frost und der Kälte zu empfinden. Ich bin aber unsicher, ob empfindsame und schon von Flüssen geplagte Personen das Waschen mit kaltem Wasser wagen dürfen, ohne daher eine Starrung in dem Blute zu befürchten.

Zahnweh, welches von einer Wallung im Blute herrührt, kann am besten durch eine, diese Wallung hemmende, Bewegung gehoben werden, und vielleicht wäre kalt Wasser das sicherste Mittel dagegen; so wie gewisse Arten von Zahnschmerzen vergehen, wenn man lauwarm Wasser in den Mund nimmt.

Im 21ten Stück des Avantcoureurs von 1771 ward bekannt gemacht, daß die Einwohner zu Hall ihr Hornvieh gegen die Seuche bewahret, und das davon angegriffene hergestellt hätten, indem sie solches öfters mit kaltem Wasser besprützt und naß gemacht hätten. Denn da bey dem Uebel eine Stockung in den Säften die inwendigen Theile schwäche, so wäre nichts geschickter, dieser Stockung zuvorzukommen, als eben das kalte Wasser, welches in den inwendigen Theilen den Reitz und die Schnellkraft herstelle; Sey das Thier annoch gesund, so gebe das kalte Wasser ihm eine neue Stärke, befördere den Umlauf des Bluts, setze die inwendigen Theile in mehrere Wirk-

samkeit, und komme zuvor, daß die Bewegungen darin nicht so leicht geschwächt und unterbrochen werden können.

Sollte man nicht bey hitzigen Fiebern und einigen andern Zufällen ein gleiches annehmen können? Es ist eine bekannte Erzählung von einem berühmten Arzt, der seinen, an einem hitzigen Entzündungsfieber von allen Aerzten aufgegebenen, Sohn, nachdem sie alle erkennen, daß sie keine Hülfe ihn zu retten mehr wüßten, in eine Wanne mit eiskaltem Wasser werfen, und so lange darin festhalten läßt, bis er ganz erstarrt und gleichsam ohne Leben ist; da er denn wieder in das erwärmte Bett gelegt wird, und davon geneset.

Viele Wunden würden eher und leichter heilen, wenn wir alle fetten Salben und Pflaster verbanneten, und an deren Statt die Wunde einige mal im Tage mit kaltem Wasser auswüschen, im übrigen aber blos gegen die frische Luft verwahrten. Vermuthlich ist dies die Ursache, warum die so genannten sympathetischen Curen mit den Wundhölzern so gut von Statten gehen; die Wunden werden davon schwerlich heilen, wenn das Waschen mit kaltem Wasser unterbleibt.

Unsere Kinder werden viel gesunder, stärker und frischer seyn, wenn wir sie täglich in kaltem Wasser baden, als wenn wir sie vor einem Wärmkorb unter dem Dampf von Kohlen mit warmen Wasser waschen, damit die armen Dinger ja nicht erkältet werden mögen.

Man hat weitläuftige Beschreibungen von glücklichen, durch das Electrisiren verrichteten, Curen, wodurch gewisse innerliche Bewegungen auf eine kurze Zeit verdoppelt, oder verändert werden; auf eine Wei-

se,

se, die in gewissen Zufällen wirklich von dem größten Nutzen seyn muß.

Die mehrsten Aerzte wollen nicht zugeben, daß ein magnetisirtes Eisen auf einen schmerzhaften Zahn wirken könne; Mir kommt es hingegen nach meinen im I. Theil S. 418. und im V. S. 803. geäußerten Muthmaßungen sehr wahrscheinlich vor; vornemlich wenn die Erfahrung richtig ist, daß der Schmerz eher vergeht, wenn man sich nach der Richtung der Magnetnadel so stellet, daß das magnetisirte Eisen eben mit dem Norderpol in der Linie, wie die Nadel stehet, an den schmerzhaften Zahn gestellet wird.

Ich muß noch ein Mittel anführen, welches zwar eigentlich nicht hieher gehört, von dem ich aber zu wissen wünsche, ob es so sicher und unschuldig ist, als es mir angepriesen worden.

Um eine im Körper herumlaufende gichtische oder podagrische Materie herauszuschaffen, soll man neun Loth bis ein halb Pfund frischen feuchten Sauerteig nehmen, ein viertel Pfund Rockenmehl und vier Loth Kochsalz darunter mischen, alles wohl durch einander kneten, die ganze Masse in zwey Theile theilen, und nachdem solche in der Form des Fußes platt gedruckt worden, unter jeder Fußsohle die Hälfte legen, hierauf mit Flonell oder einer Serviette zubinden und zwölf Stunden liegen lassen. Dieses wird drey Tage nach einander wiederholt, vornemlich wenn sich bey dem Abnehmen des Umschlages am Fuße rothe Flecken zeigen. Weil dadurch die Schweißlöcher sehr eroffnet werden, so muß man die Füße nach abgenommenen Umschlägen annoch eine Zeitlang warm und in Transpiration erhalten. Ist viele scharfe Materie in dem Körper, so setzt sich rund um den Fuß ein dicker

zäher Schleim an, den man gleich einer Haut abziehen kann. Mir ist dies Mittel um so merkwürdiger geschienen, nachdem ein Irländischer Arzt **Faulkner** in dem Dubliner Journale ähnliche Umschläge gewaltig anpreiset, wozu er ein Pfund Reismehl, vier Unzen Bierhefen und zwo Unzen Salz nimmt, nachher aber die Füße mit Kley, Brantewein, warmen Wasser und spanischer Seife wäscht. Da ich mich in der Folge für gichtische und padagrische Zufälle fürchte, so mögte das Urtheil mehrerer Aerzte hören, ob man dies Mittel jedesmal ohne Bedenken anwenden könne?

7) **Herr Tissot** gestehet selber *), daß die Cur der gewöhnlichen Nervenkrankheiten bis auf diese Stunde noch **äußerst ungewiß** sey, da doch die Nerven bey den mehrsten Krankheiten unmittelbaren Einfluß haben, und der Arzt in schweren Krankheiten schon gewonnen hat, wenn er in denen geschwächten Nerven den gewöhnlichen Reitz herstellen, und die krampfhaften Zuckungen heben kann. Geringe Umstände aber in der Constitution oder in dem Befinden des Kranken machen oft, daß sonst diensame Mittel höchst bedenklich werden, und das zu stillende Uebel eher schärfen. Man wird also schwerlich alle Aerzte vereinigen, wie die Medicamenta tonica recht angewandt werden sollen, worauf doch ein großes in der Arzneywissenschaft anzukommen scheint.

Doch was mache ich, da mich so weit in ein Feld wage, worin ich ein großer Fremdling bin, und welches nicht in mein Fach gehört? Ich muß befürchten, daß wahre Aerzte meine Gedanken seichte finden und mir zurufen werden: Ne sutor vltra crepidam.

*) S. dessen Krankheiten vornehmer Personen §. 83.

XIV.

Nacherinnerungen.

Nullum a labore reclinat otium,
Vrget diem nox, & dies noctem, neque eſt
Leuare tenta ſpiritu præcordia.

Horat.

Nacherinnerungen.

Ich liefere hiemit die bisher zurückgebliebene Fortsezzung und den Beschluß des schon vor drey Jahren angefangenen vierten Theils: In der Vorrede zum fünften Theile habe angeführt, was mich zu diesen Verzug bewogen hat.

Bey gegenwärtigen fünf Abhandlungen habe ich die nemliche Absicht als bey den erstern achten gehabt, nemlich allgemeine Grundsätze aus der Erfahrung fest zu setzen, wornach ein sich selbst gelassener Hausvater in zweifelhaften oft vorkommenden Fällen handeln soll, um sich glücklich zu machen, und ein geruhiges Gewissen zu behalten.

Die **neunte** Abhandlung soll also Anleitung geben, wie man seine Zeit recht anwenden, und nützliche Beschäfftigungen mit angenehmen Unterhaltungen verbinden soll, um in seinen Pflichten nichts zu versäumen.

Die **zehnte** setzt das Gute und lächerliche bey den Moden aus einander, und merkt einige besondere, mir anstößige, Gewohnheiten unserer Zeit an.

Ich hoffe, daß diese Abhandlung auch dem schönen Geschlechte Anlaß geben soll, den Hausvater zu lesen, wenn ihnen auch meine Urtheile und Anmerkungen an einigen Stellen misfallen sollten. Ihnen zu Gefallen habe am Ende einige merkwürdige ganz abweichende Gewohnheiten aus andern Weltgegenden gesammlet.

Die **eilfte** lehret, wie wir uns in Gefahren schikken sollen, und enthält einige in dem letzten Kriege unter dem Geräusch der Waffen gemachte Beobachtungen, welche ich der Mühe werth halte, daß sie angemerkt werden.

Die **zwölfte** dürfte dem Inhalt nach die wichtigste seyn, indem sie gewisse allgemein angenomene Vorurthei-

le bestreitet, durch welche ganze Länder gestraft und unglücklich gemacht werdē: Sie ist auch besonders gedruckt worden, unter dem Titel, **der freye Kornhandel.**

In der **dreyzehnten** und letzten wage ich mich in die Arzneywissenschaft: Meine Absicht ist keineswegeſ, Aerzte zu belehren, sondern nur Lehren zu geben, was ein jeder Hausvater zu Erhaltung der Gesundheit von sich und den Seinigen beobachten solle. Indessen werden einige Anmerkungen auch Aerzten selber nützlich seyn können; Mich verlangt, das Urtheil von mehrern zu hören, was sie zu der geäuserten Theorie von sicherer Heilung der Krankheiten, von der Zeugung, und von dem Ursprunge des Geschlechtes sagen werden.

Sollte mein Vortrag ferner gefallen, so wird vielleicht künftig noch ein Band mit ähnlichen Abhandlungen folgen. Ich kann nicht umhin, meinen schon in der Vorrede zum ersten Stücke geäuserten Wunsch zu wiederholen, ob nemlich nicht Vorlesungen über einige dieser Abhandlungen auf hohen Schulen von gröſserm Nutzen seyn mögten, als die gewöhnlichen trocknen und übertriebenen Moralen, welche oft nur dazu gereichen, um gewisse Laster, für welchen sie warnen sollen, bekannter zu machen, und von denen man ohngefehr das sagen mögte, wie ich irgendwo das Völkerrecht erklärt finde, daß es ein Recht sey, welches ein müßiger Kopf erfinde, der Soldat nicht lese, und der Mächtige verlache.

Einige eingeschlichene, aus dem Zusammenhange leicht zu erkennende Druckfehler wird der geneigte Leser übersehen, und ändern.

In dem folgenden sechsten Theile gedenke ich nunmehro die schon im ersten Theile S. 408 : 414, und im fünften S. 504 und 790 angekündigte Theorie von der Bewegung oder allgemeinen Naturlehre mitzutheilen. Hannover, auf Ostern 1772.

Haupt-

Haupt-Inhalt
des Vierten Theils.

1te Abth. Einleitung.

§. 1. Absicht des Verfassers.
2. Der sich selbst gelassene Hausvater in seiner Wirthschaft.
3. Man muß nach Regeln handeln.
4. Dazu wird ein System erfordert.
5. Wir sind Mitglieder einer ganzen Gesellschaft.
Wir müssen patriotisch denken.
6. Wir müssen in der Wirthschaft systematisch handeln.

2te Abth. Der fromme Hausvater.

7. Was from sey, wird erkläret.
Mit Exempeln bewiesen.
8. Alle Handlungen müssen die Ordnung im Ganzen befördern.
9. Dazu gehöret eine Ueberlegung.
10. Worin die Ordnung im Ganzen bestehet.
Das Recht der Natur erkläret.
11. Woher eine Zufriedenheit entsteht.
12 Alle Menschen dürfen nicht überein handeln.
13. Prüfungen über unsere Handlungen sind nöthig.
Wer in den Tag hinein lebt.
Was ein unruhiges Gewissen, Schaam, und Verzweifelung veranlasset.
14. Zween Einwürfe werden beantwortet.
Durch Exempel erläutert.
Allgemeine Regel.
15. Was hilft es, wenn einer allein recht handelt?
Wir müssen Irrthümer vermeiden.
16. Gott! dessen Existenz erwiesen.
17. Wir müssen 1) einen Gott erkennen.
18. 2) Ihn verehren.
Pflichten der Religion.
Religions-Dispüte verworfen.
19. Wir müssen 1) eine Scheinheiligkeit meiden.
Solche erklärt.

§. 20. Auch 2) Heucheley.
21. Und 3) Schwärmerey.
Geistliche Orden.
Herrenhuther.
22. Desgleichen 4) Verfolgungen.
23. Nichtweniger 5) den Aberglauben.
Sieben Arten des Aberglaubens.

3te Abrh. Der Hausvater ein Patriot.

24. Was ein Patriot, und patriotisch denken heisse.
Liebe zum Vaterlande.
25. Unterschied von einem Publicisten und Politicus.
Erklärung eines Staatsmannes.
Beschreibung eines Politikus.
26. Drey Hauptpflichten als Mitglied eines Staates.
27. 1) Er unterwirft sich den Gesetzen.
28. 2) Er trägt zu den öffentlichen Anlagen bey.
29. 3) Er schränkt sich in einigen Stücken ein.
30. Er darf öffentliche Einrichtungen nicht öffentlich tadeln.
31. Nöthige Vorsicht bey Ertheilung eines Raths.
Exempel vom verbotenen Brandteweinbrennen.
Im Kriege war nie Mangel.
32. Wenn ein Patriot Theil nehmen muß.
Nöthige Behutsamkeit.
Warnung.
33. Zuneigung gegen das Vaterland.
Worin sie bestehe.
Wie gefehlet wird.
34. Patriot befördert die Wohlfarth der Mitbürger.
Beruhigung dabey.
Hausvater wird wenige bekehren.
35. Man muß sein Vaterland blühend zu machen trachten.
Wie es geschiehet.
Was die Erfahrung lehrt.
Vier Hindernisse.
Erfahrung aus dem Kriege.
36. Wie bringt ein Patriot einen Ort in Aufnahme.
1) Er muß ihn lieben, und für ihn eingenommen seyn.
37. 2) Es muß alles dort schöner und besser finden.
Vorurtheile der Teutschen.
Fünffache Art zu fehlen.

§. 38.

§. 38. 3) Er verachtet seine Landesleute nicht.
Giebt nicht leicht Fremden den Vorzug.
39. 4) Er findet die Landesgebräuche gut.
Fehler der Deutschen.
Anmerkungen von einer Reise.
40. 5) Er behält alte Trachten und Gewohnheiten bey.
41. 6) Er macht sich richtige Begriffe von der Glückseligkeit.
42. 7) Er setzt sie nicht in einer Unabhängigkeit.
Was ein blühender Staat sey.
Einer muß dem andern Nachbaren Leben geben.
43. 8) Er schränkt sich nicht auf das nothwendige ein.
44. 9) Er befördert die Industrie.
45. 10) Er befördert Handel und Wandel.
Wie dieses geschieht.
Was das Commerz ist.
46. 11) Er erklärt sich nicht gegen den Lüxe.
Gute Würkung desselben.
Misbrauch dabey.
Worin der Fehler liegt.
47. 12) Er unterhält Hauptpassiones.
48. 13) Er erwirbt sich Clienten.
49. 14) Er macht öffentliche Stiftungen.
50. 15) Er unterstützt Gelehrsamkeit u. Wissenschaften.
51. 16) Er theilt Prämien aus.

4te Abth. Der Politicus.

52. Verschiedene Bedeutungen des Wortes.
53. Politik geht auf einzelne Vorfälle.
54. Verbesserungsgeist und Projectenmacherey.
Warnung dagegen.
55. Ein Politicus schmeichelt.
Dagegen wird gewarnet.
56. Er sieht auf bevorstehende Fälle voraus.
57. Macht sich die Verfassung des Vaterlandes bekannt.
58. Bekümmert sich um die Handlung.
Streit in Frankreich darüber.
59. Erforscht die Münzverfassung.

5te Abth. Der gestrenge Hausvater.

60. Erklärung des Wortes.
Unterscheid mit einem Gerechten.
61. Absicht eines Gestrengen.

§. 62. Man handelt aus Verführung oder Unachtsamkeit gegen seine Pflichten.
63. Wir fehlen durch Unterlassung des Guten oder Ausübung des Bösen.
64. Doppelte Absicht bey Strafen.
65. Es liegt an einem Bestreben recht zu handeln.
66. Es ist mehr auf die Folgen zu sehen, als auf das Verbrechen.
67. Man soll sparsam im Strafen seyn.
Beweis von Soldaten, Herrschaften, Eltern, Gerichtspersonen.
Beschreibung eines billigen Richters.
68. Gelinde Strafen haben den Vorzug.
Durch Exempel erwiesen.
69. Ein Richter prüfe sich vorhero selber.
70. Wie weit Vorschriften schützen.
Es ist nicht allemal nöthig, Befehle pünctlich zu befolgen.
71. Viele Verordnungē rechtfertigen sich nur in der Theorie.
72. Wir sind gegen gewisse Verbrechen zu strenge.
73. Warnung gegen willkührliches Verfahren.
74. Unterrichter ist Beschützer, nicht Fiscal.
Streit zwischen verschiedenen Ständen.
75. Klagen sind kurz abzuthun.
Fehler der mehrsten Richter werden bemerkt.
76. Gefährliches Vorurtheil gegen den gemeinen Mann.

6te Abth. Der Menschenfreund.

77. Erklärung eines wahren Menschenfreundes.
78. Er kann nicht allen dienen.
79. Er erwirbt sich eine Achtung.
Exempel wie darunter gefehlt werde.
80. Sechs Eigenschaften eines Menschenfreundes.
Er ist
81. 1) Vorsichtig bey Ertheilung eines Raths.
Fünf Warnungen.
Rath wird leicht unrecht befolget.
82. 2) Insbesondere in wichtigen Angelegenheiten.
Nöthige Prüfung dabey.
83. 3) Er erleichtert andern die Last.
Wird von wenigen beobachtet.
Exempel aus verschiedenen Ständen.
84. 4) Er ist dienstfertig.
Nöthige Vorsicht dabey.

§. 85. 5) Er ist mitleidig, hilft Nothleidenden.
Vier Klassen von Armen.
Exempel von wahren Mitleidigen.
86. 6) Er ist gastfrey.
Gegensatz ein Misantrop und Sonderling.
Wahl bey Gesellschaften.
Vorzug des Landlebens.
87. 7) Er ist verträglich.
88. 8) Hütet sich für Anbringer und Lieblinge.
89. 9) Bedenkt, daß aus Freunden Feinde werden.

7te Abth. Der Umlauf des Geldes.

90. Absicht der Abhandlung.
1ter Fall. Wenn wenig Geld schleunig aus einer Hand in die andere geht.
91. 2ter Fall. Wenn mehr Geld zukommt.
92. 3ter Fall. Wenn solches geschwinder rullirt.
93. 4ter Fall. Wenn es noch geschwinder in eine frische Hand und zurück kommt.
94. 5ter Fall. Wenn leicht Geld rullirt.
95. 6ter Fall. Wenn Papier rullirt.
96. 7ter Fall. Wenn der Handel mehr Geld herzieht, ohne daß es weiter kommt.
97. 8ter Fall. Wenn dieses weiter ausgebreitet wird.
98. 9ter Fall. Wenn einige Geld sammlen und zurück legen.
99. 10ter Fall. Wenn mehrere den Vorrath zu vergrößern trachten.
100. 11ter Fall. Wenn einer auf eine zurückbleibende Einnahme gerechnet hat.
101. 12ter Fall. Wenn das gesparte von neuen zerstreuet wird.
102. 13ter Fall. Wenn ein Mistrauen im Credit entsteht.
103. 14ter Fall. Wenn die Circulation des Geldes recht im Gange ist.
104. 15ter Fall. Wenn dadurch einige zur Industrie bewogen werden.
105. 16ter Fall. Wenn alle Einwohner sich mehr ausbreiten.
106. 17ter Fall. Wenn alle Familien den Aufwand vermehren.
107. 18ter Fall. Wenn neue Handwerker herbeygezogen werden.
108. 19ter Fall. Wenn Geld aufgeliehen wird.
109. 20ter Fall. Wenn Geld für fremde Waaren weggeht.

§. 110. 21ter Fall. Wenn der Handel durch Tauschen geführet wird.

111. 22ter Fall. Wenn Nachbarn merken, daß sie die Balanz verlieren.

112. 23ter Fall. Wenn Geld weggeht, und kein fremdes hereinkommt.

113. 24ter Fall. Wenn das wenige übrige Geld doch fleißig circulirt.

Klagen gegen den Luxe.

114. 25ter Fall. Wenn Reiche plötzlich die Ausgaben einschränken.

115. 26ter Fall. Wenn daher eine allgemeine Furcht entsteht.

116. 27ter Fall. Wenn niemand sich sofort wieder einschränken will.

117. 28ter Fall. Wenn gutes Geld in schlechtere Münze verwechselt wird.

118. 29ter Fall. Wenn man sich durch das Aufgeld blenden läßt.

119. 30ter Fall. Wenn eine Münzsorte seltener wird.

120. 31ter Fall. Wenn der Nachbar unsere Münze nicht nimmt.

121. 32ter Fall. Wenn eine außerordentliche Auflage nöthig ist.

Vorschläge wie man sich hilft.

Wenn ein Krieg Geld circuliren macht.

122. 33ter Fall. Wenn darauf Friede wird.

123. 34ter Fall. Wenn plötzlich dadurch vielen die Nahrung entzogen wird.

124. 35ter Fall. Wenn im Kriege mehrere ihre Umstände verbessern.

125. 36ter Fall. Wenn beym Frieden neue Quellen gesucht werden müssen.

126. 37ter Fall. Wenn der Krieg eine geringe Münze veranlasset hat.

127. 38ter Fall. Wenn neue Auflagen nöthig sind.

128. 39ter Fall. Wenn die schlechtere Münze verwechselt wird.

129. 40ter Fall. Wenn eine Münze den Credit verliert.

130. 41ter Fall. Wenn dadurch das Vermögen der Einwohner verringert wird.

131. 42ter Fall. Wenn eine außerordentliche allgemeine Auflage beliebet wird.

§. 132. 43ter Fall. Wenn daraus ein allgemeines Misvergnügen entsteht.
133. 44ter Fall. Wenn die Auflagen erhöhet werden.
134. Daraus folget:
1ter Satz. Daß viele sich große Einnahme berechnen, liegt nicht an der Menge des Geldes.
135. 2ter Satz. Nicht die Menge des Geldes, sondern dessen Circulation macht ein Land blühend.
136. 3ter Satz. Es kann viel Geld hinzukommen, ohne es zu merken.
137. 4ter Satz. Eben auch kann viel Geld weggehn, ohne es zu merken.
138. 5ter Satz. Geringe weggehende Summen können empfindlich werden.
139. 6ter Satz. Gewaltsame Mittel, welche Geld aus dem Umlaufe ziehen, sind gefährlich.
140. 7ter Satz. Das Geld ist ein Schätzungszeichen.
141. 8ter Satz. Bey ungestörtem Umlauf kann ein Land größere Lasten ertragen.
142. 9ter Satz. Schwere Auflage kann angenehm seyn, wenn eine geringere Misvergnügen erweckt.
143. 10ter Satz. Wolfeile Preise machen nicht glücklich.
144. 11ter Satz. Die Ausfuhr des Geldes schadet nicht, wenn die Geld zurückführende Quellen offen bleiben.
Politische Fehler dabey.
15 Vortheile einer freyen Handlung.
15 Ueble Folgen eines eingeschränkten Handels.
145. 12ter Satz. Luxe kann vortheilhaft seyn.
Gefahr bey dessen Einschränkung.
Schluß.

8te Abth. Die Ausgaben des Hausvaters.

146. Vier Arten von nothwendigen Ausgaben.
147. Vornehmste Regel.
148. Die Einnahme muß die Ausgaben bestimmen.
149. Nöthige Untersuchung dabey.
Durch ein Exempel erläutert.
150. Warnung.
151. Noth- Tod- und Ehrenpfennig.
152. Vorsicht eines bedachtsamen Hausvaters.
153. Was kümmerlich leben heisse?

§. 154. Was kärglich leben?
Geizige werden gerechtfertiget.
155. Was sparsam leben heisse.
Exempel von einer sparsamen Hausfrau.
156. Was reichlich leben?
157. Was verschwenderisch leben?
Exempel von unnützem Aufwande.
158. Warum man die Einnahme zu vermehren trachten müsse
Durch Exempel erwiesen.
159. Wie soll man den Ueberfluß anwenden?
1) Zum Bauen.
2) Zu Verschönerung der Gärten.
3) Um bequemer zu wohnen.
4) Zu Unterhaltung eines guten Tisches.
5) An Silbergeräthe.
6) Zu Haltung mehrer Bedienten.
7) Zum Verreisen.
8) Zu kostbaren Equipagen.
9) Auf hübsche Kleidung.
10) Auf Musik.
11) Auf Pferde und die Jagd.
12) Auf allerhand Sammlungen.
Unnütze Ausgaben werden erwehnt.
160. Neue Einnahme erfordert neuen Aufwand.
161. Wenn eingeschränkt erzogene zu einem großen Vermögen gelangen.
162. Hülfsmittel, wenn das nöthige fehlt.
Warnung vor fehlsamen.
163. Alle Jahr soll man etwas zurücklegen.
Für welche diese Regel vornemlich gilt.

9te Abth. Die Beschäfftigungen des Hausvaters.

144. Beschäfftigungen erklärt.
145. Drey Klassen von Beschäfftigungen.
146. 1) Pflichten wozu wir gegen andere verbunden sind.
147. 2) Was unser Interesse heischet.
148. 3) Willkürliche Beschäftigungen.
149. Unterschied zwischen Arbeiten, Pflichten, Geschäffte, Zeitvertreibe und Ergötzungen.
150. Geschäffte und Pflichten haben den Vorzug.
Was dem einen eine Arbeit ist, schätzt ein anderer für eine Ergötzung.

Exempel,

Exempel, wie die Menschen unterschieden denken.

§. 151. Abwechselungen gefallen.

Es beruht auf folgende Regeln.

152. 1te Reg. Stellet euch eure Beschäfftigungen angenehm vor.

Gewöhnliche Arten von Beschäfftigungen.

1) Das Spiel.
2) Die Musik.
3) Schauspiele und öffentliche Versamlungen.
4) Die Lectüre.
5) Die Gelehrsamkeit.
6) Die Wirthschaft.

Exempel von fehlenden Wirthen.

7) Das Bauen.
8) Die Gartenlust.
9) Die Erforschung der Natur.
10) Die Jagd.
11) Die Küche und Tafel.
12) Das Trinken.
13) Die Kinderzucht.
14) Die Liebe.
15) Der Putz.
16) Das Geld.
17) Die Proceßsucht
18) Die Disputirsucht.

Fehler der Deutschen

19) Das Tadeln und Medisiren.
20) Die Complimente.

Exempel von unhöflich-höflichen Personen.

21) Die Ordnung und Reinlichkeit im Hause.
22) Eine Unzufriedenheit und Sorgen für das künftige.
23) Das Projectenmachen.

153. 2te Reg. Sehet kein Geschäfte als eine Last an.

154. 3te Reg. Schiebet keine Arbeit auf.

155. 4te Reg. Denket, nicht es habe noch Zeit.

156. 5te Reg. Gebt keiner willkürlichen Beschäfftigung den Vorzug.

157. 6te Reg. Treffet eine geschickte Wahl u. Eintheilung.

Misbräuche durch Exempel erläutert.

158. 7te Reg. Wendet jede Minute recht an.

Exempel, wie darunter gefehlt wird.

Muster eines beschäfftigten Ministers.

Ob man die Morgen- od. Abendstunden wählen solle.
§. 159. 8te Reg. Seyd promt, ohne Uebereilung.
160. 9te Reg. Verdrießliche Vorfälle vergesset.
161. 10te Reg. Wendet die Kräfte nützlich an.
Nicht eben zu wichtigen Beschäfftigungen.
162. 11te Reg. Handelt nie ohne Absicht.
163. 12te Reg. Denket, daß ihr Rechenschaft geben sollt.

10te Abth. Der Hausvater nach der Mode.

164. Was ist Mode und Geschmack?
Durch Exempel erläutert.
Personen nach der Weise.
Neue Moden.
165. Man darf die Mode nicht ganz verwerfen.
166. 1te Reg. Handelt dem Urtheile der mehrsten gemäs.
167. 2te Reg. Erzeiget euch an jedem Orte den Moden gemäs.
168. 3te Reg. Nicht der erste und letzte um eine Mode anzunehmen.
169. 4te Reg. Schaffet neue Stücke nach der Mode an, lasset die alten wie sie sind.
170. 5te Reg. Seyd nicht leichtfertig, in Annehmung der Moden.
171. 6te Reg. Erforschet was eine Mode rechtfertigt.
Verschiedene abgeschmackte Moden bemerkt.
172. 7te Reg. Prüfet, ob sie gleichgültig oder gefährlich ist.
Exempel von gefährlichen Moden.
173. 8te Reg. Ersparende Moden macht nach.
Exempel angeführt.
174. 9te Reg. Bequeme Moden nehmet an.
175. 10te Reg. Hasset das Vergängliche, liebet das Beständige.
176. 11te Reg. Meidet andere lästige Moden.
Durch parfümiren, Toback rauchen und schnupfen erwiesen.
177. 12te Reg. Folget denen dem Lande vortheilhaften Moden.
Was die Landesfabriken und Handwerker befördert.
178. 13te Reg. Seyd nicht voreilig andere zu tadeln.
179. 14te Reg. Tadelt nicht gleich das überflüßig scheinende.
Exempel, daß Ueberfluß Vortheile schafft.

§. 180. 15te Reg. Seyd kein Sclave und kein Verächter der Moden.

188. Exempel von besondern und merkwürdigen abweichenden Moden.

11te Abth. Das Verhalten bey Gefahren, und insbesondere im Kriege.

182. Nothwendige Untersuchung, ob uns Gefahr drohet. Was Schicksal, Verhängniß, Unfall, Widerwärtigkeit, Unglück, sey.
Woher Verdruß, Misvergnügen und Gram entstehen.

183. Worin eine wahre Gefahr von einem Wahn und Einbildung sich unterscheidet.
Was Schrecken, Furcht, Angst, Zaghaftigkeit, Bestürzung, Verlegenheit, Verzagen und Verzeifelung veranlasset.
Ein gesetzter Muth.

184. Wie man einer Gefahr entweichet.

185. 1) Durch vorbeugen.

186. 2) Durch abwenden.

187. 3) Durch entfernen.

188. 4) Durch ausweichen.

189. 5) Indem man sich dagegen deckt.

190. 6) Wenn man sie vermindert.

191. 7) Wenn man sich widerwärtige Fälle zu Nutze macht.

192. Das Verhalten eines weisen Mannes; der vorsichtig und klug handelt.
Wie er sich von einem unbedachtsam handelnden Thoren unterscheidet.
Und von einem unbesonnenen Tollkühnen.

193. Um sicher zu gehen, wird Erfahrung, Uebung und Ueberlegung erfordert.

194. Die Nothwendigkeit einer Ueberlegung.

195. 1te Reg. Gebt auf alle Fälle Acht.

196. 2te Reg. Bemerket euch die Folgen.

197. 3te Reg. Erforschet die Ursachen, warum die Folgen eben so sind.
Anmerkung von der Kribbelkrankheit.

198. 4te Regel. Stellet euch mögliche Fälle voraus vor.
Exempel von feigen und verzagten Menschen.

199. 5te Reg. Prüfet voraus die besten Gegenmittel.
Die Nothwendigkeit durch Exempel bewiesen.

§. 200. 6te Reg. Bemerket, wenn eine Gefahr ohne Noth befürchtet worden.
Wie man sich gegen feige Personen verhalten soll.
201. 7te Reg. Um einer größern Gefahr auszuweichen, setzt man sich einer geringern aus.
202. 8te Reg. Ein geschwinder Entschluß ist der beste.
Was herzhaft, kühn, frech, dreiste, gesetzt, ein Held heißt.
203. 9te Reg. Im Unglück sucht man Trost.
Was Trost und Beruhigung sind.
204. Anwendung der Regeln auf den Krieg.
205. Krieg ist ein nothwendiges Uebel.
206. Wer bey einem Kriege in Betracht kommt.
207. Was Krieg veranlaßt.
208. 1te Anmerkung. Einzelne Einwohner müssen sich in die Folgen des Krieges schicken.
Der Krieg von 1757 ist vor andern merkwürdig.
Wir mußten wider Willen Antheil daran nehmen.
Wir wurden auf eine wundernswürdige Art gerettet.
209. 2te Anm. Man stellet sich mehr Gefahr dabey vor als nöthig ist.
Eigene Erfahrung.
Lob des Grafen St. Germain.
Dessen Vergleichung mit andern.
Geschichte, daß mit Ordnung furagirt worden.
210. 3te Anm. Es kann nicht allen Menschen wohl gehen.
Unglücksfälle bleiben nicht aus.
Sind im Kriege nicht besonders stärker.
211. 4te Anm. Ein aufrichtiges Betragen erwirbt uns Zutrauen.
Erfahrung aus dem Kriege.
212. 5te Anm. Auch im Kriege muß man die Handlung erweitern.
213. 6te Anm. Auch die Leidenden haben Gelegenheit, sich zu erholen.
Erfahrungen und Exempel.
Einwurf des Hausvaters gegen sich selber.
Wunsch.
12te Abth. Des Hausvaters Betragen bey einer Hungersnoth oder Theurung.
214. Absicht der Abhandlung.
Wir nähren uns von Korn.
Wenn Hungersnoth entsteht.

§. 215. Was die Kornsperre veranlasset.
Allgemeine Anmerkung. Es ist kein Unglück wenn das nöthige fehlt.
Vorzüge, wenn der Handel ganz frey wäre.
216. Sind Sperren zu Abwendung einer Hungersnoth nöthig?
Das Gegentheil erwiesen.
Man betrachtet den gemeinen Mann von der unrechten Seite.
217. Können Sperren in besondern Fällen Statt haben?
218. I. Wer räth Sperren?
1) Furchtsame Hauswirthe verzagen.
2) Mitleidige Obrigkeiten wählen unrechte Mittel.
3) Pächter haben Nebenabsichten.
4) Besoldete Bediente hoffen eine Erleichterung.
5) Mitleidige schließen unrecht.
6) Redliche Männer hoffen alle Menschen ehrlich.
7) Bürger sehen auf das Beste der Städte.
8) Die mehrsten folgen blind der Mode.
219. II. Was für Gründe rathen dazu?
220. 1) Nicht die Natur der Sache; Weder
a) wenn der Mangel wesentlich ist, noch
b) wenn er befürchtet wird.
Gleichniß von einem Kaufmann.
Exempel von 1740.
221. 2) Nicht das Aufkaufen der Nachbaren.
Wer Hülfe gebraucht, kann keine Hülfe versagen.
Ganze Länder können leichter, als einzelne Handelsstädte versorget werden.
Man stellt sich die Verkäufer zu leichtsinnig vor.
Bey Sperren geht mehr Korn weg.
Vortheile des freyen Handels.
Widersinnige Klagen des Volkes.
222. 3) Nicht das Sperren der Nachbaren.
Hat er Mangel, so schadet sein Sperren nicht.
Hat er Vorrath, so straft er sich.
Durch Gleichnisse und Erfahrungen erwiesen.
223. 4) Nicht gewinnsüchtige Wucherer.
Diese gewinnen bey Sperren.
Unterscheid, ob ein Ort mitten im Lande, oder an der Gränze liegt.
Exempel aus Frankreich.
Strafen der Wucherer.

§. 224. 5) Nicht die besondere Lage eines Landes.
a) Nicht in geschlossenen Ländern; Exempel aus Frankreich und England.
b) Nicht in großen Städten; Exempel aus Hamburg.
c) Nicht in kleinen Provinzen; vornemlich wenn sie selber Ackerbau haben.
d) Am wenigsten, wenn sie vermischte Gränzen haben.
Anwendung davon.

225. 6) Nicht besondere Umstände.
a) Kein bevorstehender Krieg.
b) Nicht um den Feind die Subsistenz abzuschneiden.
c) Nicht um Aufkäufer abzuhalten.
d) Nicht um Nachbaren zu züchtigen.
Folgen davon.

226. III. Was räth die Erfahrung?
Keine Sperre hat jemals einen Mangel verhütet.
Exempel von 1740.
Folgen der Sperren.
Besondere Beschaffenheit des Kornhandels.
Anwendung auf besondere Fälle.
Erfahrung aus dem Kriege und von 1770, auch aus England. Aufgabe.

227. IV. Was soll bey einem Kornmangel geschehen?
Unterscheid, wenn der Mangel ganze Länder, oder nur einzelne Orte betrifft.

228. 1te Regel. Befürchtet in wohlfeilen Jahren einen Mangel.
Erfahrungen von 1740 und 1770.
a) Sparet in großen Haushaltungen.
b) Tadelt keine Aufkäufer.
c) Leistet ihnen Vorschub.
d) Muntert Kaufleute auf.
e) Hebet Zinskorn auf.
f) Leget Magazine an.

229. 2te Reg. Seyd aufmerksam, aber nicht voreilig.
Die mehrsten klagen ohne Grund.
Mittel sind schlimmer als das Uebel.
Folget Kaufleuten.

230. 3te Reg. Aus dem Mangel einzelner folget kein allgemeiner Mangel.

§. 231. 4te Reg. Unterdrücket eine panische Furcht.
Folgen, wenn die Furcht ausgebreitet wird.
Sperren steigern die Preise mehr als das Aufkaufen.

232. 5te Reg. Bey einem Mangel kann man leichter Gegenanstalten machen, wenn der Handel frey ist.
a) Es wird leichter Korn herbey geschafft.
b) Preise bleiben geringer.
c) Es ist vortheilhaft, wenn von dem angekauften auch etwas weiter geht.
d) Der Schleichhandel unterbleibt.
e) Kein Kaufmañ fürchtet ein leeres Waarenlager.
f) Lieferungen an Nachbaren machen Millionen gewinnen.

233. 6te Reg. Machet keine allgemeine Gegenanstalten.
Gleichniß von epidemischen Krankheiten.
Erfahrungen und Folgen.

234. 7te Reg. Je größer die Gefahr, desto gefährlicher der Zwang: In Ansehung
a) der Kaufleute;
b) der Vorkäufer;
c) der privilegirten Aufkäufer.

235. 8te Reg. Unterhaltet die Freundschaft mit Kaufleuten.
Vortheile, wenn durch sie gekauft wird.
Nachtheile des Commissionshandels.

236. 9te Reg. Nehmet keine Furcht vor wahren Mangel.
Erfahrung von 1770 und 1757.
Preise steigen im Winter.
Fehlende Futterung für Vieh macht Mangel.
Nicht sowol schlechte Ernten.
Ein Hauswirth kañ sich auf die Hälfte einschränken.

237. 10te Reg. Mangel an einer Art Korn veranlasset keine Noth.
Kann auf eine doppelte Art ersetzt werden.
Arme essen sich sonst in Brodt arm.
Wie Vorstellungen geschehen müssen.
Exempel von 1770 und 1771.

238. 11te Reg. Zur Nahrung dienende Pflanzen sind bekannt zu machen.
Die dergleichen gebrauchen sollen belohnt werden.

239. 12te Reg. Kauft lieber theures Korn in der Nähe.
Das Geld kommt eher zurück.

240. 13te Reg. Bemittelte müssen Aufwand machen.
Exempel und Erfahrungen.

§. 241. 14te Reg. In gesperreten Ländern bleiben die Unterthanen doch unsere Freunde.
Eine Sperre schadet also nichts.
Führt uns mehr Korn und wohlfeiler zu.
242. 15te Reg. Ueberlasset vieles der Vorsehung.
Wir sehen viele Vorfälle als Uebel an, die zum Besten gereichen.
Wir wählen leicht falsche Mittel.
243. V. Uebrige Hülfsmittel in Theurung.
Vier Klassen von Vorschlägen.
Schriften, welche die Materie abhandeln.
244. 1ter Rath. Die Policey muß sich des Kornhandels annehmen.
Dieser Rath ist eben für Frankreich so unglücklich gewesen.
Folgen des freygegebenen Handels.
Folgen des freyen Handels in England.
245. 2ter Rath. Beständige Preise wären ein Glück.
1) Kann ein Fabrikant gezwungen werden, wohlfeil zu verkaufen?
2) Erhalten wohlfeile Preise die Fabriken?
Erfahrung von 1770.
3) Die Fabrik, welche die mehrsten Hände beschäfftigt, hat den Vorzug.
Anmerkungen. Aufgabe von Cassel.
246. 3ter Rath. Wer Vorrath hat, muß zum Verkauf gezwungen werden.
Wer soll die Zeit bestimmen?
Magazine dürfen nicht von Anfang verschleudert werden.
Kornvorräthe sind nöthig.
247. 4ter Rath. Man soll die Boden aufbrechen.
Gefährliche Folgen davon.
248. 5ter Rath. Ein Ueberschlag des Vorraths ist nöthig.
Giebt unsichere Berechnungen.
Erweckt Furcht.
Gefahr dabey. Exempel.
249. 6ter Rath. Es wird mehr Strenge erfordert.
Gefahr bey der Strenge.
Vergrößert das Uebel.
250. 7ter Rath. Nachbaren kaufen auf, um weiter zu schicken.
Vortheile, die ein Land davon haben würde.

§. 251.

§. 251. 8ter Rath. Brodtportiones sind kleiner zu backen.
Geschieht in Städten.
Vortheile davon.
252. 9ter Rath. Frisch Brodt ist nicht auszutheilen.
Vortheil davon.
Vorschlag, Schiffszwieback auszutheilen.
253. 10ter Rath. Gebacken Brodt muß ausgetheilt werdt.
Was dadurch ersparet wird.
254. 11ter Rath. Besser, Nudeln kochen lassen, als Brodt backen.
255. 12ter Rath. Man muß das Mehl vermischen.
Mit Obst- und Weinkernen.
Mit Knochenmehl.
Mit gedörreten Eicheln.
256. 13ter Rath. Die Anzahl von Vieh ist zu verringern.
Exempel von China.
Falsche Berechnung von Hunden.
Lieber Arme, Alte, und gebrechliche Kinder abgeschafft.
257. 14ter Rath. Das Branteweinbrennen ist einzustellen.
1) Wie viel Korn wird verbrannt?
2) Nicht der 50te Theil der ganzen Consumtion.
3) Dessen Ersparung ist nicht von Nutzen.
Da bey einer Freyheit die Hälfte erspart werden kann.
4) Brantewein ist unentbehrlich.
Der gemeine Mann erspart dabey Brodt, entgeht Krankheiten, und kann eher frieren und hungern.
5) Gefährliche Folgen des Verbots.
6) Misbrauch hebt den Nutzen nicht auf.
7) Schädlichkeit des Brennens unter Einschränkungen.
258. 15ter Rath. Es ist mehr Land artbar zu machen.
Wenn dazu mehr Arbeiter angesetzt werden, wird auch die Consumtion grösser.
Bedenklichkeiten dabey.
259. 16ter Rath. Die Brach ist abzuschaffen.
Bedenklicher Rath. Vortheile der Brach.
260. 17ter Rath. Die Schäfereyen sind einzuschränken.
Vorurtheil von Gewinnung der Brach.
Man verliert den Dünger.
Schäfereyen sind Goldgruben.

§. 261. 18ter Rath. Der Bauer muß mehr Freyheit haben.
Vorurtheil.
1. Vorschlag: Seine Umstände erträglicher zu machen.
Erklärung eines glücklichen Landes.
Aufmunterung ist nöthig: dazu Musik, Feste, ꝛc.
Ackerbau ist eine Fabrik.
Grundsätze, wornach er zu beurtheilen.
Vorzug großer Haushaltungen.
Wo Vereinzelungen vortheilhaft sind.
Betrachtung der Leibeigenen; deren Vortheile.
Benennung der Freyen hat keinen Einfluß.
Exempel von Städten.
Alles beruhet von dem Betragen des Gutsherrn.
2. Vorschlag: Die Naturaldienste sind aufzuheben.
Vergleichung mit Fabrikanten.
Freyhöfe sind nicht die am besten bebauete.
Vergleichung mit Dienstboten.
Baare Geldabgaben drücken mehr, als Naturaldienste.

262. 19ter Rath. Es sind Magazine anzulegen.
Deren Nothwendigkeit und Nutzen.
Bedenklicheiten dabey.

263. 20ter Rath. Kleine Nebenmagazine sind nöthig.
Wie man dazu aufmuntere.
Bedenklichkeiten bey den Vorschlägen.
Handel auf Actien ist gefährlich.
Ob ein Waarenlager möglich?

264. 21) Zweifel. Haben Einschränkungen gar keinen Nutzen?
Sie gehören zu der besten Welt.
Sind ein nothwendiges Uebel.
Einzelne werden dadurch reich.
Kaufleute gewinnen.

13te Abth. Der Hausvater sein Arzt.

265. Um glücklich zu seyn, wird ein zufriedenes Gemüth und gesunder Körper erfordert.
Wie nöthig die Gesundheit sey.

266. Aerzte sorgen für die Gesundheit.

267. Vorzüge eines Arztes und der Arzneygelahrtheit.
Theile derselben.

268. Arzneykunst ist ungewiß.
Ursache davon.
Urtheile des Rousseau und Plinius.

§. 269. Wir müssen in verschiedenen Fällen unser eigner Arzt seyn.

270. 1ter Fall. Um sich selber zu kennen.
Nothwendigkeit davon. Rath für junge Leute.

271. 2ter Fall. Um die rechte Diät zu beobachten.
Der Unterschied der Naturen läßt keine allgemeine Regeln zu.

272. 3ter Fall. Um Versuche an sich zu machen.
Wir müssen nicht zu eilig etwas schädlich halten.
Deswegen keine Aerzte fragen.
Exempel von Suppenessen und Nachtwachen.
Warnung für Bejahrte.

273. 4ter Fall. Um vorgehende Hauptveränderungen zu bemerken.

274. 5ter Fall. Um die bevorstehenden Folgen zu beurtheilē.
Anwendung auf die Fieber.

275. 6ter Fall. Wenn man auf dem Lande wohnt.

276. 7ter Fall. Um abwesend Berichte zu erstatten.
Lehret der Arzt.

277. 8ter Fall. Um den Arzt zu wählen.
Gewöhnliche Fehler in der Wahl.
Zu beobachtende Regeln.
Erinnerung wegen Tissot und Unzer.

278. 9ter Fall. Um die Medicin zu beurtheilen.
Drey Fälle, da dieses nöthig ist.
Warnung gegen den Gebrauch äußerlicher Mittel.
Ein mediciniſches Handbuch wird verlangt.

279. 10ter Fall. Um Mittel und Recepte zu sammlen.
Gefahr bey Verordnung alter Recepte.

280. 11ter Fall. Um alte Recepte zu beurtheilen.
Dabey anzuwendende Vorsichten.

281. 12ter Fall. Um Hausapotheken anzulegen.
Bremer Hausapotheke wird empfohlen.
Frauenzimmer curiren glücklich.
Der Hausvater bittet, ihm Recepte mitzutheilen.
Eigenschaften solcher Recepte.
Urtheil über Haartman Hausapotheke.

282. 13ter Fall. Um Hausmittel ohne Gefahr zu verordnen.
Exempel von mislungenen Curen.

283. 14ter Fall. Um den Puls zu beurtheilen.
Den Puls zu kennen ist nothwendig.
Viele Aerzte fehlen darin.
Bedenklichkeit dabey.

§. 284. 15ter Fall. Um sich in plötzlichen Zufällen zu helfen.
Exempel von Schlagflüssen und Verwundungen.
285. 16ter Fall. Wenn wir einer Schwachheit unterworfen werden.
Einige verabsäumen ihren Körper.
Andere sind zu besorgt.
286. 17ter Fall. Wenn Freunde durch Tadel Unruhe erwecken.
Exempel von sorgfältigen Müttern.
287. 18ter Fall. Wenn wir uns aus Büchern Raths erholen.
Einige brauchbare werden bemerkt.
288. 19ter Fall. Um neue Entdeckungen und Verbesserungen in der Oekonomie des Körpers zu machen.
Die Moden wechseln ab.
Wenn der Körper gesund, krank, fehlerhaft, oder ungesund ist.
Drey Arten von Krankheiten.
Heilung durch Herstellung der rechten Bewegung.
Exempel von Fiebern.
289. Es ist künstlich, glücklich zu heilen.
Lob geschickter Aerzte.
Warum die übrigen ihnen nicht lieber nachahmen.
Gefahr dabey.
Tadel unhöflicher Aerzte.
Was Erfahrung, eine gute Beurtheilungskraft und Routine wirken.
290. Wir sind in den ersten Grundsätzen ungewiß.
Verschiedene aufgegebene zweifelhafte Fragen.
Pulsschlag und Athemholen erkläret.
Neue Theorie davon.
Neue Theorie von der Zeugung und von den verschiedenen Geschlechtern.
Erläuterung aus dem Pflanzenreich.
291. Ungewißheit in der Art zu heilen.
Exempel von contagieusen Krankheiten.
von Aderlassen.
vom Gebrauch des Kampfers.
vom Friesel.
von Kribbelkrankheiten.
von Heilung durch Bewegungen.
von Heilung der Nervenkrankheiten.
Schluß.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münchhausen, Otto von, 1716-1774

Der Hausvater Mit Kupfern

Bd.: 4,2

Hannover 1772

Oecon. 1289-4,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297869-3
VD18 80013449